

Matthiae



August Matthiä

in

seinem Leben und Wirken

zum Theil nach seiner eigenen Erzählung

dargestellt

von

seinem Sohne

Konstantin.

Nebst einem lebensgeschichtlichen Abriß seines Bruders

Friedrich Christian Matthiä.

Quedlinburg,
in Kommission bei G. Basse.
1845.

Der
verwitweten Frau Kommissionsräthin
Amalie Asverus
geb. **Eichmann**
in Jena

im Namen
seiner jüngern Geschwister,
denen sie eine zweite Mutter war,
und
auß eigenem Drang
der Liebe und Verehrung
gewidmet
von

dem Verfaßer.

Vorwort.

Diese Lebensbeschreibung unseres verstorbenen Vaters, vor acht Jahren begonnen, dann zurückgelegt und vielfältiger Bedenken wegen eine Zeitlang ganz aufgegeben, ist mehrfachen Erinnerungen gemäß jezt wieder vorgenommen und vollendet worden, weil wir so den von uns und von einigen seiner ehemaligen Schüler in Altenburg gehegten Wunsch, dem Verewigten ein seiner Gesinnung entsprechendes lebendiges Denkmal zu gründen, am besten verwirklichen zu können hofften. Wir überlaßen also den nach Abzug der Kosten noch übrigen Ertrag dieses Buches dem Altenburger Lande, wo unser Vater seine längste und glücklichste Lebenszeit verlebt hat, zum Behufe einer Matthiäschen Stiftung, deren Zinsen alljährlich ein würdiger und bedürftiger Zögling des Altenburger Gymnasiums erhält.

Die Quellen, auß denen wir den Stof zu dieser Schrift genommen haben, sind von sehr mannigfacher Art. Vieles in den Abschnitten über Amsterdam und Belvedere war uns noch gegenwärtig auß der frühern Zeit. Denn unser Vater pflegte die Erlebnisse jener Tage, wenn er daheim im Kreiße der Familie saß oder eine heitere Gesellschaft bei sich sah, so oft und mit so viel Wärme zu erzählen, daß sie ein unverlierbares Eigentum unseres Gedächtnisses geworden sind. Dennoch würden diese Abschnitte etwas lückenhaft und dürftig außgefallen sein, wenn nicht Matthiäs ehemaliger Zögling, der nun auch schon gestorbene Dr. Wilhelm Berg v. Düssen Miulkerk,

Kommissär für die Stadt Amsterdam bei der Niederländischen Handelsgesellschaft, mit zuvorkommender Güte uns nicht nur eine Reihe von Nachrichten über Matthiä's Amsterdamer Leben aufgezeichnet, sondern auch alle jene Briefe zu beliebigem Gebrauche überlaßen hätte, die ihm auß Belvedere von unserem Vater geschrieben worden waren. Wir haben diese Briefe, die das Bild des Verstorbenen rein und treu wiedergeben, um seiner Schüler und Freunde willen so vollständig wie möglich mitgetheilt, selbst auf die Gefahr hin, daß sie manchem, dem unser Vater persönlich fremd war, Unterhaltung und Interesse nicht gewähren. Für den ersten Theil des Altenburger Lebens waren uns von Matthiä's Belvederischem Zögling, dem Pair von Frankreich Baron Eduard Mounier, die Briefe versprochen, die ihm jener in den Jahren 1802 — 1830 von Altenburg nach Paris geschrieben hatte. Die Außsicht auf diese werthvollen Materialien ist uns aber leider durch Mounier's vor einigen Jahren erfolgten Tod benommen worden. Ueber die Angelegenheiten des Altenburger Gymnasiums, die in Beziehung standen zu Matthiä's Leben und Wirken, gaben uns die von ihm zu Ostern jedes Jahres heraußgegebenen Nachrichten einigermaßen Außkunft. Auch der lebensgeschichtliche Abriß im Altenburger Hauskalender von 1838 ist gegen das Ende dieser Schrift, besonders in dem Abschnitt über Matthiä's schulmännische Wirksamkeit, benuzt, ja stellenweise sogar wörtlich wiederholt worden, wiewohl der ungenannte Verfaßer jener Skizze bei aller Anerkennung, die er dem Verstorbenen zollt, auf einseitigem Standpunkt steht und in dieser Befangenheit sich einige ganz unwahre Bemerkungen erlaubt hat, deren Berichtigung wir der Ehre des Verstorbenen schuldig waren (S. 170. 172. 178). Aber den reichsten Vorrath von Materialien für das Altenburger Leben haben wir von unserem Vater selbst. Nicht nur waren von ihm zur gelegentlichen Fortsetzung seiner Selbstbiographie (S. 1 — 19) alle Briefe von

einiger Bedeutung, die er empfangen und geschrieben, in der Urschrift oder Abschrift sorgfältig aufbewahrt, sondern er hatte sich auch schon früh ein besonderes Schultagebuch angelegt (S. 104), wo theils bemerkenswerthe Schulvorfälle angemerkt, theils seine amtlichen Berichte und die den Direktor oder das Gymnasium überhaupt betreffenden Verfügungen der Behörde, die leztern meistens ihrem Hauptinhalte nach, abschriftlich eingetragen, theils endlich eigene pädagogische Gedanken, erzeugt durch die Erfahrung des Augenblicks, verzeichnet waren. Am reichhaltigsten und außführlichsten waren diese Blätter in Bezug auf die amtlichen Erlebnisse der lezten Jahre. Hier fanden sich oft bogenlange Berichte über die Vorgänge eines einzigen Tages.

Alle diese Hilfsmittel haben wir in der vorliegenden Biographie, die auch Matthiäs ältester Tochter Adeline und seinem zweiten Sohne Bernhard einige werthvolle Beiträge verdankt, eben so vorsichtig als gewißenhaft benuzt. Wenn wir uns aber über die lezten Lebensjahre unseres Vaters bei dem reichsten Stoffe dennoch am kürzesten gefaßt; wenn wir eine Menge von wichtigen Thatsachen verschwiegen und manches bedeutende Schreiben zurückgehalten haben; so ist dies lediglich geschehn auß Rücksicht auf lebende Personen. Die amtlichen Wiederwärtigkeiten, die unsern Vater noch am Abend seines Lebens betroffen haben, sind in ihren Ursachen und ihrem Zusammenhange auch hier nicht dargelegt. Wir konnten es, aber wir wollten es nicht. Wir klagen keinen an von denen, die damals irgendwie mit dem Verstorbenen in amtlichem Verkehr gestanden. Auch mit den wenigen Thatsachen, die wir im lezten Abschnitt anführen musten, haben wir niemanden verletzen wollen. Gewis ist manche von den Kränkungen, die Matthiä damals erfahren hat, nicht auß der Absicht des Kränkenden gefloßen, sondern auß dessen Meinung, daß er so, wie er gehandelt, handeln muste. Hat sich aber einer an

dem Verstorbenen versündigt, so mag er es verantworten vor einem höhern Richter.

In unserer Familienbibel (s. unten S. 128) hat weiland unser väterlicher Großvater in Göttingen buchstäblich folgendes bemerkt:

„Anno 1769 den 25. Decemb. oder am 1sten Weihnachts-Tage, welches ein Montag, Nachmittags halb drey Uhr ist meine liebe Frau zum 5. Mahle glücklich niedergekommen, und zwar mit einem gesunden, wohlgebildeten, munteren Sohne, welcher am 28. desselbigen Monaths im Hause von Hn. Superintendenten Friederici getauft worden und von seinen Gevattern, nemlich dem Hn. Professore Medic. und Leib-Medico Rudolph Augustin Vogel und dem Hn. Doctore Juris Heinrich Christian Joep, die Nahmen August Heinrich empfangen hat. Der barmherzige Gott wolle ihn in seinem Gnaden-Bunde erhalten und ihm Gesundheit, Gedeihen, dauerhaftes Leben, Weisheit, Tugend, Glück und Segen schenken.

Ge Matthiae.“



Uebersicht des Inhalts.

Matthiäs Knaben- und Jünglingsjahre.

»Ich bin zu Göttingen den 25. Dez. 1769 geboren *). Mein Vater Georg Matthiä war dort Professor der Medizin, ohne jedoch außübender Arzt zu sein, und einer der Kustoden der Bibliothek, beschäftigte sich aber auß Neigung viel mit der Griechischen und Römischen Literatur und mit Lexikographie. In dieser Rücksicht hat ihm Joh. Matthias Gesner in der Vorrede zu seinem Thesaur. l. lat. ein Denkmal gesezt. Der eigentliche Familienname meines Vaters war Matthiessen, und er schrieb sich noch auf dem Titel seiner Bücher Georg Matthiesen Cimber. Er war 1708 zu Swesingen bei Husum geboren, wo sein Vater Clemens Matthiessen Prediger war, der aber 1738 nach Wefelsfleth bei Glückstadt versezt wurde. Seine Mutter war eine geborne Ferber auß Lucka im Altenburgischen, eine Nichte des Holstein-Gottorpschen Ministers Magnus von Wedderkopp, und sein Großvater, unser Aeltervater, Matthies Petersen auß Föhr ein glücklicher Wallfischfänger auf Grönland, von dem der Wallfisch und die Fortuna auf unserm Familien-Petschaft herrührt. Seine gelehrte Bildung erhielt mein Vater vor-

*) „Sehr deutlich," schreibt ihm sein Bruder d. 25. Dez. 1817, „erinnere ich mich an Deinen ersten Geburtstag. Man hatte uns ältere Kinder zu Amtmann Blums auf dem Plane geschickt und als Du zur Welt gekommen warest, ließ man uns rufen. Meine Schwester war sehr erfreut, ich nicht also, und ich ward erst dann einigermaßen besänftigt, als ich die Zuckerdüte empfieng, die Du mitgebracht haben solltest. Dieser Unwille kam daher, daß man mich vorher immer geneckt hatte, ich würde nun nicht mehr lange Hahn im Korbe sein. Du warst übrigens ein dicker, stattlicher Junge und bekamst eine kräftige Milch auß der Brust der Frau Müllerin zu trinken; auch gediehest Du sehr gut und erfreutest Dich bald meiner Zuneigung. Ein Muttersöhnchen warest Du aber als der sogenannte Nestpuddeck allerdings einigermaßen und freilich viel artiger und lieblicher als ich, der ich mich von außen nicht sonderlich außnahm und überdies gerade damals in die Flegeljahre zu treten begann." A. d. H.

züglich seit 1727 auf dem Hamburger Gymnasium unter Joh. Alb. Fabricius und Joh. Chr. Wolf; dann studierte er zu Helmstädt seit 1729 und zu Berlin seit 1732 Medizin. Im Jahre 1736 gieng er auf Veranlaßung eines seiner Verwandten, des Dr. Magnus Crusius, nach Göttingen und wurde dort bald darauf Kustos an der Universitätsbibliothek. Hier veränderte er nach der damaligen Sitte seinen Dänischen Namen in den Lateinischen Matthiae sc. filius, während die in Dänemark zurückgebliebenen Verwandten ihren ursprünglichen Namen beibehielten *). Meine Mutter war die Tochter des Predigers zu Dimarden bei Göttingen und von mütterlicher Seite mit dem Göttingischen Patriziergeschlechte der von Dransfeld verwandt. Meinen guten Vater habe ich nicht gekannt; er starb schon den 10. Mai 1773. In demselben Jahre den 7. Sept. verheirathete sich meine um 12 Jahre ältere Schwester mit dem damaligen Kurf. Mainzischen Kriegszahlmeister Reinhard, nachherigen Kammerrath, zu Erfurt. Dieser, um meine Mutter in ihrem Wittwenstande, da uns der Vater nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterlaßen hatte, zu unterstützen, nahm meinen um 6 Jahr ältern Bruder, Friedrich Christian, mit nach Erfurt und ließ ihn dort auf dem

*) „Die Latinisierung unseres Namens," schreibt sein Bruder aus Frankfurt im Nov. 1810, „ist im Grunde eine alberne, gelehrt-pedantische Grille im Geiste der damaligen Zeit, und schon öfters hat mich die Lust angewandelt mich ins künftige wieder Matthiesen zu nennen. Was meinst Du dazu?" Darauf erwiederte Matthiä: „Mich dünkt, es ist jezt zu spät. Wir haben beide unter dem Namen Matthiä geschrieben und müßen nun also in den gelehrten Zeitungen bekannt machen, daß wir künftig Matthiesen heißen wollten. Das würde zwar manche belustigen, aber es würde auch nicht an Spöttern fehlen. Unsere Verwandten in Dänemark würden schließen, daß wir ihnen eine etwaige Erbschaft streitig machen wollten. Gleichwohl wäre es möglich, daß die Wiederannahme des eigentlichen Namens unsern Kindern einmal vortheilhaft wäre, und erfahrene Juristen haben mir erzählt, wie oft die Namensveränderung die gerechtesten Ansprüche ungiltig gemacht oder wenigstens die Kompensierung der Kosten bewirkt hat. Und ihre Verwandtschaft mit den Matthiesen zu beweisen würde für unsere Kinder immer schwerer werden als für uns. Aber ich glaube nicht, daß mit der bloßen Wiederannahme des Namens dieser Zweck erreicht werde. Wahrscheinlich sind wir beide unter dem Namen Matthiä in das Kirchenbuch eingetragen, und wir müßen also beweisen, daß wir ein Recht hätten uns nun Matthiesen zu nennen. Dazu wäre nöthig im Nothfall gerichtlich beweisen zu können, daß unser Vater eigentlich so geheißen hätte. Können wir dies, so ist die Wiederannahme des wahren Namens Kleinigkeit. Doch wir müßen das Ding weiter überlegen. A. d. H.

evangelischen Gymnasium biß 1777 unterrichten. So behielt meine Mutter bloß mich bei sich. Als gesunder, kräftiger Knabe hatte ich weniger Sinn für das Lernen, als für starke Leibesübungen und Klopffechtereien mit den Kindern unserer Nachbarn, wodurch ich bald als ein böser Bube verschrieen wurde, während ich sonderbar genug im Hause an dem Spielen mit Puppen vielen Gefallen fand, biß ich sie einmal zufolge der Spöttereien einer meine Mutter besuchenden Freundin alle ins Feuer warf. Schon mit dem Lernen des A B C soll es sehr schlecht gegangen sein. Eben so wenig wollte mir das Lateinische und Griechische in den Kopf, besonders da mein Lehrer, ein Student, selbst so wenig Kenntnisse besaß, daß er mir, wie ich ihn einmal auf Veranlaßung meines Bruders fragte, wo dann der Piräische Hafen sei, der im Kornelius Nepos so oft vorkam, nach langem Suchen den Winkel zwischen Spanien und Frankreich zeigte, wo die Worte Pyrenaei montes standen, und wie ich ihn auf dieselbe Veranlaßung gebeten hatte mir etwas zum Uebersetzen auß dem Deutschen ins Lateinische aufzugeben, ließ er mich in Gellerts Briefen, die er zu dem Zwecke gewählt, Nro. 1. die Worte »doch was kann ich dafür« übersetzen: sed quid possum pro quo. Doch ermunterte mich derselbe Lehrer Deutsche Schriften zu lesen und versah mich z. B. mit dem Weißischen Kinderfreunde, einigen Gellertschen Schriften, Geßners Tod Abels und Idyllen, Kleists Gedichten u. s. w. Diese Lektüre zog mich sehr an und gewöhnte mich zuerst an eine geistige Beschäftigung; ich fieng selbst an Deutsche Verse zu machen, die meine Mutter entzückten. Aber obgleich ich diese gebeten hatte niemandem von meinen poëtischen Studien etwas zu sagen, hatte sie es doch in guter Absicht meinem Bruder verrathen. Dieser ließ sich von mir einige Gedichte geben, wozu ich natürlich die wählte, welche mir die gelungensten schienen. Aber wie er eines derselben gelesen, warf er sie mir vor die Füße mit den Worten: »Hm! dummer Junge, das ist ja alles auß Kleist gestohlen.« Er hatte ganz recht; ich aber habe seit der Zeit nie wieder ein Deutsches Gedicht gemacht.

Mein Bruder hatte wohl eingesehen, daß ich bei dem bißherigen Unterrichte nicht weiter kommen würde, und lag daher meine Mutter an mich auf das Göttingische Lyzeum zu schicken. Ich wurde daher 1780 an einem Morgen schön frisiert von meinem Bruder zu dem Direktor Prof. Eyring geführt, von diesem examiniert und nach

Sekunda gesezt. In einer der ersten Stunden rief mich der Konrektor Raff (der Verfaßer der Naturgeschichte ꝛc.) zum Exponieren in Sallusts Jugurtha auf. In der Stelle kamen die Worte sine me abire vor. Ich hatte nie etwas von einem andern sine gehört als von der Präposizion und übersezte also ohne Arg: ohne mich wegzugehn. Ein schallendes Gelächter erhob sich in der ganzen Klasse, und ich hieß von der Zeit an nur der kleine Sine. Aber dieser Spott ärgerte mich über die Maßen; von nun an studierte ich mit dem grösten Eifer das Lateinische und Griechische und brachte es ungefähr in einem halben Jahre so weit, daß ich zu den geschicktern Sekundanern gerechnet und der Liebling unseres Hauptlehrers, des Rektors M. Suchfort, wurde. Dieser war wegen seiner nie sich verleugnenden heitern Freundlichkeit und Nachsicht, sowie wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Lehrertalents bei uns im höchsten Grade beliebt, nur daß er zu viel Gefallen am Außmalen schlüpfriger Szenen, besonders bei der Erklärung von Ovids Metamorphosen, fand und dadurch vielfach schadete. Dagegen war uns der Konrektor Raff wegen seiner abstoßenden Austerität verhaßt und wegen der vielen Blößen, die er sich nicht nur im Lateinischen, sondern auch in seinen Hauptfächern, der Geographie und Geschichte, gab, nur wenig geachtet. Hierzu kam, daß ihm der Rektor Suchfort in hohem Grade abhold war, sich in seinen Stunden oft Spöttereien über ihn, doch ohne ihn zu nennen, erlaubte, alles, was wir ihm von Raffs falschen Erklärungen oder Sprachbemerkungen hinterbrachten, bereitwillig anhörte und bespöttelte, diejenigen lobte, die den Fehler bemerkt hatten, und wenn der Konrektor Klagen über Ungezogenheiten an die Lehrerkonferenz brachte, die ungezogenen Schüler mit Heftigkeit vertrat. Daher fürchteten wir ihn zwar, hatten aber gegen ihn nicht die mindeste Liebe oder Achtung. Dieses gieng so weit, daß, wie einst ein Epigramm bekannt geworden war, das Kästner auf seine Naturgeschichte gemacht hatte *), einige von uns dasselbe abschrieben und auf Raffs Katheder legten. So wenig ich auch den Mann liebte, so dauerte er mich doch, wie ich ihn erblaßen und eine Thräne in seinem Auge sah. Auch glaube ich darauß, daß er mir

*) In diesem Buche, wie sich's traf,
Sprach bald die Ziege, bald das Schaf.
Der Esel nur konnt' nicht zu Worte kommen:
Denn diese Stelle hat der Autor selbst genommen.

immer sehr wohl wollte, schließen zu können, daß ich ihn nie absichtlich gekränkt habe. Indessen muß er doch manche gute Seite gehabt haben, da ein in jeder Rücksicht verehrungswürdiger und verständiger Mann, der Hofrath Feder, seinen drei Söhnen fortdauernd von ihm Privatunterricht ertheilen ließ; was wir freilich nicht begreifen konnten. Wir lernten bei ihm nur wenig; desto mehr bei Suchfort. Die meiste Freude machte uns dieser dadurch, daß er uns zu Ovids Metamorphosen Lateinische Erklärungen diktierte. Wie er dies später, vielleicht auß Bequemlichkeit, unterließ, sezte ich es für mich selbst fort, indem ich auß Fabri thesaurus die Lateinischen Erklärungen der Wörter und Redensarten abschrieb und dann mit meiner gelehrten Präparazion unter meinen Mitschülern prunkte. Vielleicht hat dieses viel dazu beigetragen, daß ich schon in Sekunda ziemlich richtig Lateinisch schrieb; denn Uebungen im Lateinisch-Schreiben hatten wir nur einmal die Woche, wo uns der Rektor ein Extemporale diktierte und dann den Einen oder Andern von uns seine Uebersetzung an die schwarze Tafel schreiben ließ, welche wir Uebrigen dann rezensierten; daß wir zu Hause außgearbeitete Lateinische Exercitia dem Lehrer zur Korrektur abgeliefert hätten, kann ich mich nicht erinnern. In jenen Extemporalien trug ich gewöhnlich den Preis davon; denn ich hatte schon Schellers Latein. Sprachlehre ganz für mich durchstudiert; nur einmal ward ich sehr beschämt, wie ich orbis als femininum gebraucht hatte.

Ich blieb auß eigner Wahl drei Jahre in Sekunda. In Prima war unser Hauptlehrer der Direktor Prof. Eyring, ein durchauß rechtlicher ernster Mann, dessen Stunden aber höchst trocken waren. So blieb Suchfort noch immer unser liebster Lehrer. Schon in Sekunda hatte ich angefangen Lateinische Schriftsteller für mich zu lesen, namentlich den Julius Cäsar, der mich außerordentlich anzog; zur Belohnung meines Fleißes hatte ich auch am Hauptexamen zu Ostern 1783 die Außgabe von Morus als Prämie erhalten. Das Griechische hatte ich nur getrieben, soweit es zur Präparazion für die Schulstunden nöthig war. Ein Zufall machte, daß ich nun auch diese Sprache eifriger zu studieren anfieng. Ich hatte nemlich einen Mitschüler, von dem ich mich beleidigt glaubte, in der Klasse durchgeprügelt *). Der Direktor Eyring, dem der Gemis-

*) „Ich weiß noch sehr wohl," schreibt sein Bruder im Januar 1818,

handelte sein Schicksal geklagt hatte, ließ mich zu sich kommen und diktierte mir, nachdem er mir meinen Uebermut ernst verwiesen, einige Stunden Karzerstrafe, sezte jedoch gleich hinzu, daß er mich, da ich so fleißig wäre und so brav lernte, auch sonst mich immer sehr gut betragen hätte (meine täglichen Klopffechtereien waren ihm freilich nicht bekannt), nächsten Sonnabend Nachmittag um 2 Uhr auf die Schulbibliothek führen wollte, wo ich an dem Katalog schreiben sollte, und daß er mich um 5 Uhr, wenn er von der Universitätsbibliothek zurückkehrte, wieder herauslassen würde; den Schülern aber sollte ich sagen, ich müßte zu der Zeit ins Karzer wandern. Wie ich auf die Schulbibliothek kam, musterte ich erst die wenigen Bücher, die ich dort fand. Unter diesen zog nächst Hudsons Geographi graeci minores besonders H. Stephani thes. ling. gr. meine Aufmerksamkeit auf sich; ich freute mich für das Griechische ein Werk gefunden zu haben, das dem mir so lieb gewordenen Fabri thesaurus ähnlich war. An das Eintragen von Büchertiteln wurde nun nicht mehr gedacht; ich las unausgesezt im Griechischen thesaurus, und wie der Direktor mich abzuholen kam, war mein erstes ihn zu bitten, daß er mir erlauben möchte den thes. mit nach Hause zu nehmen. Die Erlaubnis wurde leicht erlangt, und so schleppte ich die vier Foliobände nach und nach auf meine Stube. Dort breitete ich sie auf einem langen Tische aus und las mit diesem thes. zuerst den Anakreon, dann das erste Buch der Iliade, die auf der Schule nicht gelesen wurde. Mit der Zeit wurde mir freilich das Wälzen der Folianten zu beschwerlich, und ich griff nun zu dem Skapula und dem Hederich; aber das Interesse für das Griechische war nun einmal geweckt, und ich fieng jezt an Griechische, wie früher Lateinische Schriftsteller für mich zu lesen, vorzüglich Xenophons Cyropädie, die wir auf der Schule, ich glaube bei Suchfort, zu lesen angefangen hatten. Ich hatte die Zeunische Ausgabe, und ich muß gestehen, daß ich aus dieser zuerst Griechisch gelernt habe. Eine andere Privatübung war diese, daß ich über Luzians Seegöttergespräche (von den Götter- und Todtengesprächen hatten wir in der Schule bei Suchfort diejenigen gelesen, die in der Seybold'schen Sammlung standen, so wie auch den Charon und die vitarum auctio) ei-

---

„daß Du ein tüchtiger πύκτης auf der Schule warst. Es existiert dort ein catalogus bibliothecae, den Du pro poena verfertigt hast." A. d. H.

nen Kommentar in Lateinischer Sprache außarbeitete, wobei ich bloß eine alte Baseler Außgabe hatte. Meine Thätigkeit wurde aber noch mehr aufgeregt, wie der damalige Prof. Reitemeier in Frankfurt an der Oder, ein geborner Göttinger, seine Außgabe des Zosimus, seine juristische Enzyklopädie und seine Preisschrift über den Bergbau der Alten nebst 4 Luidoren eingeschickt hatte, um sie an dem Jubiläum des Lyzeums 1786 als Preisgeschenke dem Schüler zutheilen zu laßen, der die beste Geschichte Roms biß zur Schlacht bei Aktium in Lateinischer Sprache schreiben würde. Ich machte mich sogleich an die Arbeit, nachdem ich mich mit dem Prof. Eyring darüber besprochen hatte; denn die Bewerbung geheim zu halten war nicht zur Bedingung gemacht worden. Zu dem Zwecke las und exzerpierte ich nicht nur den ganzen Livius, sondern auch den Dionys von Halikarnaß, den Appian, Plutarchs Lebensbeschreibungen der Römer, und wurde zu rechter Zeit mit meiner Geschichte fertig, der ich überall die Zitate beigefügt hatte. Der Preis konnte mir nicht entgehen, da der einzige Mitbewerber, der sich fand und wegen dessen ich das Motto gewählt hatte: Ἤ μ' ἀνάειρ' ἢ ἐγὼ σέ ꝛc., der Arbeit überdrüßig geworden war.

Zu Ostern 1786 valedizierte ich in einer Lateinischen Rede de legibus Atheniensium ad educationem pertinentibus, die ich ablas, und gieng zur Universität über. Meine Mutter und mein Bruder hatten mir sehr gerathen Medizin oder Jurisprudenz zu studieren; der Prof. Eyring hatte mir die Theologie und daher das Studium des Hebräischen empfohlen; ich selbst aber hieng an der Philologie und erlangte auch endlich soviel, daß ich zwei Jahre dieses mein Lieblingsfach studieren durfte, dann aber irgend eine Berufswißenschaft ergreifen sollte. Obgleich erst 16 Jahre alt, muß ich doch für dieses Studium hinlänglich vorbereitet gewesen sein, weil ich mich nicht erinnere in meinen akademischen Studien bedeutende Schwierigkeiten angetroffen zu haben. Ich hatte ja ziemlich viel gelesen, vom Homer zwar nur einige Bücher der Odyssee bei Eyring, aber für mich einen Theil der Iliade, ferner die Cyropädie, Cicero's Bücher de natura deorum (wovon mir das dritte Buch so misfiel, daß ich, wie wir es beendiget hatten, mein Exemplar, eine Nürnberger Außgabe, in ein Kellerloch warf) und de officiis, die drei ersten Stücke des Terenz, einen Theil des ersten Buches von Taciti annales (die Suchfort wählte, weil er die damals erscheinenden Zweibrückener

Ausgaben in Kommission genommen hatte, die mich aber im höchsten Grade langweilten, wie dieses wohl bei allen jungen Leuten der Fall ist, anstatt daß dieser Schriftsteller Männern, die schon einige Welterfahrung haben, einen hohen Genuß gewährt), und für mich den Kornel. Nepos, Julius Cäsar und Livius; auch hatte ich mich fleißig im Lateinisch-Schreiben geübt, weil mir dieses ein ganz besonderes Vergnügen gewährte und ich mir dadurch den Anstrich von Gelehrsamkeit zu verschaffen hoffte. Auf der Universität hörte ich anfangs bloß Heynen; die Logik im ersten halben Jahre zu hören hatte mir der vortreffliche Feder, bei dem ich mich dazu meldete, selbst wiederrathen, weil man, wie er sagte, erst Materialien des Denkens gesammelt haben müste, ehe man die Gesetze des Denkens in abstracto faßen könnte. Ich besuchte also bloß Heynes Kollegia, eines Mannes, den ich troz seiner Sonderbarkeiten und seines erbärmlichen Vortrags gleich von Anfang an mit der grösten Verehrung betrachtete und lieb gewann. Ich bewunderte seine außgebreitete Gelehrsamkeit, sein besonnenes Urtheil, seinen Scharfsinn, seine historische Kritik in den Vorträgen über Griechische und Römische Altertümer und Literatur, so wie seine lichtvolle Interpretazion und seinen Geschmack; alle andern Philologen, die ich hatte nennen hören oder die ich durch ihre Schriften kennen gelernt hatte, waren in meinen Augen nichts gegen diesen Mann *). Er behandelte mich immer mit großem Wohlwollen, ob er mir gleich zuweilen nach seiner Art sehr derb die Wahrheit sagte. Ich hatte ihn gleich im Anfang um Aufnahme in das philologische Seminarium gebeten, wenn eine Stelle erledigt wäre; wozu erforderlich war, daß, nachdem die neun eigentlichen Mitglieder des Seminars disputiert und interpretiert hatten, der Aspirant eine Probe seiner Tüchtigkeit im Disputieren und Interpretieren ablegte. Dazu hatte ich schon im Juni eine Abhandlung über die Medea des Euripides und Seneka außgearbeitet. Allein je näher der Tag kam, an dem ich disputieren sollte — es war der 17. Aug. 1786 —, desto größer wurde meine Angst. Ich war damals noch übermäßig blöde, so daß ich über und über roth wurde, wenn mich nur jemand ansah; dabei ängstigte mich der

*) „Heyne" schreibt Herder, „ist die edelste, feinste, wohlklingendste Seele, die man nie in einem Lateinischen Manne suchen und auch in Jahrhunderten vielleicht nicht finden wird."

Gedanke, daß ich noch nie Lateinisch gesprochen hatte; und nun sollte ich in Heynes großem Hörsaale vor 50 biß 60 Zuhörern in Lateinischer Sprache meine Dissertazion vertheidigen. Indessen die Sache war nun einmal nicht zu ändern. Ich gieng also mit Herzklopfen zu einem Mitgliede des Seminars, einem Freunde meines Bruders, dem Herrn Rüdiger auß Eisleben, und bat ihn mit gebührender Devozion mir zu opponieren. Dieser gewährte meine Bitte mit einer gewissen vornehmen Herablaßung, die mich verdroß und mich um so mehr wünschen ließ, daß ich den Kampf mit ihm rühmlich bestehen möchte. Endlich kam die gefürchtete Stunde. Meine Anrede an Heyne und meinen Opponenten hatte ich aufgeschrieben und las sie ab; ebenso Rüdiger. Dann gieng dieser zum Angrif über. Bei seinem ersten Einwurfe fiel mir gleich ein, was darauf zu antworten wäre; wie ich die Sache hatte, waren auch sogleich die Worte in Bereitschaft, und ich sprach Lateinisch, als ob ich mich schon Jahre lang darin geübt hätte *). Heyne gab meinen Gründen Beifall, und das Ende des Streites war, daß ich einen völligen Sieg davon trug. Am Ende des halben Jahres ließ mich Heyne zu sich kommen und zahlte mir 25 Thlr. in Golde auß, da ich schon seit Ostern Mitglied des Seminariums gewesen wäre.

Meine philologischen Studien giengen jezt ihren ruhigen Gang fort; ich las besonders Griechische Schriftsteller für mich, z. B. den Sophokles nach der Brunck'schen Außgabe, dessen Trachinierinnen ich den 23. Juni 1786 anfieng, aber erst den 2. März 1787 beendigte, und legte mir Adversaria an, in welche ich alles eintrug, was mir in sprachlicher und antiquarischer Hinsicht Merkwürdiges vorkam. Außerdem zog mich besonders die Mythologie an, und eine Aeußerung Heynes in dem Index scriptor. ab Apollod. laudd. s. v. Pherecydes (S. 993. der Außg. von 1783) veranlaßte mich die Fragmente des Pherecydes zu sammeln und nach den Büchern zu ordnen (ut totius libelli ordo et conspectus ante oculos poni posset). Schon im J. 1787 vertheidigte ich meine Abhandlung über die Anordnung der Fragmente, dieselbe, die ich nachher überarbeitet in Wolfs Analekten I. S. 321 einrücken ließ. Heyne schenkte die-

*) Hierauß schloß ich schon damals, daß es zum Lateinisch-Sprechen keiner besondern Vorbereitung bedürfe, sondern daß fleißiges Lesen und Schreiben dazu völlig hinreiche, und ich habe diese Bemerkung nachher vielfältig bei meinen Schülern bestätigt gefunden.

ser Arbeit seinen Beifall, und schon hatte ich sämmtliche Bruchstücke nach den Büchern geordnet und mit Anmerkungen versehen, als die Sturzische Außgabe erschien und meinen Plan vereitelte. Denn ungeachtet Heyne diese Arbeit nicht billigte und ich den Mangel an aller Anordnung und die Weitschweifigkeit der Noten tadeln zu müßen glaubte, so schien es doch damals nicht thunlich zwei Fragmentensammlungen desselben Schriftstellers so kurz aufeinander folgen zu laßen. Dabei aber hatte ich mich auch, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlaßung, mit den Homerischen Hymnen beschäftigt; diese schienen mir wegen der vielen verdorbenen oder verdorben scheinenden Stellen vorzüglich geeignet, um zur Probeschrift eines Philologen benuzt zu werden. Deswegen sammelte ich auch alles, was ich an Hymnen im Altertume auffinden konnte. Im J. 1789 wurde mir auch von Heyne die Vergleichung zweier Handschriften der Griech. Novellen, eines Cod. Meermann. und eines andern des Viglius ab Aitrema, für Spangenberg aufgetragen.

Um diese Zeit wurde mir der Umgang mit Schlichtegroll, Lenz, nachherigen Professoren in Gotha, und Wachler, Konsistorialrath und Prof. in Breslau, die von Jena nach Göttingen kamen, sehr nüzlich. Ich sprach damals beßer platt- als hochdeutsch, und auch mein Hochdeutsch war sehr mit Plattdeutschen Redensarten untermischt. Durch die Spöttereien jener Freunde veranlaßt fieng ich nun an mehr Sorgfalt auf die Muttersprache zu wenden. Zugleich führten sie mich in die Deutsche Journal-Literatur ein, wodurch ich gereizt wurde an allem, was damals im Felde der Wißenschaft und der allgemeinen Bildung Merkwürdiges geschah, lebhaften Antheil zu nehmen. Noch mehr geschah dieses durch Alexander von Humboldt, der etwas später nach Göttingen kam, mit dem ich fast täglich zusammen war, und in dessen Gesellschaft ich häufig Spaziergänge nach den benachbarten Belustigungsörtern und Sonntags früh oft schon um 4 Uhr, meistens in Begleitung des nachherigen Gothaischen Prof. Kries, eines uns besonders lieben Freundes, weitere Außflüge in die Umgegend machte, die mir zwar manchen Aerger, da diese nach jedem Gräschen und Blümchen liefen und es dann zergliederten, aber auch unendlich viel Vergnügen gewährten. Unter den übrigen Studierenden hatte ich wenig Bekanntschaft. Es lag nicht in meinem Karakter mich unter den großen Haufen zu werfen, und am wenigsten fand ich an der Gattung von Belustigungen und

Außschweifungen Gefallen, die das Studentenleben schon damals zu karakterisieren begannen. Ich beschränkte mich mehr auf die Wißenschaft und auf den Umgang mit wenigen, wiewohl ich mich auch so manches losen Streiches rühmen kann, den ich als Student habe außgehen laßen. So denke ich noch mit großem Spaß daran, wie ich eines Abends über die Straße gieng und von mehrern Studenten gebeten wurde einen Kanonenschlag zu legen, den sie mir darreichten. Ich that es und gieng langsam weiter, während die Uebrigen auf und davon liefen, sobald die Explosion geschehen war. Im Nu waren auch die Häscher da. Sie liefen an mir Unschuldigem, der ruhig seines Weges gieng, vorüber und sezten mit ihren Stangen den Fliehenden nach, die ihre Verführung mit mehrtägiger Gefängnisstrafe büßen musten.

Auch auf den Gang meiner Studien hatten jene Freunde Einfluß. Biß jezt hatte ich mich nur mit Philologie beschäftigt; jene aber, die schon bei Ulrich in Jena philosophische Kollegia gehört hatten, sprachen oft mit einander über dergleichen Gegenstände, und ich ärgerte mich dann nicht mitsprechen zu können. Ich dachte also mit Ernst daran philosophische Kollegia zu besuchen. Ehe es dazu kam, musterte ich einmal auf der Bibliothek die Titel der philosophischen Werke. Da kam mir Locke essai sur l'entendement humain vor. Ich schloß auß dem Titel, daß dieses Werk für meine Umstände paßen müste und bat es mir auß; denn als Sohn eines ehemaligen Bibliothekars hatte ich die Erlaubnis mir Bücher auf meinen Namen geben zu laßen. Allein das Werk genügte mir nicht; unter Philosophie hatte ich mir etwas ganz anderes gedacht, als ich hier fand. Ich gieng also wieder auf die Bibliothek, um ein anderes Buch über Philosophie zu suchen. Da fand ich Leibnitz nouveaux essais. Sogleich wurde auch dieses mit nach Hause genommen; links legte ich den Locke, rechts den Leibnitz, und verglich Paragraph für Paragraph mit einander. Das war etwas ganz anderes; Leibnitz schien mir der echte Philosoph zu sein. Bei diesen Studien, die ich ganz geheim gehalten hatte, überraschte mich einst Lenz; er wunderte sich, daß ich, wenn ich einmal Geschmak an philosophischen Schriften fände, nicht lieber Kant studierte; dieser hätte den wahren Glauben; sein Hauptwerk, die Kritik der reinen Vernunft, sei so eben in einer zweiten Auflage erschienen; es sei zwar erstaunlich schwer, so schwer, daß der berühmte Engel einmal bei

der Anstrengung, die ihm das Verständnis desselben kostete, in Ohnmacht gefallen sei; allein es kämen auch sehr viele herrliche und ansprechende Stellen darin vor, welche die Mühe des Lesens hinlänglich vergüteten. Dadurch bewogen gieng ich mit Lenz sogleich in die Buchhandlung und kaufte das Werk. Ich konnte kaum die Zeit erwarten, biß ich es vom Buchbinder zurückerhielt, und nun warf ich mich mit einer Begierde darüber, daß ich alles andere liegen ließ. Es gieng mir ganz, wie Lenz gesagt hatte; sehr vieles, ich möchte sagen das Allermeiste, verstand ich nicht; diese Stellen bezeichnete ich mir am Rande mit Bleistift; oft half ich mir auch mit Schmidts Wörterbuche oder zog Lenzen zu Rathe. So wurde mir wenigstens der Hauptsaz der Kantischen Lehre, daß wir die Dinge nicht erkennen, wie sie an und für sich sind, sondern wie es unser Auffaßungsvermögen verstattet, so wie der Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen allmählich deutlich, und dadurch wurde mir wieder das Verständnis vieler anderer Stellen geöffnet. Dabei fand ich so viel schöne und erhabene Stellen, und die strenge Folgerichtigkeit seiner Untersuchungen feßelten mich so, daß ich das Werk biß zu Ende durcharbeitete. Zur Erholung las ich nun Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, die mich vollends entzückte. Dann fieng ich die Kritik der reinen Vernunft von vorn an und hatte das Vergnügen mehrere Striche des Bleistifts wieder außlöschen zu können. Ueberhaupt habe ich auf der Universität dieses Werk wenigstens viermal gelesen, und dadurch kam ich so weit, daß ich schon vor meinem Abgange überall darin, sowie in der Kritik der praktischen Vernunft, zu Hause war, Kants Lehrsätze jederzeit mit dem größten Eifer vertheidigte, eine in der allg. Deutschen Bibl. befindliche Rezension der Kantischen Kritik mit großem Fleiße in mehrern Bogen wiederlegte *) und auch für mich mehrere philosophische Aufsätze

*) Dasselbe that er späterhin von Weimar auß in Bezug auf die „Metakritik" von Herder. Auf diese philosoph. Studien bezieht sich übrigens, was Matthiä i. J. 1829 seinem ältesten Sohne nach Leipzig schrieb: „**Te non praepostere acturum censeo, si metaphysicam primo loco tractabis, modo ne ontologiae dumetis statim ab initio deterreare. Ego quoque philosophiae studium a metaphysica incepi, et quidem a Leibnitzii et Kantii operibus; logicam cane pejus et angue vitabam. Post demum intellexi, et quidem metaphysicis quaestionibus tractandis, quantum in ea et**

machte. Von Feders philosophischen Vorlesungen hatte ich nun zwar keine sonderliche Erwartung; allein ich wuste, daß er sich gegen die Kantischen Lehren immer mit der grösten Ruhe und Mäßigung außsprach und sich dadurch als einen Mann bewies, dem es nur um Wahrheit zu thun war; ich hatte ihn als einen höchst achtungswerthen Mann, als ein wahres Muster der Humanität von andern schildern gehört und zum Theil selbst kennen gelernt; außerdem hielt er ein philosophisches Disputatorium, an welchem ich Theil zu nehmen nicht füglich hoffen konnte, ohne ihn gehört zu haben. Ob ich die Logik und Metaphysik bei ihm gehört habe, weiß ich nicht mehr; aber die Vorlesungen über die praktische Philosophie besuchte ich sehr fleißig und wurde durch seinen fließenden, nie unterbrochenen und in Ansehung der Sprache wahrhaft schönen Vortrag angezogen. In dem Disputatorium verfocht ich oft Behauptungen, die Federn anstößig waren, z. B. wie ich den Sündenfall mit der Fabel vom Prometheus verglich, eine Behauptung, von welcher Feder sagte, man dürfe sich nicht laut dazu bekennen, oder vertheidigte als Respondent und Opponent Kantische Ansichten. Einen Beweis meiner Hartnäckigkeit gab ich, wie ich einst den Disputierenden, ich glaube es war Lenz, durch meine auß der Kantischen Schule genommenen Argumente so in die Enge getrieben hatte, daß Feder seine Partei nehmen zu müßen glaubte, ich mich aber nicht werfen ließ, sondern ihm mutig wiederstand, biß dieser nach der Uhr sah und mit dem Außruf »mein Gott! unsere Zeit ist schon lange vorüber« dem Streit ein Ende machte. Es war halb neun Uhr; allein die Zuhörer waren alle ruhig sitzen geblieben. Feder aber ward in solchen Fällen nie unwillig, sondern sprach immer mit der grösten Gelaßenheit und Humanität, was ihn mir noch werther und achtungswürdiger machte. Auch gab er mir, so oft ich bei ihm war, fortdauernd unzweideutige Beweise von Wohlwollen und Liebe.

Bald bot sich mir auch eine Gelegenheit dar öffentlich mit einem philosophischen Schriftchen aufzutreten. Im Jahre 1788 wurde von der philosophischen Fakultät die Preisfrage gestellt: Quibus rationibus ac momentis virtus nullo religionis praesidio munita sese commendare ac tueri possit. Diese Frage unternahm ich zu be-

---

praesidii esset et vero etiam iucunditatis, si quis satis materiae philosophicae congestum haberet.“

antworten und war so glücklich im folgenden Jahre den Preis zu erhalten. Feder urtheilte von der Abhandlung in den Götting. gel. Anzeig. von 1789. 146. St., sie habe sich durch Außwahl und Gedrängtheit der Ideen und durch Reinigkeit des Stiles außgezeichnet. Heynes Urtheil steht in den Opusc. acad. IV. p. 113 f. Wie ich nun kurz darauf zu dem damaligen Prorektor Hofrath Runde durch den Pedell zitiert wurde und meine Mutter über diese Vorladung in die gröste Angst gerieth und mich mit Fragen bestürmte, was ich denn gethan hätte, daß ich zum Prorektor kommen sollte, machte ich mir den grausamen Spaß sie in der Ungewisheit zu laßen, hielt aber, wie ich wiederkam, die goldne Preismedaille zur Thüre hinein, wodurch dann ihre Freude desto größer wurde. Dieses Ereugnis hatte noch andere Folgen: man lud mich honoris causa zu dem Universitätsball ein, womit am 4. Juni immer der Geburtstag Georgs III. gefeiert wurde; ich empfieng dort die Glückwünsche mehrerer Professoren, wurde den drei Englischen Prinzen und ihrem würdigen Oberhofmeister, dem Obersten von Malortin, vorgestellt, muste den nächstfolgenden Sonntag bei der Cour erscheinen und wurde in der folgenden Woche zur Abendtafel gezogen, was sich auch nachher noch öfter wiederholte: lauter Umstände, die nothwendig auf meine äußere Bildung vortheilhaft wirken musten.

Meine übermäßige Blödigkeit, von der ich oben eine Probe gegeben, hatte ich übrigens schon 1788 zufolge einer Reise nach Erfurt abgelegt, wo mich mein Schwager Reinhard, der mich auf das liebevollste aufnahm, eines Abends in eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen führte und dort nicht nur mehrern Professoren und andern seiner Freunde, sondern auch dem H. General vom Berge, dem H. General auß der Stadt, und sogar dem H. Koadjutor von Dalberg, nachherigem Großherzog von Frankfurt, vorstellte. Das war der schrecklichste Abend meines Lebens. Aber soviel hatte ich dabei gewonnen, daß ich nach meiner Rückkehr nicht mehr roth wurde, wenn mich jemand ansah.

So theilte ich meine lezten Universitätsjahre zwischen Philologie und Philosophie. Diese hörte ich aber nur bei Feder; denn Meiners war mir als ein Mann geschildert worden, der gegen Kant sehr leidenschaftlich eingenommen und auch sonst sehr inhuman wäre. Er hätte, sagte man, nach Kants Außdrucke in der Vorrede zu den Prolegomenen sich selbst des Urtheilens enthalten und abwarten sol-

len, biß die damaligen philosophischen Streitigkeiten ein Ergebniß herbeiführten, das er dann in seine Sammlungen eintragen könnte *). Außerdem hatte ich in einem Hefte über Aesthetik, das mein Bruder bei ihm nachgeschrieben hatte, das Urtheil gelesen, Homer habe weiter nichts Vorzügliches als einen sehr harmonischen Versbau. Ueber die Geschichte hörte ich erst später bei Spittler; denn gegen Schlözer hatte ich ein Vorurtheil, weil mir seine Physiognomie zuwieder war und weil er den Agamemnon und Menelaus Schulzen von Mycenä und Sparta nannte. Auch Spittler schien mir die alte Geschichte zu sehr zu modernisieren, nicht zu gedenken, daß er einen keineswegs anziehenden Vortrag hatte. Dagegen hörte ich die reine Mathematik bei Kästner, auf dessen Vorlesungen ich mich immer sehr sorgfältig vorbereitete. Aber weiter als biß zur Trigonometrie hielt ich es nicht auß. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich mich freute, als ich das theorema Pythagoricum verstehen gelernt hatte. Und noch viel größer war meine Freude, wie ich in Bodes Anleitung zur Kenntnis der Erdkugel, die ich für mich studierte, den Newtonschen Beweis für die Abplattung der Erde unter den Polen durch die Außmeßungen zu Cayenne und Torneå bestätigt fand. Aber der Rest des Buches war mir ungenießbar, weil ich nichts von Trigonometrie verstand. Die Physik bei Lichtenberg war mir wegen des anspruchslosen, natürlichen und gleichwohl höchst geistreichen und witzigen Vortrages, aber auch wegen der übergroßen Schüchternheit des Mannes, die er allemal in den ersten zwei biß drei Wochen bewies und worin er mit Kästner große Aehnlichkeit hatte, ein sehr anziehendes Kollegium, so wie auch die Naturgeschichte bei Blumenbach. Ich hörte ferner die allgemeine Literargeschichte bei Eichhorn, selbst die Archäologie bei Heyne, obgleich diese sonst nur reiche Leute hörten, die nach den Universitätsjahren Italien zu bereisen gedachten; ich aber zahlte ohne Bedenken 4 Luidore; denn obgleich mir meine Mutter nur sehr wenig geben konnte, so hatte ich doch auß dem Seminarium jährlich 50 Rthlr. und andre 50 Rthlr.

*) Man erzählte die Anekdote, wie er einst auf einer Reise mit Lessing zusammengetroffen und in einen gelehrten Streit gerathen wäre. Wie er sich hierbei sehr derb geäußert, hätte Lessing ihn auf einmal gefragt, „Um Verzeihung, was für ein Landsmann sind Sie?“ Auf Meiners Antwort: „Ich bin auß dem Lande Habelen,“ habe Lessing geantwortet, „So, so!“ und sei mit einer Verbeugung fortgegangen.

von einem Stipendium, das ich der Güte des Geheimen Kabinet-Sekretärs von Hugo in Hannover verdankte. Dieser Mann, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr zu Großenschneen bei Göttingen, wo mein Oheim sein Gerichtshalter war, überraschte einst meine Mutter, meinen Oheim und mich beim Mittagseßen und wollte unser Gast sein. Während meine Mutter mit der Zubereitung beßerer Gerichte beschäftigt war, ließ er sich mit mir in ein Gespräch über meine Studien, meine Außsichten, über Göttingische Professoren und akademische Verhältnisse ein. So kamen wir auch auf den Hofmedikus Zimmermann in Hannover, der damals durch die Bekanntmachung seiner Unterredungen mit Friedrich dem Großen viel Aufsehen gemacht hatte. Da theilte ich ihm die witzige Anwendung mit, die Kästner von einer Stelle in Boileau's Satiren *) auf ihn gemacht hatte, welche den H. Geh. Kabinet-Sekretär höchlich belustigte. Nach Tisch wünschte er die Bibliothek zu sehen. Ich erbot mich zu seinem Begleiter, um so mehr, da ich mich auf der Bibliothek genau orientiert hatte; denn ich hatte die Erlaubnis des Morgens von 9 — 12 dort zu arbeiten, wo sonst nur die Bibliothekare oben waren. Auf der Bibliothek fand ich nicht gleich einen Aufseher, der meinen Fremden hätte herumführen können; ich übernahm also das Amt selbst, führte ihn zu dem historischen Fache und holte die Bücher, die er zu sehen wünschte, selbst herauß. Da bemerkte ich den Professor, nachherigen Hofrath Reuß, der in einem Winkel stand und uns aufmerksam beobachtete. Ich sprang zu ihm hin, nannte ihm den Fremden, den ich herumführte, und bat um Verzeihung meines Vorwitzes. Er gieng sogleich selbst zu dem Herrn von Hugo und zeigte diesem nun mit unermüdeter Bereitwilligkeit alles, was die Bibliothek Merkwürdiges hatte. Diese meine Dienstfertigkeit, besonders daß ich H. Reuß herbeigeholt, hatte nachher H. v. Hugo gegen meinen Oheim außerordentlich gerühmt und gleich nach seiner Rückkehr nach Hannover erhielt ich die Anweisung auf das angegebene Stipendium. Zu diesen Unterstützungen kam noch, daß keiner der Professoren von

---

*) L'un en style pompeux habillant une eglogue
De ses rares vertus te fait un long prologue,
Et mêle en te louant soi-même à tout propos,
Les louanges d'un fat à celles d'un héros.
In der unten stehenden Note ward der Mann Charpentier genannt.

mir als dem Sohne eines ehemaligen Kollegen ein Honorar nahm, wovon bloß Heyne in der Archäologie eine Außnahme machte.

Neben den erwähnten Studien beschäftigte ich mich auch mit neueren Sprachen. Gegen das Französische hatte ich von jeher einen Wiederwillen gehabt, vielleicht weil ich immer so viel von der Leichtfertigkeit und dem Uebermute hörte, mit dem sich die Franzosen in Göttingen während des siebenjährigen Krieges betragen hatten. Binnen vier Jahren hatte ich in der Privatanstalt des Herrn Peaumé, eines Mannes, der, seines Zeichens ein Koch, im siebenjährigen Kriege mit seinen Landsleuten nach Deutschland gekommen war, nicht viel mehr gelernt als Bon jour, Monsieur; Bon jour, Madame; Bon jour, Mademoiselle; Formeln, die ich alle Morgen um 12 Uhr und Abends um 6 Uhr hersagte, wenn unsere Magd mich abholte. In den Stunden saß ich bei Mademoiselle, deren Liebling ich war, wurde zuweilen von ihr im Lesen geübt, ließ mir aber noch öfter von ihr Geschichten erzählen. Doch müßen späterhin stärkere Forderungen an mich gemacht worden sein; denn ich erinnere mich noch, daß ich einmal eine ganze Stunde lang zur Strafe auf einem Erbsensack knieen muste mit einer großen Pappe auf der Brust, auf der ein Esel gezeichnet war; warum, das weiß ich nicht mehr. Nun konnte ich vollends nicht mehr in dieser Anstalt bleiben. Mein Bruder meinte, ich müste doch so viel Französisch können, daß ich ein leichtes Buch für mich lesen könnte. Da muste ich mich dann mit les aventures de Joseph Pignata von dem Professor der Französischen Sprache und der Tranchirkunst, Colom du Clos, herumplagen. Als Primaner nahm ich endlich mit einigen andern Schülern Privatstunden bei einem Studenten und kam so weit, daß ich Französische Schriften wie Marmontels Contes moraux privatim lesen konnte. Mehr Lust hatte ich zum Italiänischen, das ich ganz für mich auß Veneronis Sprachlehre und Ebelings Aufsätzen lernte, und zwar erst ganz insgeheim, in Abwesenheit meines Bruders, der sich viel mit dieser Sprache beschäftigte. Dieser hatte die Korrektur einer Ital. Chrestomathie übernommen, die der Sprachmeister Calvi heraußgab. Einmal kam eine solche Korrektur, wie er gerade außgehen wollte, und um schneller fertig zu werden, muste ich ihm das Manuskript vorlesen; er meinte, es schadete nichts, wenn ich auch die Wörter unrichtig außspräche. Desto mehr erstaunte er, wie er mich das Italiänische richtig lesen hörte. Nachdem ich ihm berichtet, wie ich es

gelernt, sagte er, ich hätte zwar etwas gescheideres thun können; da ich es aber einmal gelernt hätte, so möchte ich es in Gottes Namen fortsetzen. Mit einem wahren Heißhunger dagegen warf ich mich gleich im ersten Semester auf das Englische. Alles Englische hatte ich ja von jeher als das Vorzüglichste rühmen hören, und wir Hannoveraner bildeten uns nicht wenig darauf ein Unterthanen des Königs von England zu sein. Wie ich während des Amerikanischen Krieges die an England verkauften Hessen, worunter viele Knaben waren, mit dem Außdruck der tiefsten Traurigkeit, von weinenden Weibern und Mädchen begleitet, durch Göttingen ziehen sah, dann bitterlich weinend nach Hause kam und meine Mutter fragte, ob ich denn auch fort müste, antwortete sie mit stolzem Selbstgefühl: »Nein, du bist ein Hannoveraner.« Schon als Knabe betrachtete ich mit Bewunderung einen Engländer Vaughan, wenn er in Begleitung seines Hofmeisters, eines Englischen Geistlichen, der aber fast noch toller war als sein Zögling, vor das neben dem unsrigen liegende Haus eines Schneiders gesprengt kam und sich auf dem Pferde das Maß zu neuen Beinkleidern oder gar zu einem neuen Rocke nehmen ließ. Dann legte ich mich gewis weit zum Fenster hinauß, um die bewunderte Sprache reden zu hören, von der ich zwar nichts verstand, die mir aber den Außdruck der grösten Bestimmtheit und Kraft zu haben schien. Jezt lernte ich die Anfangsgründe derselben bei Herrn Emmert, dem gesuchtesten Englischen Sprachmeister, und mit solchem Eifer legte ich mich auf die Erlernung der Sprache, daß ich schon nach einem Monate mit völliger Beistimmung meines Lehrers die Privatstunden aufgeben und das Studium mit Hilfe von Bailey's dictionary, wo die Außsprache nach Emmerts Urtheil sehr richtig angegeben war, für mich allein fortsetzen konnte. Da wurden dann der vicar of Wakefield, der spectator, Robertsons Leben Karls V, der ganze Gibbon ꝛc. fleißig studiert und manche Abhandlung für Buhle übersezt, der sie in einer, ich weiß nicht mehr welcher Sammlung drucken laßen wollte.

Je näher aber die Beendigung meiner akademischen Studien heranrückte, desto heftiger ward in mir das Verlangen mich außerhalb Göttingens umzusehen. Meine Freunde, besonders Lenz, Schlichtegroll und Kries, machten während der Ferien in der Regel Fußreisen, einmal selbst biß nach Hamburg, und erzählten dann nach ihrer Rückkehr, was sie auf ihren Reisen alles gesehen, gehört

und erfahren hatten; ich aber war nur in Erfurt und später einmal in Kassel gewesen. Da kam es mir dann sehr gelegen, wie mich einmal Professor Heeren zu sich kommen ließ und mich in Auftrag eines in Amsterdam als Hauslehrer lebenden Landsmannes fragte, ob ich eine ähnliche Hauslehrerstelle in Amsterdam annehmen wollte. Die Stelle schien sehr vortheilhaft: 1000 Holl. Gulden jährlich nebst einem Neujahrgeschenke, freies Frühstück und Mittagseßen — bloß für Wohnung und Abendeßen sollte ich selbst sorgen —; ich sollte mich auf 6 Jahre verbindlich machen und dann noch eine Gratifikazion erhalten. Mehr konnte ich nicht verlangen. Meine Mutter war zwar nicht recht damit zufrieden, daß sich ihr Goldsöhnchen so weit von ihr entfernen sollte. Doch ich konnte ja einmal nicht immer in Göttingen bleiben, und solche Gelegenheiten boten sich nicht alle Tage. Ich willigte also ein und machte mich zu meiner großen Reise fertig.«

Matthiä in Amsterdam.

Zu Anfange des Jahres 1789 reiste Matthiä nach Amsterdam ab. Groß mag, seinen spätern Beschreibungen nach, der Eindruck gewesen sein, den diese damals noch erste Handelsstadt Europas, sowie der Zuyder Zee und die von Haarlem auß bei erster Gelegenheit besuchte Nordsee auf den zwanzigjährigen Jüngling machte, der früher fast nichts der Art gesehn hatte als sein Göttingen und die vaterländische Leine. Viel sprach er nachmals von den vielen Kanälen Amsterdams *) mit ihren Spallieren und Brücken, die der Stadt das Ansehn einer Inselgruppe gaben; von der Katharinenkirche mit Ruyters Denkmal; von dem auf 13000 Eichenstämmen gebauten, weltberühmten Rathhause, jezt königlichem Schloße; besonders von den Kaffeehäusern, die er späterhin sehr fleißig besuchte, und von dem Theile der Bevölkerung, die Amsterdam vornehmlich karakterisierten, den Fischweibern und Matrosen. Mit Wohlbehagen gedachte er auch seiner zahlreichen Waßerfahrten, seiner häufigen Bäder im Kraftsalze der See, wenn ihm eine neckische Welle unvermutet über das Haupt

*) Es wird von 90 Kanälen durchschnitten, die größtentheils mit Bäumen eingefaßt sind und über die 300 Brücken führen.

geschlüpft war, und des schmackhaften Fleisches der Seefische, die er, so oft nachmals Fisch auf die Tafel kam, auf Kosten der Hechte und Karpfen immer lebhaft herausstrich. Mit Begeisterung sprach er aber namentlich von dem erhabenen Schauspiel, das es ihm damals gewährt hatte, wenn ein ankommendes Kauffahrteischif, vorher nur ein kleiner schwarzer Punkt am fernen Horizont, allmählich immer größer daherschwankte und endlich in seiner ganzen Majestät vor Augen lag, oder wenn der Hafen voll Schiffe war und die Strahlen der Abendsonne die wehenden Flaggen Oraniens vergoldeten. Zu tadeln fand er an Amsterdam nur wenig. Das Glockenspiel der Oude Kerk (der alten Kirche), das den Ankommenden so freundlich begrüßt hatte, ward ihm allmählich durch seine ewige Wiederkehr zum Ueberdruß, und noch mehr ekelte ihn der mephitische Geruch an, der fortwährend auß den Kanälen aufstieg. Als eine Sonderbarkeit muß noch erwähnt werden, daß Matthiä sich anfangs nur mit Zittern und Zagen auf die hohe See wagte, ja das erste Mal nur biß auf die untersten Stufen der Strickleiter kam, die zu dem Schiffe führte, und dann unter dem lauten Gelächter der Matrosen wieder zurücklief.

Die Verhältnisse, in die Matthiä eintrat, waren im ganzen von sehr angenehmer Art. Sein Prinzipal, der reiche Kaufmann Willink, den man im Lande für einen Millionär schäzte, wiewohl von etwas mistrauischer Natur, schien dennoch ein Muster von Rechtlichkeit, und Matthiä konnte seine zuvorkommende Güte nicht genug rühmen. Auch an seinen beiden Zöglingen William und Daniel Willink muß er mit Liebe gehangen haben; denn von Belvedere auß ward fast in jedem Briefe, den er an Wilhelm Berg schrieb, Erkundigung über diese seine vormaligen Lehrlinge eingezogen, und mancher freundliche Brief ist noch von dort auß an sie gerichtet worden.

Dessenungeachtet blieb er kaum zwei Jahre im Willinkschen Hause. Ueber den eigentlichen Grund seiner Entfernung hat er sich nie deutlich außgesprochen. Doch ist es Thatsache, daß Willink einen kränkenden Argwohn gegen ihn hegte, der ihn veranlaßte ohne weiteres seinen Abschied zu nehmen. Willink war sehr betroffen und suchte ihn auf alle mögliche Weise zu halten: er bat selbst und ließ durch des Beleidigten Freund Hieronymus de Bosch bitten; allein auch dieser, von Matthiäs Gründen unterrichtet, erklärte, daß er ihm seinen Abgang nicht verdenke.

Matthiä lebte jezt eine Zeitlang für sich. Er erzählte, daß es ihm damals nicht wohl zu Mute gewesen sei; denn nach Deutschland schon wieder zurückzukehren habe er sich geschämt, und doch habe er noch nicht so viel verdient gehabt, um länger in dieser Weise zu bestehn. Es war also ein besonderes Glück, daß eines Tages der Amsterdamer Kaufmann Herr Berg zu ihm ins Zimmer trat und ihn ersuchte seinen jüngsten Sohn Wilhelm und einen Knaben auß der Nachbarschaft, Namens Stabnitski, zu unterrichten. Die Bedingungen waren im ganzen dieselben, wie bei Willink; bloß für Wohnung und Eßen sollte er selbst sorgen.

Sieben glückliche Jahre folgten. Er bezeichnete sie als die wichtigsten seines Lebens; denn alles habe sich damals in Amsterdam vereinigt, was auf eines Menschen Geist und Karakter anregend und bildend wirken könne.

Außerordentlich war die Güte und Freundlichkeit, womit man ihm von seinem ersten Eintritt an im Berg'schen Hause begegnete. Noch im hohen Alter dachte er nicht leicht an Amsterdam zurück, ohne sich in die Mitte dieser wackern Familie zu versetzen, die er als sehr liebenswürdig und gebildet schilderte. Die Aufrichtigkeit und Wärme, womit er an seinem Zögling Otto Wilhelm Berg und dieser an ihm hieng, ist nicht allein auß dem vertraulichen Briefwechsel zu entnehmen, den diese beiden noch 12 Jahre und länger nach Matthiäs Rückkehr unterhalten haben, sondern auch auß dem Zutrauen, das Berg in seinen ehemaligen Lehrer sezte, als er ihn i. J. 1824 von Amsterdam auß bat, daß er ihm einen Deutschen Hauslehrer für seine Kinder verschaffen möchte. »Ich für meinen Theil,« schrieb er bei dieser Gelegenheit, »trage noch immer Ihr Andenken mit dankbarem Gefühle in meinem Herzen, und ich würde es unter die frohsten Augenblicke meines Lebens rechnen, wenn mir das Schicksal nochmals erlauben sollte Sie nach so langer Trennung wieder zu sehn.« Einmal war es ihm schon gelungen. Im Herbst des J. 1810 hatte Matthiä die Freude seinen vormaligen lieben Lehrling, der auf einer Geschäftsreise nach Wien begriffen war, in seinem Hause in Altenburg willkommen zu heißen.

Auch als Lehrer erlebte Matthiä an Wilhelm Berg die gröste Freude. Besonders waren es die alten Klassiker, für die er ihn gewann. Noch i. J. 1802, als er schon längere Zeit die Rechte studiert hatte, war es »der heilige Vorsaz« des jungen Berg »jeden

Tag soviel Zeit wie nur immer möglich der alten Litteratur zu widmen,« und als er hernach zum Handelsstande übergetreten und im Comptoir seines Vaters schon vielfach beschäftigt war, las er noch Homer, Kyropädie und Memorabilien.

Inzwischen hatte sich um Matthiä allmählich ein Kreiß von gelehrten Freunden gebildet, die eben so angenehm die Stunden seiner Muße erheiterten, als wohlthätig auf seine geistige Entwicklung einwirkten. Dies waren besonders Huschke, Wyttenbach und der ehrwürdige Repräsentant der Holländischen Gelehrsamkeit, Hieronymus de Bosch *). Matthiä verlebte mit ihnen mehrere Jahre in vertrautem Umgang; denn es war nicht sowohl die Gemeinschaft des Ortes, als der gemeinschaftliche Zweck ihrer Studien, der diese Männer zusammenhielt. Bei ihren gemeinsamen Außflügen über Land oder See, und wenn sie, was noch öfter geschah, beim Becher zusammensaßen, waren Leibnitz und Kant oder Griechen und Römer die Gegenstände des Gesprächs. Matthiä nahm selbst an den Kollegien, die Wyttenbach im Athenäum las, zwei Jahre lang Theil. Natürlich waren diese ganz nach den Kenntnissen seiner Zuhörer eingerichtet, und es kam daher manches zur Sprache, was Matthiän nicht befriedigte. Um so mehr feßelte ihn die ungemeine Klarheit und Einfachheit seines Vortrags und seine stolze, würdige Gestalt. Auch sonst war er am häufigsten bei Hieronymus de Bosch und Wyttenbach; denn da der Leztere beinah elf Jahre lang in Hieronymus Hause wohnte und mit an seinem Tische aß, so kam Matthiä nur selten zu dem einen, ohne daß sich auch der andere alsbald eingefunden hätte. Von seiner Liebe zu Wyttenbach hat er noch 1807 in der ersten Außgabe seiner Griechischen Grammatik, die seinem alten Amsterdamer Freunde gewidmet ist, einen sprechenden Beweis gegeben **). Und wie viel Liebes und Interessantes hat er

*) Alle drei haben sich als Philologen berühmt gemacht. De Bosch, geb. zu Amsterdam 1740, war anfangs Apotheker, dann Stadtsekretär zu Amsterdam u. später Kurator an der Leydener Hochschule; st. 1811. Wyttenbach, geb. zu Bern 1746, kam 1771 nach Amsterdam als Lehrer am Kollegium der Remonstranten, ward späterhin Professor am dortigen Athenäum u. gieng 1799 nach Leyden an Ruhnekens Stelle; st. 1820. Huschke gieng von Holland als Privatdozent nach Göttingen und kam von da als Professor an die Rostocker Hochschule.

**) Wyttenbachs Lateinische Antwort auf diese Zueignung steht in der Vita Wyttenbachii von Mahne S. 282 ff.

uns von dem originellen Hieronymus erzählt. Feierlich und pathetisch, dabei derb und offen und von grundehrlichem und leutseligem Karakter, ein Holländischer Gelehrter von echtem Schrot und Korn *), habe de Bosch seinen ganzen Stolz in den »Batavischen« Hugo Grotius gesezt, den er wie einen Heiligen verehrte, und in seine große und prachtvolle Bibliothek. In Bezug auf den Gehalt und die Gestalt seiner Werke sei er so eigen gewesen, daß er sich fast nur mit Prachtexemplaren und den seltensten Außgaben befaßt, und wenn nur das kleinste Fleckchen an ein solches Buch gekommen war, dasselbe sogleich als unbrauchbar auf die Seite gestellt habe. Obgleich er seine Bücher in Folge dieser Eigenheit mit Argusaugen hütete und eine fremde Hand nicht leicht darüber kommen ließ, war doch Matthiä der Außerwählten einer, die dann und wann ein solches Prachtwerk mit nach Hause nehmen durften. »Euch,« meinte er, »gebe ich meine Bücher gern, denn ich weiß, Ihr haltet sie gut.« Auch war es hier, wo einst Matthiä bei seinem Eintreten einen Fremden gewahrte, den ihm de Bosch mit den Worten zuführte: »hic est Wolfius, Professor Halensis.« So verlebte er bei dieser Gelegenheit mit Friedrich August Wolf und seinen Freunden ein paar heitere Stunden. Es war das einzige Mal, daß er mit diesem berühmten Altertumsforscher zusammenkam. Auch mit Huschke verkehrte Matthiä häufig, wiewohl sich dieser wegen seiner reizbaren und trüben Stimmung minder für das gesellige Leben eignete. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß er von dem wackern Freunde bald getrennt ward. Huschke hatte sich 1794 um eine erledigte Professur in Leyden gemeldet, und die Außsichten, die man ihm von dort eröffnete, bestimmten ihn seine bißherige Hauslehrerstelle voreilig aufzugeben. Als nun seine Hoffnung fehl schlug, verfiel er in die bedenklichste Schwermut. Umsonst suchten ihn seine Freunde durch muntere Gesellschaft zu zerstreuen und zur Rückkehr nach dem heitern Himmel Deutschlands zu bewegen; Huschke blieb taub und unempfindlich. Da glaubten sich seine Freunde zu schneller Hilfe entschließen zu müßen. Sie mieteten für Huschke einen Plaz auf dem Packetboote, das wöchentlich nach dem nördlichen Deutschland abgieng, pakten seine Habseligkeiten zusammen und führten ihn troz al-

*) „Qui **Boschium** videt, vetera florentis tempora reipublicae cogitet,“ schildert ihn Wyttenbach.

les Sträubens nach dem Schiffe ab, in das der Wiederspenstige im eigentlichen Sinne des Wortes getragen werden muste. Huschke kam glücklich in seiner Heimat an und hat seinen Freunden für ihr gewaltsames Verfahren Dank gewust; denn gleich nach seiner Ankunft in Deutschland hatte sich seine Stimmung geändert.

In diese Zeit fällt auch die Reise, die Matthiä — ich denke, es war in Wyttenbachs Gesellschaft — nach Leyden hauptsächlich in der Absicht unternahm, um die an der dortigen Hochschule angestellten Philologen kennen zu lernen. Leider war der große Valkenaer einige Jahre vorher gestorben *). Dagegen sprach er Luzac und van Santen und selbst Hemsterhuis berühmten Schüler, den Veteranen David Ruhnkenius. Dieser war gerade in eine Lateinische Arbeit vertieft, und auf dem Stehpulte des gelehrten Latinisten lag Gesneri thesaurus in zwei Folianten aufgeschlagen, da er, wie er erzählte, fast jedes Lateinische Wort im Gesner nachschlug, um zu sehn, ob es in der gewählten Verbindung vorkäme. Bekanntlich starb Ruhneken — wie er eigentlich hieß — im Mai des Jahres 1798, also wenige Jahre, nachdem ihn Matthiä noch gesehen hatte.

Viel andere freundschaftliche Verbindungen knüpfte er außerdem während seines Aufenthalts in Holland an. So mit dem juristischen Professor Cras, dem philosophischen van Hemert, und namentlich mit den Privatlehrern Heumann und Frankenstein, lauter begeisterten Kantianern; denn Kant war es eigentlich, der sie zusammenführte. Der Lezkgenannte war Hauslehrer bei einer Madam Alewyn in Amsterdam, die er späterhin heirathete, und war nicht bloß ein Altersgenoße, sondern auch ein Landsmann von Matthiä. Er scheint überhaupt sein vertrautester und aufrichtigster Freund gewesen zu sein, hat aber in der Folge viel von ihm leiden müßen, als er plözlich auf den sonderbaren Gedanken kam sich Frank von Frankenstein zu nennen.

Auch mit seinem um zwei Jahre jüngern Landsmanne August Wilhelm von Schlegel, der in den neunziger Jahren eine Hofmeisterstelle in Amsterdam bekleidete, muß Matthiä eine Zeit lang verkehrt haben. Wenigstens schreibt ihm Huschke im April 1814 von Rostock auß: »Im vorigen Jahre besuchte mich A. W. Schle-

*) Im März des Jahres 1785.

gel, der einzige, der mir auß jener Amsterdamer Zeit wieder vorgekommen ist. Auch Frankenstein ist todt. Da wir allein noch übrig sind, so wollen wir wenigstens dahin sehen, daß unsere freundschaftlichen Verhältnisse nicht früher sterben als wir selbst.« Doch wüßte ich nicht, daß Matthiä von Schlegeln in dieser Beziehung gesprochen hätte.

Ferner machte er die nähere Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns, eines geborenen Deutschen, der ihm durch seine Jugendgeschichte ein ganz besonderes Interesse eingeflößt zu haben scheint. Diese Geschichte, die Matthiä oft und gern erzählte, war im wesentlichen folgende: Ein Sohn armer Eltern war Handlungsdiener bei einem reichen Amsterdamer Banquier. Er verliebte sich hier in die Tochter des Hauses und fand Gegenliebe, hatte aber keine Außsicht auf die Hand des reichen Mädchens und war daher sehr niedergedrückt und still. Sein Lehrherr bemerkte dies und fragte ihn eines Tages nach der Ursache seines Kummers. Dieser gestand, daß er die Tochter eines reichen Kaufmanns ohne Hoffnung liebe. »Wenn es weiter nichts ist,« versezte der Banquier, »dann wäre wohl zu helfen. Bestellt Eure Braut einmal des Sonntags in die Kirche; von dort fahrt zusammen über Land und laßt Euch heimlich trauen. Meinen Wagen sollt Ihr dazu haben.« Dies ließ sich der Diener nicht zweimal sagen. An einem der nächsten Sonntage geht die Tochter des Banquier's in die Kirche; auch der Wagen fährt nach, und gleich nach dem Gottesdienste fahren die beiden Liebenden nach einem nahen Dorfe an dem Hause des Banquier's vorbei, der sie vom Fenster auß durch ein lautes »Glück zu« begleitet. Als nun eine Stunde nach der andern vergeht, ohne daß die Tochter zurückkömmt, wird der Alte stutzig. Er fährt den jungen Leuten nach und kömmt gerade noch zur Trauung, muß aber gute Miene zum bösen Spiele machen, da er es selbst veranlaßt hat. Der Handlungsdiener wird Compagnon seines Schwiegervaters, übernimmt nach dessen Tode das Geschäft und war zu Matthiäs Zeiten ein glücklicher reicher Mann.

Ein Vereinigungspunkt für Matthiä und seine Freunde waren namentlich auch die Amsterdamer Kaffeehäuser, die er als höchst zweckmäßig und großartig schilderte, und von denen er noch im späten Alter ganz entzückt war. In einem derselben — es hieß die Münze, wenn wir uns recht erinnern — pflegte er zwischen 1 — 2

Uhr des Mittags in Gesellschaft vieler andern Deutschen zu speisen, und hier kam er auch des Abends oft mit seinen Landsleuten, sowohl Gelehrten als Kaufleuten, zusammen. Er verband aber mit dem fleißigen Besuche der Kaffeehäuser noch einen doppelten Zweck. Einmal war es ihm Bedürfnis durch eine fleißige Zeitungslektüre mit den denkwürdigen Ereugnissen jener Tage fortzugehn, und dann fand er hier, wo täglich die Gebildetern auß allen Nazionen zusammenströmten, die beste Gelegenheit sich in den neuern Sprachen, dem Französischen, Englischen und Italiänischen, die er schon in Göttingen mit Eifer betrieben hatte, zu üben und zu befestigen. Die Kenntnis des Plattdeutschen war ihm als Hannoveraner angeboren; das Holländische lernte er bei dessen Verwandtschaft mit dem Germanischen, besonders Sächsischen Dialekt und bei dessen auffallender Aehnlichkeit mit dem Plattdeutschen in den ersten Monaten seines Amsterdamer Lebens; aber auch der drei vorerwähnten Sprachen ward er in kurzer Zeit so mächtig, daß er jeder Erzählung eines Franzosen oder Engländers oder Italiäners folgen und sich ohne Gefahr in ihre Gespräche und Streitigkeiten mischen konnte. Auf diese Weise wollte er an jenen Abenden so manchen politischen oder wißenschaftlichen Strauß gefochten haben.

Zweimal hätte ihm der Besuch des Kaffeehauses beinah das Leben gekostet. Ein Mal — es war um die Zeit, als die Franzosen in Holland einrückten, also zu Ende des J. 1794 — war ein furchtbarer Nebel gefallen. Solche Nebeltage, wie sie in dem feuchten Küstenlande nicht selten gewesen seien, schilderte Matthiä als sehr angstvoll und schauerlich. Troz der Laternen, womit man bei Tage gegangen sei, wären die Menschen beständig aneinander gerannt, und von allen Seiten habe man das Gewimmer der Verunglückten vernommen, da die Kanäle zwar an den meisten Stellen mit Bäumen, aber nur an wenigen mit Geländern eingefaßt gewesen seien. Unschäzbare Dienste hätte in solchen Fällen eine Gattung von Fischern geleistet, die sich ein Gewerbe darauß machten in der Nähe der Kanäle zu verweilen und durch ihre großen Neu-Fundländer Hunde, die hierzu abgerichtet waren, die Leute auß dem Waßer zu holen. Am Abende jenes Tages war es, wo Matthiä vom Kaffeehause heimgieng. Er war schon eine ziemliche Strecke durch die Finsternis getappt, als ihn eine große Bangigkeit befiel. Er blieb also stehn und rief, biß einer von den erwähnten Fischern ankam. Da

zeigte sich's denn, daß Matthiä sich weit von seiner Wohnung verirrt hatte und dicht am Rande eines Kanals stand. Wenn ich nicht irre, so erzählte Matthiä, daß gleich nach jenem Tage, wo so viel Menschen ihren Tod gefunden, überall Geländer an den Kanälen von Amsterdam errichtet worden wären.

Ein ander Mal rettete ihn seine Faust, die, wie er selbst in der Beschreibung seines Göttinger Jugendlebens angedeutet hat, sehr stark war. Er pflegte nemlich, wenn er des Abends vom Kaffeehause heimgieng, einen Weg zu nehmen, der für sehr unsicher galt und vor dem ihn seine Freunde schon oft gewarnt hatten. Die Leute wurden da häufig bestohlen und dann ohne weiteres in den Kanal geworfen. Eines Abends, als er diesen Weg geht, bemerkt er in der That, daß ein Mensch hinter ihm her schleicht. Matthiä bleibt stehn, jener auch; er geht langsam weiter, jener auch; er geht rascher, jener thut dasselbe. Matthiä wird ängstlich und greift nach seinem Hausschlüßel, der einzigen Waffe, die er bei sich führt. Plözlich, als er um eine Ecke biegt, springt der Mann auf ihn los. Aber eben so rasch hat sich Matthiä umgedreht und schlägt ihn mit dem Hausschlüßel so kräftig ins Gesicht, daß er zu Boden taumelt. Jezt läuft Matthiä, was er laufen kann. Und er meinte, er sei nie wieder diesen Weg gegangen.

Großen Genuß gewährte Matthiän die Amsterdamer Bühne. Von dem Augenblick an, wo einst die Göttinger Gymnasiasten auf einem benachbarten Dorfe eine dramatische Vorstellung gegeben und Matthiä selbst unter dem lauten Beifall der versammelten Studenten die Rolle eines Räuberhauptmanns gespielt, ja als solcher sogar einen reisenden Kaufmann erdolcht hatte, hieng er an der Schauspielkunst mit Leib und Seele. Diese Lieblingsneigung zu befriedigen hatte er in Amsterdam vielfache Gelegenheit, da es dort nicht bloß eine Holländische, sondern auch eine Französische und eine Deutsche Bühne gab. Lebhaften Antheil nahm er besonders an der Deutschen Oper. »Ihr Vater,« schreibt mir Wilhelm Berg, »gehörte zu den Gründern der ersten Deutschen Oper, die in Amsterdam errichtet ward, und hat mich oft mit dahin genommen.« Dort hörte er Mozarts damals noch ganz neue Tonstücke, von denen er sagte, daß sie in Amsterdam mit dem grösten Kunst- und Kostenaufwand vorgetragen worden seien. Oft gedachte Matthiä eines spaßhaften Vorfalls, der sich bei der ersten Aufführung der Zauberflöte zugetragen hatte. Nach dem Kore:

»es lebe Sarastro, Sarastro soll leben,« habe sich nemlich der Bühne gegenüber ein Zuschauer von seinem Siz erhoben und mit vernehmlicher Stimme gerufen: »um mich schönstens zu bedanken.« Dieser Mann, ein angesehner Amsterdamer Kauf- und Handelsherr, habe Zastro geheißen und habe das Vivat auf sich bezogen.

Auch das Holländische Theater besuchte Matthiä fleißig. Dieses hatte wegen der Matrosen, die hier eine Hauptrolle spielten, einen eigentümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Mit polternder Stimme, erzählte er, hätten sie mitten im Stücke von der Gallerie herab ihr Urtheil über Personen und Handlungen außgesprochen oder sich über das Theater weg mit ihren Kameraden unterhalten. Diese natürlich derben Herzensergießungen wären bißweilen recht drollig gewesen; im allgemeinen aber hätten sie sehr gestört. Und doch hätte man diese rohen Gesellen nicht leicht zur Ordnung bringen können. Die Polizeibeamten wären, wenn sie Ruhe geboten, gemeiniglich verhöhnt oder wohl gar beim Schopfe genommen und von der Gallerie auf das vollgedrängte Parterr geworfen worden; wie denn Matthiä versicherte, daß er selbst einmal eine solche Luftfahrt mit angesehen habe. Einst gab man die »Elfriede.« Im vierten Akt hat sich die Verzweifelte so eben erstochen, als einer ihrer Freunde herbeieilt, um ihr zu melden, daß noch nicht alles verloren sei. In diesem Augenblicke habe ein Matrose von der Gallerie mit lautem Pathos gerufen: »Ihr kommt zu spät, Mann.«

Im Französischen Theater hatte Matthiä das Glück die berühmten Französischen Künstler Talma und Larive zu sehn, von denen er mit Entzücken sprach. Vor Talma hegte er anfangs einen großen Abscheu und wollte ihn nicht wieder sehn, weil man nach seiner ersten Vorstellung sagte, daß er es sei, der in der Französischen Revoluzion das Haupt der Prinzessin Lamballe auf der Stange getragen habe. Doch erwies sich dieses Gerücht als völlig grundlos. Auch rühmte er an Talma die lebendige Wahrheit in der Darstellung der Leidenschaften und die Tiefe der Empfindung. Als karakteristisch erzählte er, daß Talma einst bei der Aufführung eines Trauerspiels, wo er die lezten Augenblicke eines zum Tode Verurtheilten darzustellen hatte, von Schmerz überwältigt in einen Strom von Thränen außgebrochen und erst lange nach beendigtem Stücke wieder beruhigt worden sei. Dagegen nahm ihn Larive besonders durch seine majestätische Gestalt und das wohlklingende und durch-

dringende Metall seiner Stimme ein. Unter anderm sah er ihn in seiner Hauptrolle als Drosman in der »Zaïre« von Voltaire und bezeichnete sein Spiel besonders in jenem Auftritt als höchst kunstvoll und ergreifend, wo Zaïre von den wütenden Vorwürfen des eifersüchtigen Sultans gequält in Thränen ihrem Herzen Luft macht und nun die zornig wilde Stimme des von dem Anblick der Weinenden gerührten Drosman auf einmal in den weichsten Ton der Sanftmut übergeht, womit er sagt: »Zaïre, vous pleurez?« — Aber noch rührender und ergreifender war ihm eine andere Szene gewesen, die in demselben Französischen Theater durch die hier in Menge versammelten Französischen Emigranten herbeigeführt worden war. Man habe die Oper Richard Coeur-de-Lion von Grétry gegeben. Als Blondel die Arie auf seinen eingekerkerten König gesungen: »oh Richard, mon roi,« da hätten die anwesenden Französischen Royalisten ihres gefangenen Ludwig gedacht und alle mit bewegter Stimme gesungen: »oh Louis, mon roi etc.« Damals hätte das ganze Theater laut geweint.

Uebrigens spendete Matthiä der Französischen Kunst kein sonderliches Lob. Das Französische Drama nannte er ein hohles Wortgepränge und das Französische Spiel eine steif deklamatorische Beredsamkeit. Inzwischen gab er zu, daß dieses Spiel bei aller Steifheit doch durch die feierliche Würde der Haltung und die auffallende Abwechslung der Stimme, die den Französischen Schauspielern eigentümlich war, für den Anfang sehr imponiert habe.

Auch den Gottesdienst und die kirchlichen Gebräuche der verschiedenen Religionsparteien lernte Matthiä kennen. Nichts weniger als angenehm, sagte er, sei der Eindruck gewesen, den die übrigens sehr großartige Synagoge der Portugiesischen Juden auf ihn gemacht habe. Schon die Versammlung selbst, dieses Gemisch von Vornehmen und zerlumptem Pöbel, habe einen widrigen Anblick gewährt; aber zum Davonlaufen sei es gewesen, wie dieser ganze Haufen angefangen habe unter häßlichen Geberden und schneidenden Mistönen das vom Vorsänger eingeleitete Gebet zu murmeln.

Das Gegenstück zu dieser echten Judenschule fand Matthiä in der Versammlung der frommen Quäker. Obgleich die Andachtsfeier dieser Sekte für den nüchternen Beobachter zum Theil ans Lächerliche streife, so habe doch die schauerlich ernste Stille ihrer Versammlungen, die von keiner Musik und keinem Gesang gestört ward, und

die würdevolle Einfachheit ihrer Versammlungssäle, worin man weder Altar, noch Kanzel, noch irgend ein Bild sah, etwas sehr Wohlthuendes und Erhebendes für ihn gehabt. Uebrigens traf er es troz seiner öftern Besuche nur ein Mal, daß ein Mitglied der Versammlung und zwar ein weibliches von dem inwohnenden Geist ergriffen ward und sprach.

Mehr blendend als erhebend nannte Matthiä den Gottesdienst der Armenier, die bekanntlich in Amsterdam eine ansehnliche Niederlaßung hatten. Der ungewöhnliche Prunk ihres Kultus sei aber bedeutend erhöht worden durch die äußere Erscheinung des Armenischen Patriarchen, von welchem Matthiä sagte, daß er ein Ideal von Schönheit und Majestät gewesen und daß er von seiner Rede im Innersten ergriffen worden sei, obgleich er seine Worte nicht verstand.

Auf der Holländischen Kanzel endlich fand er, was er schon auf der Holländischen Bühne bemerkt hatte, ein Uebermaß von Ausdruck in Worten und Geberden. Nie wollte er wieder einen Prediger gesehen haben, der mit einer fast unnatürlichen Beweglichkeit des Körpers einen so lebendigen, eindringlichen und mitunter selbst donnernden Vortrag verband, wie der Holländische Domine.

Diese geistige und körperliche Lebhaftigkeit stand allerdings in Wiederspruch mit der sonstigen Gemütsverfaßung der Holländer, für die übrigens Matthiä während seines Aufenthalts in Holland eine große Vorliebe gefaßt hatte. Er schilderte sie ihrem Karakter nach als treuherzig und ehrlich, ihrer Gemütsart nach als ruhig und fast phlegmatisch, ihren Sitten nach als schlicht und einfach. Namentlich hob er diese Einfachheit als eine ihrer vornehmsten Nazionaltugenden hervor, der sie troz ihres großen Reichtums und ihres beständigen Verkehrs mit ihren Nachbarn, den üppigen Franzosen, besonders in Hinsicht der Tracht, biß ans Ende des vorigen Jahrhunderts treu geblieben wären. Ein länglicher blauer Rock und ein aufgeschlagener dreieckiger Hut sei die Tracht des Aermsten wie des Reichsten gewesen, wobei natürlich die lange Pfeife nicht gefehlt hätte. Auch Matthiä war in Amsterdam in dieser Kleidung einhergegangen. Aber an die Tabackspfeife hat er sich nie recht gewöhnen können. Auch von dem bekannten Reinlichkeitssinne der Holländer wuste Matthiä viel zu erzählen, wiewohl er diesen als übertrieben schilderte. Unter andern habe fast überall bei Tische neben jedem Stuhle ein besonderes Spucknäpfchen gestanden, und in die kleinste Gesellschaft, ja in ein

anständiges Haus habe man nicht leicht anders als in Schuhen treten dürfen, wie denn die Stiefeln durch ganz Holland in argem Verruf gewesen wären. Auch Matthiä hatte dieser Holländischen Sitte gemäß damals fast immer Schuhe getragen.

Viel Zeit und Fleiß verwendete Matthiä in Amsterdam auf die Musik. »Ihr Vater,« schreibt mir Wilhelm Berg, »war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, machte des Sonntags oft mit andern Freunden Musik auf seinem Zimmer und pflegte viel zu singen. Besonders war die Arie auß der Zauberflöte »»In diesen heil'gen Hallen ɩc.«« sein Lieblingsstück, das er mir oft vorgesungen mit einem in der That recht kräftigen und tiefen Basse.« Daher wohnte er den wöchentlichen Winterkonzerten regelmäßig und mit großem Eifer bei. Als Wilhelm Berg i. J. 1797 auf ein paar Wochen nach Paris gereist war, schrieb ihm Matthiä von Amsterdam auß unter d. 30. Okt.: »Endlich hat nun auch das Konzert im Deutschen Schauspielhause angefangen, das dies Mal über alle Erwartung voll war. Auch das Orchester ist stärker besezt. Die neu angekommenen Sänger und Sängerinnen, von denen Schlegel, Kirchner und Madam Ernst gestern gesungen haben, sind sehr brav. Einen Tenoristen, wie Kirchner, hat man außer Garat hier wohl noch nicht gehört, und wenn er dem Franzosen an Stärke der Stimme nachsteht, so ersezt er dies wieder durch die Lieblichkeit der Stimme und einen feinern, minder überladenen Geschmack. Die Hauptsängerin Madam Lange, die für eine der ersten in Deutschland gehalten wird, und Elmenreich, ein zweiter Schlegel, fehlen noch. Raupe hat ein Konzert auf dem Violoncell gespielt, und Sie werden schon gehört haben, daß er mehrere seines Gleichen, aber schwerlich einen Meister finden dürfte.«

Sehr häufig brachte auch Matthiä seine Abende in der Berg'schen Familie zu. Madam Berg und ihre Tochter Agathe und Jeannette bekamen um die Theestunde oft Besuch von andern Frauen und Mädchen auß der Stadt, unter denen Matthiä besonders ein Fräulein Chabaud als ein sehr sprachseliges und zum Disputieren geneigtes Frauenzimmer nannte. Hier bildeten Musik und Schauspiel, Literatur und Politik den Hauptstof der Unterhaltung. Im Oktober 1797 schrieb Matthiä an Wilhelm Berg nach Paris: »Ihre Damen und deren Freundinnen sind erschrecklich politisch. Ich habe beim Theetrinken meine liebe Noth, um die Ursachen, Gründe und

Folgen der politischen Ereugnisse, besonders der lezten Seeschlacht *), was man hätte thun sollen und was man nicht hätte thun sollen und was man hätte thun können, außzugrübeln und zu erklären. Bei Gelegenheit machen wir auch wohl einen Abstecher in das Feld der alten Geschichte. So haben wir neulich die That des Karthagischen Feldherrn Hamilkar abgehandelt, der nach einer Landung in Sizilien seine Flotte verbrannte, um seine Soldaten in die Nothwendigkeit zu setzen entweder zu siegen oder zu sterben.«

Den Sommer über zogen alle wohlhabenden Familien von Amsterdam des Samstags und Sonntags auf das Land nach ihren Sommersitzen. Auch die Familie Berg besaß ein Landgut, ungefähr drei Stunden von Amsterdam, ganz nah bei Haarlem. Dorthin begab sie sich immer vom Samstag biß zum Montag, und Matthiä war dann fast regelmäßig ihr Begleiter. Oft benuzte er diese Gelegenheit zu einem Außflug nach Haarlem an die Nordseeküste, wo er, wie Wilh. Berg schreibt, unzählige Male gewesen ist.

Unterdessen war die Französische Revoluzion in den Vordergrund getreten und übte bekanntlich auf Holland den nächsten und stärksten Einfluß auß. Seit Olden Barnevelds politisch religiosen Streitigkeiten mit dem herrschsüchtigen Moritz von Nassau (1614 — 1618) war dieses Land zwei ganze Jahrhunderte hindurch ein Spielball der Parteien. Suchte das Haus Nassau-Oranien die von dem heldenmütigen Wilhelm begründete Herrschaft zu befestigen, so war dagegen die Partei der sogenannten Patrioten unabläßig bemüht das Volk zur Feindschaft und Empörung gegen die Oranier zu reizen. Diese Zwistigkeiten schienen durch die Erblichkeitserklärung der Statthalterwürde (1747) und den Regierungsantritt des jungen Erbstatthalters Wilhelm V (1766), der in den Provinzen mit Jubel empfangen ward, umsonst beendigt. Der Haß der Patrioten, der sich besonders in den feindseligen Maßregeln gegen das von den Oraniern begünstigte England (1775 — 1784) und in den Händeln mit Wilhelms Rathgeber, dem Holländischen Feldmarschall Ludwig von Braunschweig (1781), wieder Luft machte, dann durch das Einschreiten des in der Person der Erbstatthalterin,

---

*) Den 11. Okt. 1797 ward die Holländische Flotte bei Kamperduin von der Englischen unter Admiral Dunkan geschlagen und die Holländischen Admirale de Winter und Reyetjes gefangen genommen. Adm. Dunkan ward für diesen Sieg zum Lord Viscount of Camperduin ernannt. A. d. H.

einer Preußischen Prinzessin, beschimpften Preußens (1787) nur noch heftiger erregt ward, trat endlich seit 1793, wo Frankreich dem Erbstatthalter den Krieg erklärte, immer kühner und offener hervor.

Matthiä war mit Eifer dem Haus Oranien zugethan. Den frühern Bestrebungen der Patrioten, besonders den übertriebenen Sympathien für England und dem eigenmächtigen Verfahren des Herzogs von Braunschweig gegenüber, ließ er volle Gerechtigkeit wiederfahren. Er meinte aber, zu seiner Zeit, in den neunziger Jahren, seien es gröstentheils ränkevolle und selbstsüchtige Menschen gewesen, von denen sich eher alles, als die Wohlfahrt der Niederlande habe erwarten laßen; Barnevelds und de Witts echt patriotischer Geist habe nur wenige beseelt, sonst würden sie die Niederlande nicht an den Nazionalkonvent verrathen haben; auch hätten sie zwar republikanische Gesinnungen zur Schau getragen, aber oligarchische Gesinnungen gehegt.

Für seine Anhänglichkeit an die Oranische Partei ward einst Matthiä auf eine sonderbare Weise belohnt. Es war ihm nemlich ein großes Stück Tuch auß seiner Wohnung gestohlen worden. Er machte also Anzeige bei der Polizei. Der Polizeidirektor oder sogenannte On der Schout (er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Papegaay) fragte nach seinem Namen. Kaum hatte ihn Matthiä genannt, so erheiterte sich seine Miene. »Ich kenne Euch,« sprach er; »Ihr habt Euch kürzlich in einer Gesellschaft des Hauses Oranien angenommen, als alle Anwesenden dagegen eiferten. Wer das thut, steht meinem Herzen nah. Euere Sache soll besorgt werden.« Und wirklich erhielt Matthiä schon den andern Tag das gestohlene Tuch zurück. Ueberhaupt rühmte er die Amsterdamer Polizei als die vortrefflichste, die ihm je vorkommen, und meinte, daß ihr nur selten etwas entgangen sei und daß sie die Gemüter der einzeln Menschen durchschaut und ihre Gesinnungen gekannt habe. Insbesondere aber sprach er von dem oben erwähnten Polizeibeamten mit der grösten Achtung und Ehrfurcht. In ganz Amsterdam als durchauß rechtlicher und streng sittlicher Mensch bekannt, dabei würdevoll und ernst und von stattlichem, hohem Wuchs, habe er oft durch seine bloße Erscheinung das tobende Volk beschwichtigt. Ja später, als er seiner politischen Farbe wegen seinen Posten verloren hatte und die Franzosen bereits in Amsterdam hausten, habe der Pöbel eines Tages ein ansehnliches Wohnhaus, worin sich mehrere Oranisten versammelt

hatten, mit drohendem Geschrei umzingelt und sei im Begrif gewesen dasselbe niederzureißen, was in Holland sehr häufig und immer mit unglaublicher Schnelligkeit geschehn sei; schon habe der Hause Thüren und Fenster zerschmettert und die Französische Reiterei durch einen Steinregen zurückgetrieben, da sei der genannte Polizeibeamte in seinem vollen Oranischen Amtsschmuck hinzugetreten, und seinen ruhigen, ernsten Vorstellungen sei es sogleich gelungen die Menge zu zerstreuen.

Auch Matthiä gerieth einmal noch vor der Französischen Zeit mit dem antioranischen Pöbel ins Handgemenge und hatte es vermutlich nur seiner unansehnlichen Gestalt zu danken, daß er von gröbern Beleidigungen verschont blieb. Einst gieng er nemlich, wie er öfter that, mit der Oranien-Kokarde am Fischmarkte vorüber, wo die gefürchteten Fischweiber hausten. Als diese den kleinen Oranien-Mann bemerkten, nahmen sie ihn in ihre Mitte und tanzten mit ihm die Carmagnole, wobei sie ihn der Reihe nach emporhoben und abküssten. Matthiä bezeichnete dies als das merkwürdigste Abenteuer seines Lebens, hatte aber seit dieser Zeit vor den Amsterdamer Fischweibern einen ungeheuern Respekt. Es überfiel ihn schon eine Art von Grauen, wenn er uns erzählte, wie sehr sich der Käufer bei diesen riesenhaften Weibern vor jedem unrechten Worte habe hüten müßen; denn er habe sonst Gefahr gelaufen, daß allmählich der ganze Schwarm der Fischweiber mit untergestemmten Armen ihn umringte und einen Hagel von Flüchen und Scheltworten über ihn ergoß.

Zu Anfang des J. 1795 schiffte sich bekanntlich der Erbstatthalter Wilhelm V, um größern Unordnungen vorzubeugen, mit seiner ganzen Familie nach England ein, wohin ihm unzählige andere Oranien-Männer folgten. Denselben Weg nahmen einige Tage darauf die in Amsterdam befindlichen Französischen Emigranten, die sich hier nicht mehr für sicher halten durften. Die Kälte war in jener Zeit so groß, daß sie zu Wagen über das Eis fahren konnten. Matthiä meinte, es sei ein wehmütiger Anblick gewesen diese lange Reihe von Heimatlosen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, mit ihrer ganzen Habe von neuem auf ängstlicher Flucht zu sehn. Es war aber hohe Zeit. Denn schon am 18. Januar rückte das republikanische Heer unter Pichegrü über das Eis in Amsterdam ein, dessen Schlüßel ihm die sogenannten Patrioten entgegengeschickt hat-

ten. Die Niederlande wurden im Mai desselben Jahres zur Batavischen Republik erhoben, und auß der Partei der Patrioten trat eine neue Behörde unter Französischem Schuz zusammen, die damit begann, daß sie dem Erbstatthalter alles nahm, was er beseßen hatte. Diese neue, nach den Pariser Menschenrechts-Prinzipien gemodelte Verfaßung schilderte Matthiä als sehr drückend für alle von der Oranischen Partei; denn die Patrioten hätten nun willkürlich geschaltet und der den Französischen Freiheits- und Gleichheitsmännern blind ergebene Pöbel sich allen Außschweifungen gegen die Oranischgesinnten überlaßen. Matthiä selbst ward nolens volens unter die neu organisierte Bürgermiliz gesteckt, ein Looß, das jezt alle waffenfähigen Amsterdamer traf. Doch hat es ihn noch im hohen Alter höchlich belustigt, daß man ihn damals als »Bürger Matje« aufgerufen hatte.

Ueberhaupt gab die Anwesenheit der Franzosen bei allem Drucke doch Veranlaßung zu manchem interessanten Vorfall. So erzählte Matthiä, er habe eines Tages auf dem Kaffeehause geseßen und die Zeitungen gelesen, als Feuerlärm erschollen sei. Der Giebel eines vier Stock hohen Kaufmannshauses habe gebrannt und oben in den Flammen habe sich ein Französischer Husar getummelt. Plözlich habe ein Schrei des Entsetzens die Menge durchlaufen; denn der Husar sei vom Hause herabgesprungen. Einige Wochen später sei Matthiä wieder auf dem Kaffeehause gewesen, als ein bärtiger Invalid hereingehinkt sei. Es sei der Husar gewesen. Er habe nun erzählt, daß er damals im Hause des Kaufmanns, bei dem er sich Taback geholt, einen brandichten Geruch verspürt und demselben troz der beruhigenden Versicherungen der Hausbewohner biß auf den Boden nachgeforscht habe. Als er hier die Bodenthür geöffnet, sei ihm die helle Flamme entgegengeschlagen: der dort aufgeschichtete feuchte Taback habe sich entzündet gehabt und sei nun in Folge des Luftzugs in Feuer aufgelodert. Schnell habe er den brennenden Taback mit beiden Armen gefaßt und über Bord geworfen; aber von den Flammen rings bedrängt sei er hinabgesprungen und habe das Bein gebrochen. Sein Mut war nicht unbelohnt geblieben; durch die Entfernung des glühenden Tabacks des Zündstoffes beraubt waren wenigstens die untern Stockwerke des Hauses gerettet worden. Matthiä rühmte bei dieser Gelegenheit die musterhafte Thätigkeit des Französischen Militärs. An einer der grösten Spritzen habe, an den

drei schwankenden Federn kenntlich, General Pichegrü gearbeitet und seine Landsleute beständig angefeuert durch ein kräftiges »relevez, citoyens.«

Auf dem Kaffeehause war es auch, wo eines Abends, wie Matthiä erzählte, mehrere Französische Offiziere beisammensaßen und auf einer vorliegenden Karte von Deutschland mit Lebhaftigkeit den Weg beschrieben, den die Französischen Truppen in das Herz von Deutschland nehmen würden. So hatten sie in ihrer Phantasie bereits Westfalen überrumpelt, waren durch Hannover und Thüringen biß nach Naumburg und Merseburg vorgedrungen und wollten eben Leipzig und Halle in Besitz nehmen, als Matthiä herantrat und fragte: »mais ne voulez-vous pas prendre aussi Rossbach?« Bei diesen Worten sprangen die Herren zornig empor und rißen ihre Säbel auß der Scheide. »Que voulez-vous dire de cela?« schrien sie heftig. Matthiä, der wohl merkte, daß die Leute keinen Spaß verstanden, gab seiner Frage eine künstliche Wendung. Er meinte aber, der Name Roßbach hätte ihnen die Eroberungslust benommen; sie hätten noch eine Zeitlang gebrummt, dann aber geschwiegen und die Karte zugeschlagen.

So mitten hineingerißen in die politischen Kämpfe war Matthiä ein eifriger Politiker geworden. Als Anhänger des vertriebenen Oranischen Fürstenhauses war er ein abgesagter Feind der Franzosen und insbesondere Napoleons. In einem Briefe an seinen in Paris verweilenden Zögling Berg vom 6. Nov. 1797 heißt es unter anderem: »Ihre Bemerkungen über die Friedensartikel sind ganz richtig. Einen durch sein Altertum ehrwürdigen und neutralen Staat unter dem Vorwande, daß er verrätherische Pläne gehegt habe — eine Beschuldigung, die doch noch gar nicht erwiesen ist — zu überfallen, zu plündern, zu theilen und in Ansehung seiner politischen Existenz zu vernichten ist eine Maßregel, der sich die Franzosen, wenn sie den Republikanismus nicht bloß im Munde, sondern auch im Herzen führten, wahrhaftig schämen sollten. Das Französische Gouvernement ist wegen der Feinheit und der guten Manier, womit es die Leute außzukleiden versteht, um so gefährlicher. An Bonaparte's Redlichkeit habe ich immer gezweifelt; wie könnte er sonst den Ruf eines feinen Politikers haben? Bei dem Décret von der Armée d'Angleterre habe ich eine Mischung von Verwunderung und Spott gefühlt. Einen Mann, der außerordentlich große Dinge verspricht,

ohne zugleich zu zeigen, daß er die Mittel dieselben außzuführen völlig in seiner Gewalt hat, hält man doch gewöhnlich für einen Windbeutel. Indessen in der Politik mag dies noch hingehn. Denn eine solche Ankündigung zeigt ein großes Vertrauen auf die Stärke und Tapferkeit der Nazion an; und wenn vollends ein so eitles und hochmütiges Volk, wie das Französische, ein solches Vertrauen merkt, kann es oft Schwierigkeiten überwinden, die man für unübersteiglich hielt. Ob aber Bonaparte seinen erworbenen Kriegsruhm den Stürmen des Meeres und den Brettern anvertrauen wird? Doch genug von Politik. Wenn wir nicht so oft über dergleichen Dinge gekannegießert hätten, und wenn ich nicht wüste, daß solche Gespräche Sie interessieren, so würde ich gar nicht gewagt haben diese Gedanken niederzuschreiben.«

Mitten unter diesem Getümmel der innern und äußern Kämpfe hatte Matthiä seinen Unterricht und seine früher begonnenen Studien ruhig fortgesezt. Er hatte sechs Stunden des Tags, von 10 biß 1 Uhr des Morgens und von 4 biß 7 Uhr des Nachmittags, zu unterrichten. Mit dem »Wildfang« Stadnitski hatte er seine große Noth; denn diesem fehlte es ganz an wißenschaftlichem Ernst. Sonst gab er seine Stunden mit Lust und Interesse. Ja der Unterricht, den er Wilhelm Berg ertheilte, scheint ihn nicht bloß angezogen, sondern auch angeregt zu haben. Im ersten Briefe, den er im Okt. 1797 an den jungen Berg nach Paris schrieb, hieß es unter anderem: »Mit Stadnitski habe ich das 6. Buch der Aeneide durchgemacht und Freitag werden wir auch den »Sich-selbst-bestrafenden« des Terenz beendigen. Um geschwinder fertig zu werden, habe ich ihn selbst präpariert, und so haben wir täglich hundert und mehr Verse gelesen. Aber ich habe dabei schreckliche Langeweile. Besonders des Abends sieht unser Zimmer einem bezauberten Schloße nicht unähnlich, in welches ein paar verliebte Ritter gebannt sind. Uebrigens läßt Ihnen Stadnitski sagen, daß Sie ihm quelque chose de joli mitbringen möchten.« Als Stadnitski im Okt. 1797 auß den Lehrstunden außgetreten war, der Unterricht also wegen Wilh. Bergs Abwesenheit ganz außfiel, schrieb er an diesen nach Paris: »Stadnitski hat ehegestern Abschied genommen. Er schien doch etwas gerührt zu sein. Heute werde ich seiner Mama meinen unterthänigen Krazfuß machen. Um so mehr freue ich mich auf Ihre Rückkehr, theils um mir von Ihnen vorerzählen zu laßen, theils um

wieder in das alte Geleis zu kommen. Denn es kömmt mir gar zu spanisch vor, daß ich den ganzen Tag nichts ex officio zu thun habe. Das Klavier muß jezt tüchtig herhalten.« Und als sein Zögling auf der Rückreise begriffen war, schrieb er ihm nach Breda entgegen: »Es ist mir lieb, lieber Wilhelm, daß ich diesen wahrscheinlich lezten Brief nicht mehr nach Paris, sondern nach Breda zu adressieren habe, weil mir dieser Auftrag ein Beweis ist, daß Sie kurz nach der Absendung Ihres lezten Briefs die Rückreise anzutreten gedachten, und daß wir uns also bald wieder von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Die Zeit wird mir lang, seit ich keine bestimmte Amtsbeschäftigung habe; denn sobald diese fehlt, geht es mit dem Studieren zu meinem eigenen Vergnügen gewaltig schläfrig. Um für mich fleißig zu sein, muß ich es nothwendig erst für einen Andern gewesen sein, muß Ihnen erst mit dem Virgil oder Terenz oder einem Thema den Kopf warm gemacht haben.«

Zu seinen eignen Studien benuzte Matthiä fast nur die Morgenstunden von 6 oder 7 biß 10; denn die Abende waren meistens der Geselligkeit oder der Kunst gewidmet, und auch des Mittags von 1 biß 4 war er gewöhnlich in der Münze oder bei seinen Freunden. Er las jezt die Italiänischen, Englischen und Französischen Meisterwerke in der Urschrift, namentlich den Tasso, Shakspeare, Molière und Voltaire. Bei der Lektüre der alten Klassiker vervollständigte er die schon in Göttingen angelegten grammatischen und antiquarischen Adversarien. Er wandte sich jezt zum Behuf seiner philosophischen Studien besonders zu Platon und Aristoteles. Denn auch in Amsterdam befleißigte er sich mit großem Eifer der kritischen Philosophie; ja seine Vorliebe für Kant, die schon in den lezten Jahren seiner akademischen Laufbahn Wurzeln geschlagen hatte, scheint damals in Holland durch den Umgang mit andern begeisterten Kantianern vorzüglich genährt und befestigt worden zu sein. Natürlich musten sich die philosophischen Grundsäze des Lehrers seinem lernbegierigen Zögling mittheilen, wie denn Matthiä nachher in Weimar nur selten einen Brief von Wilhelm Berg erhielt, worin nicht mehr oder minder die Kantische Philosophie zur Sprache kam. Und nicht geringer war der Fleiß, womit sich Matthiä in den lezten Jahren seines Amsterdamer Aufenthalts auf die Geschichte warf. Noch jezt liegt uns ein vollständiges Heft der Universalgeschichte mit ziemlich genauer Angabe der Quellen vor, das damals seine Entste-

hung erhielt, und nach welchem er später in den obern Klassen des Altenburger Gymnasiums die Geschichte vorgetragen hat. Zu diesem Studium führten ihn theils die politischen Wirren jener Zeit und der warme Antheil, den er daran nahm, theils folgender Umstand. Es traf sich nemlich, daß die Kuratoren des Stolpischen Legats zu Leyden im J. 1796 die Preisaufgabe stellten: Quae sunt praecipua capita ac quae causae physicae et morales diversae indolis, qua aliae ab aliis nationes discrepant? Matthiä unternahm es diese Aufgabe zu lösen. Ueber die Studien, die er zu diesem Zwecke machte, laßen wir ihn selbst berichten: »Nach Schriften, die eigentlich und zunächst diesen Gegenstand behandelten, habe ich mich anfangs vergebens umgesehn. Castilhon's essai sur les causes physiques et morales des caractères etc. enthält beinah nichts, was ich hätte benutzen können. Mehr Außbeute fand ich in Herders Ideen. Aber auch in diesem übrigens sehr schäzbarem Werke ließ mich das mysteriöse Helldunkel im ganzen Ton des Vortrags und der Pomp der Worte, der oft ganz gewöhnliche Gedanken umhüllt, mehr hoffen, als ich bei genauer Untersuchung und bei der Zurückführung des oft zu unbestimmten Außdrucks auf bestimmte und deutliche Begriffe fand. Montesquieu's beide Werke, der esprit des loix und die considérations sur la grandeur etc., so wie Hume's essays enthalten in dieser Beziehung einzele scharfsinnige und feine Gedanken. Aber die meiste Hilfe fand ich in Reisebeschreibungen, besonders in denen von Cook, Chardin, Volney, Forster u. s. w. Erst nach Vollendung meiner Lateinischen Abhandlung lernte ich das Werk des Engländers Falconer: remarks on the influence of climate etc. kennen. Materialien fand ich genug darin, aber in der Verarbeitung derselben glaubte ich oft von diesem Gelehrten abweichen zu müßen.«

Matthiäs Arbeit war die erste unter dreien, die im folgenden Jahre bei den erwähnten Kuratoren einlief. Sie urtheilten darüber folgendermaßen:

»Prior dissertatio est Augusti Matthiae, Viri, qui hilariores Musas, Graecas Latinasque, cum severiore sapientiae studio feliciter conjungit, cujusque publico docendi muneri jam inter Germanos suos admoti nos quoque Batavi, cum ipse juvenis in hisce terris pridem moraretur, eruditionem agnovimus,

ingenii elegantiam et humanitatem. Atque is praemium reportavit.«

Der Preis war eine goldene Medaille von 230 Holl. Gulden an innerem Werthe. Auf der einen Seite stand der Name des Gekrönten mit der Jahreszahl, auf der andern der Sinnspruch: Monstrat iter tectum facit Auctoremque manifestat opus. Die Abhandlung selbst ward im Jahre 1801 von den Kuratoren des Stolpischen Legats in Druck gegeben *). Matthiä selbst bekannte, daß er diesen Stoff »mit einer besondern Vorliebe und in einer sehr heitern Stimmung« behandelt habe.

Unter solchen Beschäftigungen und Erlebnissen waren acht Jahre in Amsterdam verstrichen, und mit dem neunten war Matthiäs Dienstzeit abgelaufen. Auß seinen spätern Briefen und Aeußerungen geht deutlich hervor, daß es ihm in Holland im allgemeinen sehr wohl gefallen hatte. Hiermit stimmt auch überein, was Wilh. Berg schreibt, daß Matthiä während seines Aufenthalts in Amsterdam »immer sehr munter und guter Laune gewesen sei.« Diese heitre Stimmung sprach sich auch in den Briefen auß, die er von dort auß schrieb. So heißt es einmal in einem Briefe an den in Paris verweilenden Wilh. Berg vom 25. Okt. 1797: »Nach Ihrem Briefe vom 12. Okt. zu schließen müßen Sie die Reise biß Peronne zu Pferde gemacht haben; denn Sie sprechen immer von reiten. Ich weiß aber doch, daß Sie gefahren sind. Doch Sie haben ja diesen Belgizism in Ihrem Briefe vom 16. Okt. selbst stillschweigender Weise verbeßert. Ich wollte übrigens, daß Sie mir in Ihrem Sendschreiben mehr Anlaß gegeben hätten zu kritisieren und Sie zu plagen; denn dazu bin ich gerade jezt vortrefflich aufgelegt; aber ich finde wirklich blutwenig an Ihrem Stile außzusetzen, und das freut mich recht sehr. Die Tinte muß aber in Paris erbärmlich sein, und ich fürchte, daß, wenn Sie wieder kommen, die Buchstaben schon weiß geworden sein werden, da sie jezt schon blaßgelb sind. In Peronne war die Tinte doch noch christlich. Sie schreiben aber nichts von Abenteuern, die Sie bestanden haben, und ich habe doch gehört, daß Sie, ich weiß nicht wo, durch eine Gegend gekommen

---

*) Unter dem Titel: Augusti Matthiae dissertatio de quaestione, quae sint praecipua capita etc., quae anno 1797 praemium legati Stolpiani reportavit.

sind, wo Räuber, Mohren und Unholde ihr Wesen trieben, und daß Sie mannhaft mit eingelegter Lanze und vorgehaltenem Schilde sich durchgemacht haben.«

Auf der andern Seite war Matthiäs Gesundheit in diesem ganzen Zeitraum, wenn auch nicht leidend, aber doch nicht so vollkommen und dauerhaft, wie man es bei seinem kräftigen Körperbau erwarten konnte, und wie sie sich späterhin nach seiner Rückkehr ins Vaterland gestaltete. Er schrieb dies besonders dem ungewohnten feuchten Klima der Niederlande und dem häufigen Genuß des Stockfisches, überhaupt den Holländischen Lebensmitteln zu. Dazu kam das Französische Regiment, das ihm höchst peinlich war, und eine gewisse Unruhe um das heimatliche Deutschland, gegen das sich Frankreich immer drohender erhob. Es war daher sein fester Wille nach abgelaufener Dienstzeit ins Vaterland zurückzukehren. Unter diesen Umständen kam es ihm höchst erwünscht, daß ihm Heyne die Stelle eines Lehrers der Lateinischen, Griechischen und Deutschen Sprache an dem Institute antrug, das der Französische Emigrant Baron Mounier unter Mitwirkung der Weimarischen Regierung auf dem Lustschloße Belvedere bei Weimar gegründet hatte, und das besonders für junge Franzosen und Engländer bestimmt war. Im Mai des Jahres 1798 trat Matthiä seine Rückreise nach Deutschland an.

Matthiä in Belvedere.

Wir laßen hier außzugsweise eine Reihe von Briefen folgen, die Matthiä von Belvedere auß an seinen frühern Zögling Wilhelm Berg nach Amsterdam geschrieben hat. Sie geben ein ziemlich treues Bild von Belvedere selbst und seinem damaligen Institute, sowie von Matthiäs dortigem Leben und Wirken.

Belvedere d. 21. Juni 1798. »Meine Reise war von Amsterdam biß Münster leidlich, weil ich das Glück hatte gute Gesellschaft zu treffen, aber von Münster biß Paderborn theils wegen der uninteressanten Gegend, theils wegen der Langsamkeit, womit die Post bedient wurde, und der Grobheiten, denen man von Seiten der Postmeister und Postknechte außgesezt war, theils endlich wegen der schlechten Gesellschaft, die in vier Mezgergesellen auß Amsterdam,

einem Jäger, einem Emigranten, der noch der Beste von allen war, und einer auß Paris neu angekommenen Merveilleuse bestand, äu= ßerst verdrüßlich. Ich nahm daher von Paderborn biß Kassel Ex= trapost und eben so den andern Morgen von Kassel biß Göttingen. Diese weitere Reise war mir höchst angenehm, nicht nur weil die Postillione exzellent zufuhren und weil es über Chaussée gieng, son= dern auch wegen der schönen Gegend, die mir so wohl bekannt war und in der ich mich so vieler angenehmen Tage und Stunden erin= nerte. Den 19. Mai Abends kam ich nach Göttingen und brachte dort vier frohe Tage zu, obgleich mir Göttingen jezt lange nicht mehr das war, was es mir gewesen, ehe ich Amsterdam kennen lernte; es war mir alles zu klein und zu eng, die einzige Bibliothek außgenommen, die noch einen weit stärkern Eindruck auf mich machte, als es einst vor neun Jahren der Fall war. Am Morgen des 24. reiste ich wieder weg und kam den 25. spät des Abends nach Erfurt, wo ich nicht ganz fünf, aber lauter herrliche Tage einzig und allein im Schooße meiner Familie verlebte. Am 30. gieng es endlich nach Weimar, von wo mich ein Fußweg, erst eine Viertelstunde lang durch einen niedlichen Englischen Park und dann eine halbe Stunde auf einer schattigen Hochstraße in colle molliter acclivi nach Belvedere führte. Die Gegend um Belvedere ist zwar steinig und uneben, auch nicht gerade schön, aber sehr anziehend und reich an romantischen Partien. Rechts vom Schloße ist eine beträchtliche Orangerie mit etwa 500 Bäumen und ein sehr schöner romantischer Garten; links ein anderer kleinerer Garten, den die jungen Leute unter ihrer Aufsicht haben; hinter dem Schloße ein Gehölz mit Rui= nen, Statuen, Springbrunnen und ungefähr 30 zahmen Hirschen, und vorn außer der Ringmauer ein kleines artiges Wäldchen. Die herrschaftlichen Gebäude selbst bestehen zunächst auß einem in großem Stile aufgeführten Hauptgebäude von zwei Stockwerken mit einem Turme, das erst zu Anfang dieses Jahrhunderts gebaut und daher nur von außen etwas verwittert ist. In diesem wohnen zwei Leh= rer, beides Franzosen, und biß jezt alle Zöglinge. Auch wird hier gefrühstückt, gespeist und Thee getrunken. Auß den Fenstern des Speisezimmers sehen wir Weimar zu unsern Füßen liegen. Ferner sind rechts und links vom Hauptgebäude auf jeder Seite zwei artige Pavillons, in deren einem Herr Mounier mit seiner Familie, einem Sohne und zwei Töchtern, im andern der Doktor Scherer auß

Petersburg, der dort ein chemisches Laboratorium errichtet hat, im dritten meine Wenigkeit, und im vierten der Schloßvogt wohnt. Zöglinge des Institutes sind gegenwärtig acht, sechs Engländer und zwei Liefländer, lauter hübsche artige Burschen nicht unter 17 Jahren. Unterrichtet werden diese Leute von den vier genannten Lehrern, und zwar von den Franzosen Du Bau und Dubuat grö-stentheils in den mathematischen Wißenschaften, von Mounier im Französischen Stil und von mir im Deutschen Stil und in den alten Sprachen. Dazu kommt in den nächsten Wochen noch ein Englischer clergyman auß London, der Englisch lehren und mir zugleich im Lateinischen und Griechischen hilfreiche Hand leisten soll. Seiner Einrichtung nach muß man sich das Institut wie eine Art Collège oder Akademie vorstellen. Jeder Schüler wählt sich nach dem Willen seiner Eltern die Lehrstunden, die er nehmen will, kann mit den Meistern wechseln, wie's ihm beliebt, und ist im Uebrigen sein eigner Herr, wiewohl man natürlich dafür sorgt, daß diese eigene Herrschaft nicht in Zügellosigkeit außartet. Sonst leben Lehrer und Schüler zusammen wie gute Freunde und Bekannte, und der Schulmeisterton ist hier gar nicht Mode; kurz die ganze Einrichtung ist im strengsten Sinne ingenua et liberalis. Beim Theetrinken werden auch die Zeitungen gelesen und Spiele des Witzes vorgenommen. Bei alle dem werden die jungen Leute sehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt. Früh um 6 Uhr läutet der Haushofmeister zum Aufstehn und um 6¾ wieder zu Kaffee und Frühstück; wer da 10 Minuten nach dem lezten Schlage kömmt, bezahlt einen Groschen Strafe. Um 2 Uhr ruft die Glocke zum Mittagseßen, wo es ebenfalls Groschen für das Spätkommen sezt und Pfennige für diejenigen, die ihre Muttersprache reden oder im Französischsprechen Fehler machen oder einen Englischen ins Französische übersezten Fluch anbringen. Abends 6 Uhr endlich wird entweder im Zimmer oder im Garten Thee getrunken und um 9 zu Nacht gegeßen; doch ist man zum Theetrinken und Nachteßen nicht verbunden. Zu unserer Bedienung sind übrigens der genannte Haushofmeister, drei Bedienten, ein Hausknecht, der alle Morgen die nöthigen Sachen auß der Stadt holt und unsere Aufträge außrichtet, und ein Koch. Besondere Bedienten werden nicht gestattet; nur einer macht eine Außnahme, weil er ein Nachtwandler ist. Ich habe drei Stunden des Tags besezt: von 8 — 9 lese ich mit den beiden Herrn von Löwenstern,

zwei Liefländern, die Aeneide und erkläre sie durchs Deutsche, wobei mir aber immer noch das Holländische in die Quer kömmt; diese beiden Herrn haben zu Hause schon seit 6 Jahren Lateinisch gelernt, sind aber kaum so weit, wie Sie vor 2 Jahren; von 9 — 10 lehre ich die Herrn Dakley, Tancred und Hill Deutsch durchs Französische, und von 10 — 11 lese ich mit den beiden erstern den Homer, den wir durchs Englische erklären, was eine ganz neue Art von Uebung für mich ist, die dadurch noch mehr erschwert wird, daß ich an die Englische Außsprache des Griechischen nicht gewöhnt bin. Indessen haben wir doch heute in der ersten Stunde 100 Verse zusammen gemacht.«

»Ich habe Ihnen nun alles außgekramt, was ich Ihnen biß jezt von der hiesigen Einrichtung und meiner Lage sagen kann. Schreiben Sie mir dagegen, wie Sie leben, ob Sie noch fleißig Lateinisch treiben, und wie sich Ihre Eltern und Schwestern befinden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Sie noch hieher kommen, und bin jezt mehr als sonst überzeugt, daß Ihnen Ihr hiesiger Aufenthalt sehr viel nützen wird.«

Den 10. Juli 1798. »Ihr Brief vom 29. Juni hat mir eine rechte Freude gemacht. Von allen meinen Holländischen Freunden sind Sie der erste, der mir auf meinen Brief antwortet. Ich möchte nun auch Ihnen gern das Merkwürdigste, was mir seit dem 1. Juni aufgestoßen ist, erzählen; aber dessen ist nicht viel, weil es hier einen Tag wie den andern geht. Es ist hier gerade als ob man auf dem Lande lebte, und doch ist die hiesige Gesellschaft groß genug, um sich damit zu begnügen. Es kommen auch sehr oft Leute zu uns auß der Stadt, und an schönen Tagen, besonders Sonntags, ist es hier sehr lebhaft. Da kömmt alles, was sich zerstreuen will, hieher gefahren, geritten oder gegangen, und belustigt sich in dem herrschaftlichen Gasthofe mit Tanzen oder in der Orangerie und im Walde mit Spazierengehn. Diese Woche haben wir manche lustigen Auftritte gehabt. Neulich, als ich mit Dübüat im Gehölz hinter dem Schloße spazieren gieng, wandelte eine schön gepuzte Dame an der Seite eines feinen Herrn dicht vor uns und trat eben vor eine Statue hin, um deren Bedeutung zu erfahren. »Das ist Hercule, ma dame,« sagte der Herr. »Ach dann ist dies gewis Madame Cule,« erwiederte zur nächsten weiblichen Statue gewandt die Dame. Ferner sind im Belvederischen Walde eine gewaltige Menge schädlicher

Raupen, die schon an andern Orten von Sachsen das Holz ruiniert haben. Die Regierung stellte also die Bauern auß den umliegenden Dörfern in Requisizion, und diese kamen eines Morgens mit einem schrecklichen Spektakel hier angezogen. Wie der Herzog zurückkam, schickte er anstatt der Bauern, die zuviel versäumen musten, 50 Mann Soldaten (er hält nur Jäger und Husaren, 600 Mann in allem). Diese kamen alle Morgen um 11 und alle Abende um 6 Uhr auß dem Walde zurück in den Schloßhof, und Sie können sich leicht vorstellen, daß es dann nicht still hergeht.«

»Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß ich alle Morgen von 8 biß 11 zu thun habe. Zu diesen 3 Stunden kömmt jezt noch eine vierte, indem ich von 11 — 12 mit dem Engländer Benyon, einem äußerst artigen und liebenswürdigen Burschen, Deutsch treibe. Von 12 biß den andern Morgen habe ich keine Amtsgeschäfte weiter. Uebrigens stehe ich alle Morgen um 4½ auf, rauche mein Pfeifchen und studiere biß 8. Sonntags früh wird gewöhnlich ein kleines Konzert gegeben; denn die jungen Leute sind alle mehr oder weniger musikalisch. Nach Tisch geht unser einer oft nach der Stadt oder sonst spazieren. Die Engländer aber spielen um diese Zeit gewöhnlich Ball oder reiten auß oder üben ihre Pferde im Springen; denn wenn einer ein Pferd kaufen will, so bringt man es erst in den Garten, wo ein Reitplaz ist, und versucht, ob es springen kann; ist dies nicht der Fall, so wird es mit Protest zurückgeschickt. Am Hofe bin ich noch nicht gewesen, werde auch nicht eher hingehn, als biß ich merke, daß man mein Außbleiben ungnädig aufnimmt. Wie ich höre, geht es da ziemlich steif zu. Man kann nicht gut anders als im vollen Rock, mit chapeau-bas und einen Spieß an der Seite hingehn. Die Engländer tragen theils Englische Offiziers-Uniform, theils die Uniform des Königs, blau mit rothem Kragen und breitem Golde. Alle Sonntage werden zwei von unsern Zöglingen mit einem Lehrer zu Tisch gebeten, eine Ehre, die ihnen zu Theil wird, weil sie theils Baronets, theils Esquires, theils Söhne von Lords sind, und weil man überhaupt die Engländer hier zu Lande wegen ihres Reichtums den Edelleuten gleich stellt. Nach Tisch ist Cour und im Winter um 6 Uhr Konzert.«

»Von Weimar kann ich Ihnen biß jezt nicht viel Gutes sagen. Es ist eine kleine, schlecht gebaute, winklichte, dumpfe Stadt, an die ich mich schwerlich gewöhnen könnte. Vom September biß zum

Juli ist dort dreimal die Woche Theater. Ich habe dort vor einigen Tagen das »Sonntagskind« gesehn. Keiner spielte schlecht, aber einen Elmenreich, der so ein Stück allein heben kann, vermisste ich, und da man einen andern Text untergelegt und alle Plattitüden und Albernheiten auß dem Stücke zu entfernen gesucht hatte, war es gewaltig langweilig und schal geworden.«

»Am 16. d. M. bin ich wieder zu meinem Schwager nach Erfurt gefahren, um das Frohnleichnamsfest zu sehn. Wunderlicheres können Sie sich nicht denken. Man sieht da Hohepriester, Engel mit feurigen Schwertern, einen weiß gekleideten Adam mit dem Baum des Lebens, einen Isaak, der einen Holzstoß trägt, einen Abraham, der jenem mit bloßem Schwerte nachgeht, einen großen Engel, der ihm das Schwert trägt, einen Christus unter einem Himmel, schön frisiert und gepudert und mit einem vergoldeten strahlenden Streifen um den Kopf, einen Simson mit dem Eselskinnbacken, der den Hanswurst spielt, den Kaiser Rudolf mit einer Menge Edelknaben und Knappen u. s. w. Die Katholiken in Erfurt sind selbst ärgerlich über dieses dumme Zeug und über das Spiel, das man mit unserm Heiland treibt; man läßt es aber noch immer, weil es durch die erstaunliche Menge Fremden, die es herbeizieht, der Stadt viel einbringt.«

»Es freut mich, daß Sie noch so brav studieren. Warum haben Sie mir die schweren Stellen im Livius nicht angemerkt? Ich hätte sie Ihnen herzlich gern interpretiert. Thun Sie das wenigstens künftig *). Aber mich dünkt, Sie thun des Guten zu viel. Wenn Sie den Livius und Horaz studieren, so könnte das schon hinreichen. Laßen Sie die Grabschriften Grabschriften sein und repetieren Sie lieber die Aeneide oder lesen Sie die Georgica und etwas vom Cicero.«

»Nun habe ich mir einmal einen rechten angenehmen Morgen gemacht, indem ich mich mit Ihnen unterhielt, wobei mir vom Schloßhofe herüber Pleyelsche Sonaten entgegen schallten, Kutschen zum Schloßthor hereinrollten und der Wind durch die Bäume sauste. Schreiben Sie mir nun auch bald wieder und theilen Sie mir alles mit, was Ihnen auf dem Herzen liegt.«

---

*) Wilh. Berg kam dieser Aufforderung nach, und so enthalten Matthiäs folgende Briefe fast alle einen kürzern oder längern Kommentar über schwierige Stellen des Livius, Horaz, Virgil u. s. w. A. d. H.

Den 29. Juli 1798. »Für Ihre Einzelheiten über die lezte Revoluzion in Amsterdam danke ich Ihnen sehr. Ich hatte sie noch nirgend so außführlich gelesen. Wie konnte doch das gewesene Direktorium auf den unseligen Gedanken kommen ein Schreckenssystem einzuführen, da doch die jetzige Französische Regierung demselben, wenigstens was das Kopfabschlagen betrifft, so sehr zuwieder ist. Daß Cras wieder angestellt ist, habe ich von ihm selbst in einem Lateinischen Briefe vom 16. Juli erfahren. Von Lüzac hoffe ich dasselbe bald zu hören *). Schreiben Sie mir nur ja immer das Wichtigste, was in Holland politisches vorgeht. Dieses Land interessiert mich jezt mehr als da ich noch darin war.«

»Ich will mein Versprechen erfüllen, und Ihnen über die Bücher der Oden, die wir nicht zusammen durchgemacht haben, Noten schreiben. Wir sind ja, glaube ich, biß zum dritten Buche gekommen. Seit ich hier bin, habe ich noch keinen Lateinischen Autor, außer denen, die ich mit den jungen Leuten exponiere, angesehen; ich lebe und webe im Griechischen. Außerdem habe ich so viel Zeit nöthig, um mich wieder in der Deutschen Literatur zu orientieren; ich habe gewaltig viel nachzulesen. Daß Sie auß dem Holländischen ins Lateinische übersetzen, kann gar nichts schaden; aber seien Sie nur deswegen nicht zu ängstlich; ich weiß auß eigner Erfahrung, wie leicht einem das Lateinisch-Schreiben und Sprechen wird, wenn man viel und mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Ein Monat Uebung thut dann mehr, als sonst ein halbes Jahr.«

»Seit meinem vorigen Briefe habe ich wieder eine Exkursion von drei Tagen nach Gotha und Schnepfenthal, wo Salzmann sein Wesen treibt, gemacht. In Schnepfenthal fand ich unter den Zöglingen, deren einige funfzig sind, einen jungen Holländer Namens Arbesch auß Middelburg, dessen Vater ein Doktor ist, und mit dem ich zur großen Erbauung und Belustigung der Gesellschaft Holländisch gesprochen habe. Salzmann sieht auß, wie ein leibhafter Karl von Karlsberg. Fast möchte ich sagen, er gehörte selbst mit zu den Leiden der Menschheit. Er ist äußerst unintereſſant. In seinem Erziehungswesen ist gewaltig viel Wind; unter anderm wollte mir das Singen bei Tische, wozu ein eignes Gesangbuch da ist und

*) Beide waren als Oranischgesinnte von der neuen Regierung zu Anfang des J. 1795 ihrer Stellen entsezt worden. A. d. H.

auf dem Fortepiano accompagniert wird, nicht behagen. Ich würde ziemlich viel Langeweile gehabt haben, wenn ich nicht einen meiner besten Freunde unvermutet dort angetroffen und mit ihm einen Spaziergang gemacht hätte, wobei der Seeländer, der das Bergklettern noch nicht versteht, alle Augenblicke auf die Nase oder auf den H.....n fiel. Aber die Gegend dort ist herrlich, gerade am Fuße des sechs Stunden langen Thüringer Waldes, voll von holzreichen Bergen, gut angebauten Fluren und bald romantischen, bald wilden Außsichten. Da ist es anders wie hier; denn um Weimar sind nur Hügel, und der Boden ist so steinig, daß er auf einigen Plätzen einer Einöde ähnlich sieht. Auch die Stadt Gotha ist niedlich; besonders nimmt sich das herzogliche Schloß prächtig auß.«

»Vorige Woche bemerkte ich einmal beim Eintritt in unser Gesellschaftszimmer einen Fremden, der lebhaft von Italien erzählte und der mir auffiel durch seine würdevolle Haltung und seine schöne Gesichtsbildung. Als ich ihm vorgestellt wurde, sagte er: »Wenn Sie einmal nach Weimar kommen, besuchen Sie mich; ich bin Göthe.« Die Unterhaltung gieng nun weiter. Später vertauschten wir das Zimmer mit dem Freien und wandelten im Parke zwischen den Orangenbäumen. »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,« sprach ich. Göthe lächelte und schilderte nun noch manches auß diesem Wunderlande mit so lebendigen und reizenden Farben, daß ich gestehen muß nie etwas schöneres gehört zu haben. Wieland hat ein Rittergut gekauft, wo er wohnt; ihn kenne ich noch nicht. Künftigen Sonntag werde ich Schillern in Jena besuchen, der auch neulich hier war.«

»Ist es denn in Amsterdam auch solch elendes Wetter? Seit ich hier bin, hat es entweder gestürmt oder geregnet; nur an einzeln Tagen sehen wir Sonne. Gewitter haben wir schon über sechszehn gehabt, und zwar recht herzhafte. Kurz es ist ein fürchterliches Wetter gewesen. Die Franzosen und Engländer klagen gewaltig darüber und sind zum Theil krank, aber ich bleibe frisch und gesund, was besonders für Mounier ein wahres Wunder ist. Aber so schlecht das hiesige Klima in Vergleichung mit dem des südlichen Frankreichs auch sein mag, so ist es doch trockner und elastischer als das von Amsterdam. Die Elastizität der Luft hat besonders einen starken Einfluß auf mich gehabt. Ich kann hier viel beßer und anhaltender arbeiten, als ich es in Amsterdam vermochte, und ich fühle ein un-

ruhiges Drängen und Treiben, wie ich es noch nie erfahren habe. Des Morgens bei gutem und schlechtem Wetter um 4½ Uhr aufzustehn und zu arbeiten und gleich nach Tische zwei Stunden weit herum zu laufen ist jezt Bedürfnis für mich, so sehr mir auch in Amsterdam das Gegentheil Bedürfnis war. Etwas mag auch die Einsamkeit, worin wir hier leben, oder vielmehr die geringere Gelegenheit zu Zerstreuungen zu meiner größern Arbeitslust beitragen. Ein Klavier habe ich auch noch nicht und vermisse es auch nicht.«

»Es ist mir sehr lieb, daß Sie noch immer Hoffnung haben zu uns zu kommen. Noch lieber würde es mir aber sein, wenn diese Hoffnung schon zur Gewisheit geworden wäre. Aber damit werden wir wohl warten müßen, biß der Friede endlich einmal zu Stande gekommen ist.«

Den 2. September 1798. »Daß ich die hiesige Gegend ganz anders finde, als man sie mir in Amsterdam beschrieben hat, kann ich mir leicht erklären. Wenn man in einer Gegend seine beste Lebenszeit zugebracht hat, so malt sich in der Entfernung die Einbildungskraft dieselbe immer viel schöner auß, als sie in der That ist und ein Unbefangener sie findet. So gieng es mir mit der Stadt Göttingen, obgleich nicht mit der Gegend, die ich noch immer schön fand und der hiesigen unendlich vorziehe. Die Gegend um Weimar ist ein einzeler von der Natur verwahrloster Fleck Landes. Zu Erfurt und Jena, wovon jedes vier Stunden von hier ist, gedeihen alle Früchte und Produkte vortrefflich, und hier ist Obst, Gemüse und alles merklich schlechter. Die Bäume sind kleiner und unansehnlicher, der Boden ist steinig und der Landmann zu faul und unwißend, um ihn durch Kultur zu verbeßern. Große Wälder, Abgründe, Felsen können Sie anderthalb Stunden von hier nach Herzenslust sehen. Das Wetter ist auch schlechter, als vielleicht sonst irgendwo in Sachsen; aber diesen Sommer mag es wohl nirgends tröstlich gewesen sein.«

»Daß Sie Griechisch lernen wollen, wenn Sie hierher kommen, ist recht gut, und es wird Ihnen nicht viel Mühe machen den Homer bald zu verstehen; aber Sie müßen sich nicht einbilden, daß die Andern es alle lernen. Von neun lernen es nur zwei. Aber Sie sprechen immer: w e n n i ch k o m m e, und es wird wohl bedingungsweise bleiben, biß Sie auf dem Comtoir sind und nicht mehr kommen können. Sprechen Sie denn mit Ihrem Herrn Vater gar nicht

darüber, und können Sie denn noch gar keine Entscheidung darüber geben?«

»Sie schreiben, daß Madam Lange zuweilen falsche Töne angibt. Dies mag immerhin wahr sein; aber ich bin gegen solche Urtheile in Amsterdam immer sehr mistrauisch gewesen, weil ich sie oft falscher als die Töne selbst fand. Man spricht vielleicht nirgends so viel als in Amsterdam von falschen Tönen, und doch ist dort das feine Gehör wohl eben nicht zu Hause.«

»Vor einiger Zeit sind zwei von unsern Zöglingen nach England zurückgegangen, ein Schotte Douglas, um das Kommando eines Regiments in seiner Provinz, wo er der zweite im Range ist, zu übernehmen, damit er seinen Einfluß nicht verliert, und ein Engländer Hill, der seiner Gesundheit wegen (er litt an Nervenschwäche, für die das feuchte Englische Klima zuträglicher ist) zurückgieng. An deren Statt haben wir zu Anfang dieser Woche einen jungen Grafen Potocki, 17 Jahr alt, auß Lemberg in Gallizien bekommen. Er war von seinem Onkel begleitet, einem ehrwürdigen Manne, der Ambassadeur von der Republik Polen bei der Pforte gewesen ist und den Vereinigungsring trug, den seit der Kocziuskoschen Revoluzion alle Polnischen Patrioten ihr Lebelang zu tragen geschworen haben. Außerdem erwarten wir drei Engländer, zwei Ebetsons und einen Hope, die schon auß England abgereist sein müßen. Wenn die zwei Liefländer, die hier sind, von dem Russischen Kaiser, der zu dem einen Pathe ist, die Erlaubnis erhalten hier zu bleiben, so bekommen wir auch zwei Prinzen Lubomirsky auß Polen.«

»Vorige Woche sprach ich hier den Dr. van Marum auß Haarlem, den uns Seine Exzellenz der Herr Geheime Rath von Göthe (so ein großes Thier ist jezt der Verfaßer der Leiden Werthers) zuführte. Göthen blizt das Dichterfeuer recht auß den Augen; übrigens sieht man ihm aber an, daß ihn Karakter, Titel und Stand genieren; er ist sehr steif.«

Den 1. Oktober 1798. »Was Sie von Einsamkeit und Mangel an Zerstreuungen schreiben, die ich hier haben müste, ist ganz wahr in den Stunden, wo ich zum Studieren nicht recht aufgelegt bin. Uebrigens ist mir aber gerade dieses zum Studieren sehr behilflich und in dieser Rücksicht lieb. An Amsterdam denke ich noch sehr häufig, aber nicht so, daß ich wieder dort zu leben wünschte. Meine Lebensart und die Gesellschaft, zu der ich mich halten muste, waren,

von ein paar älteren Freunden abgesehen, doch eigentlich gar zu läppisch. Was hat unser einer davon mit Kaufleuten und Comtoirbedienten umzugehen, die immer von ihren Geschäften schwatzen? Indessen waren mir diese doch lieber, als manche der Herrn Gouverneurs, von denen nur einer mein wahrer Freund war. Hier ist das Studium der Wißenschaften à l'ordre du jour, und der Umgang mit den hiesigen Menschen wird dadurch ungleich interessanter. Aber nichts ist angenehmer, als der Umgang mit verständigen, wohlunterrichteten und gesezten Franzosen, wie Mounier und die andern Lehrer, wovon der erstere noch dadurch interessant wird, daß er, als einer der Häupter der Französischen Revoluzion *), über viele Ereugnisse die wichtigsten Aufschlüße geben kann, die noch ganz unbekannt sind und sein müßen, weil keiner der Chefs etwas geschrieben hat und diejenigen, die geschrieben haben, entweder nur untergeordnete Rollen spielten oder durch Parteihaß geblendet waren. Aber, wie gesagt, es gibt Stunden, wo ich gern in Gesellschaft wäre, und zwar einer solchen, wo ich wählen könnte, die ich aber entbehren muß, weil jeder der Andern seine besondern Geschäfte und Arbeitsstunden hat; dann habe ich natürlich Langeweile, weil ich auch nicht gern allein spazieren gehe. Für einen Gelehrten, der, wie ich, keine große Bibliothek hat (und für mein Fach ist gerade eine recht große nöthig) und den Ueberfluß an literarischen Hilfsmitteln, der in Deutschland stattfindet, genießen will, ist die Entfernung von der Stadt auch ein sehr lästiger Umstand. Wie wird es erst im Winter sein, wenn der Abhang des Hügels, auf dem Belvedere liegt, mit Schnee und Eis oder mit Dreck bedeckt ist und man oft Gefahr läuft Hals und Beine zu brechen? Die Engländer halten ihre eigenen Pferde und laßen sich nach der Stadt fahren; das kann unser einer aber nicht. Diese wohnen ferner täglich Lustbarkeiten in der Stadt bei; dreimal in der Woche ist Komödie und Oper und die übrigen Tage entweder Konzert am Hofe oder Assemblée und Ball. Dann ist die zurückbleibende Gesellschaft in Belvedere klein. Diese Unannehmlichkeiten ließen sich indessen noch verschmerzen; aber eine größere ist die Un-

*) Jean Jos. Mounier, geb. 1758 zu Grenoble, war am 20. Juli 1789 einer von den Urhebern der Sitzung und des Eides im Ballhause und biß zu den Ereugnissen v. 5. u. 6. Okt. dess. J. Präsident der konstituierenden Versammlung; † 1806. Ausführlich ist über ihn berichtet in dem Konv. Lex. v. Brockhaus (8. Aufl.). A. d. H.

wißenheit und Faulheit des grösten Theils der Eleven, besonders der Engländer, die zwar alle etwas Griechisch und Lateinisch wißen, aber so, daß ich, wenn ich nüzlich sein will, ganz von vorn wieder anfangen müste. Als erwachsene Leute muß man sie auch säuberlich behandeln; und da ein rechtlicher Mann doch nicht gern bloß fürs Geld arbeitet, ohne sich darum zu bekümmern, ob er Nutzen stiftet oder nicht, sondern sehen will, daß seine Bemühungen gut anschlagen, so ärgere ich mich und bin unzufrieden. Nun sind gar noch alle Lekzionen, die gegeben werden, Privatstunden, und obgleich ich nur zu vier Stunden täglich verbunden bin, so kann ich doch, da ich einmal den Posten angenommen habe, mich nicht weigern noch mehr zu thun, wenn meine Dienste noch weiter nöthig sind. Es könnte daher leicht kommen, daß ich künftigen Juni wieder nach Göttingen zöge, wenn sich nicht eine andere Außsicht aufthut. Sollte dann vielleicht Ihr Papa Lust haben Sie zu mir nach Göttingen zu schicken? Die Gelegenheit zum Unterricht wäre dort, wie Sie wißen, eben so groß und größer als hier; ich brauchte meinen Unterricht nicht zwischen Sie und andere zu theilen, sondern könnte ihn allein auf Sie wenden, und die Kosten würden auch ungleich geringer sein. Doch dieses mögen Sie selbst überlegen; bei mir möchte es den Anschein haben, als ob ich auß Eigennuz Mounier prellen wollte. Schreiben Sie mir dann Ihres Papas Meinung. Wie geht es Ihnen nun übrigens mit dem Livius? Er muß Ihnen jezt ziemlich leicht sein, und Sie werden ihn wohl meistens verstehen, auch ohne die Konstrukzion zu machen. Wenn man so weit ist, dann ist man erst im Stande die Schönheiten des Stils zu fühlen und bekömmt dadurch eine Art von Takt im eigenen Lateinisch-Schreiben, durch den man gleich unterscheidet, was echt Römischer Außdruck und was bloße Lateinische Worte sind. Zum Horaz werde ich Ihnen nächstens die Anmerkungen schicken, sie sind noch nicht fertig.«

»Wir haben wieder Zuwachs bekommen, zwei Hope auß St. Andrews in Schottland, also nicht von der Familie des Amsterdamer Hope, nebst einem clergyman, Mr. Walker, der ihr private tutor oder Gouverneur ist. Dieser will, wie jene, als Eleve hier Französisch und Deutsch lernen; denn keiner von ihnen spricht etwas anderes als Englisch. Er versieht aber auch den Anglikanischen Gottesdienst und wird, wenn er Französisch kann, Englisch lehren. Die beiden Hope sind 18 und 17 Jahr alt. Mit diesen muß ich jezt Englisch

sprechen, was ich mit keinem der Andern gethan habe, weil diese alle Französisch sprechen und auß Nazionalstolz mit einem Nicht-Engländer nicht gern Englisch sprechen zu wollen schienen, sobald sie mit einer andern Sprache außkommen konnten.«

Den 12. Nov. 1798. »Ihren Brief vom 18. Okt. bekam ich den 26. Okt. und beantworte ihn erst heute. Wie kömmt das? Daher, weil ich den 27. u. 28. Okt. in Jena und den 3. u. 4. Nov. in Erfurt, also keinen Sonntag zu Hause gewesen bin. Nun wißen Sie aber, daß ich bloß Sonntags Briefe schreibe, weil ich in der Woche meine Studien und meine schriftstellerischen Arbeiten nicht darum außsetzen will. Sie sitzen also viermal in der Woche in demselben Zimmer, wo ich zwei Jahre nach einander auch geseßen und die Weisheit, die vom Katheder des Professors Wyttenbach herabfloß, aufgefangen habe. Ich hatte damals an den Collegiis viel außzusetzen, und Sie werden wahrscheinlich auch manches Bekannte mit anhören müßen; indessen ist dieses doch eine herrliche Uebung für Sie, weil die Vorlesungen ganz Lateinisch gehalten werden, und Sie könnten also, der Sie in Amsterdam bleiben, Ihre Zeit nicht beßer anwenden. Schreiben Sie mir doch, wie es mit dem Respondieren geht; hoffentlich gut; denn ich hätte gern auch in der Abwesenheit Ehre von Ihnen. Empfehlen Sie mich dem Professor Wyttenbach bestens und geben Sie ihm inliegenden Brief; erbieten Sie sich auch, wenn er mir antworten will, den Brief mit einzuschließen oder, wenn er dazu keine Zeit hat, seine Antwort mir zu melden. Da Sie nun einmal ins Kollegien-Hören hinein gekommen sind, so mache ich mir auch keine Hoffnung mehr, daß Sie je zu mir nach Deutschland kommen werden; denn die Professoren werden auß Liebe zu den 60 Gulden, die Sie ihnen jährlich für jedes Kollegium bringen müßen, es Ihnen auß allen Kräften wiederrathen. Indessen wer weiß, was bei Veränderung meines Wohnortes geschieht. Im Vertrauen gesprochen wäre das Belvederische Institut nichts für Sie gewesen; dieses merkte ich zwar gleich im Anfange, nahm aber Anstand Ihnen etwas davon zu schreiben, weil, wenn ich hier bliebe, ich mir selbst nicht im Lichte stehen wollte, und, wenn ich weggehe, es außgesehen haben würde, als ob ich bloß auß Eigennuz so spräche. Es geht aber hier alles auf dem großen Fuße her. Man erwartet von den Zöglingen, da ein Engländer und Edelmann hier gleich viel gilt, daß sie den Hof und alle adellichen Gesellschaften besuchen.

Nun würde man Ihnen zwar das Besuchen des Hofes nicht haben verwehren können; aber ein Holländer und ein Kaufmann, also gerade das Gegentheil von Edelmann, zu sein gilt hier wieder einerlei, und Sie würden gefunden haben, daß man Sie sehr zurücksezte. Dieses an sich höchst unbedeutende Unglück würde Ihnen aber auch bei den übrigen Zöglingen geschadet haben. Hierzu kömmt, daß Holland gerade mit England im Kriege ist; und dieses würde Sie unfehlbar mit den Engländern, die wütend für ihr Vaterland und heftige Aristokraten oder vielmehr Anti-Demokraten sind (denn Aristokratie, das heißt Familien-Regierung, ist ihnen auch ein Gräuel), in manche Unannehmlichkeit verwickelt haben. Neulich stand in einer Englischen Zeitung, daß der Admiral Onslow die Holländische Flotte im Texel zerstört und erobert hätte; ich erklärte das geradezu für eine Unmöglichkeit; die Engländer wurden böse, ich auch, und ich forderte sie zu einer ansehnlichen Wette herauß, die ich nun, da die Englische Zeitung die voreilige Nachricht selbst wiederruft, gewonnen habe. Es ist dies der dritte Streich, den ich ihrem Hochmutsteufel spiele. Vorigen Sommer hatte sich einmal ein Engländer — ich hatte oft von meiner Unerschrockenheit gesprochen — hinter meinen Stuhl geschlichen und feuerte, indem ich arglos arbeitete, dicht an meinem Ohre eine stark geladene Pistole ab. Ich erschrak aber darüber keineswegs, sondern drehte mich ganz gelaßen um und sagte, daß dieses ein sehr dummer Streich gewesen wäre. Ein ander Mal schoßen die Engländer im Park mit dem Pistol nach einer ziemlich fernen Scheibe, aber keiner traf. Ich lachte sie darüber tüchtig auß, ließ mir ein Pistol geben und schoß die Scheibe mitten außeinander, worüber sie sich ganz gewaltig ärgerten. Gearbeitet wird hier wenig; Deutsch würden Sie manche Tage gar nicht gehört haben, und Englisch sprechen die Engländer mit keinem, mit dem sie sich in einer andern Sprache unterhalten können. Glauben Sie auch nicht, daß die Zöglinge im Winter mehr zu Hause bleiben; im Winter sind gerade die meisten Lustbarkeiten, und da fehlen die Zöglinge niemals; sie haben ja ihre eigenen Pferde oder in der Stadt gibt es Kutschen, die sie hinunter und wieder herauf bringen können. So schlecht der Sommer war, so schön ist der Herbst; den grösten Theil des Septembers und den ganzen Oktober haben wir heitern Himmel und warmes Wetter gehabt. Jezt aber wird wieder die Ouvertüre zum Winter geblasen. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich Ih-

rer Familie bestens, die kleine Jette nicht zu vergeßen. Denkt sie noch zuweilen an Mynheer Mattu?«

Den 17. Dez. 1798. »Ich danke Ihnen für die Außrichtung meines Auftrags an Wyttenbach und für die günstige Antwort, die Sie mir von ihm gegeben haben. Ihre Vergleichung des gelehrten Mannes mit Virgils Jupiter hat mich recht lachen gemacht. Wenn ich ihn auf dem Katheder gesehen habe, ist er mir auch immer wie Jupiter vorgekommen, besonders wenn er die Locken seiner Perücke schüttelte. Aber nun verliert Amsterdam diesen Mann auch, und in ganz Batavien ist keiner, der ihn ersetzen kann. Wahrscheinlich wird aber das Athenäum auch eingehen. Ist denn Eras noch in Amsterdam, oder hilft er zu Utrecht das Gesezbuch fabrizieren? Aber was hat doch Wyttenbach über schwache Gesundheit zu klagen? Er sieht ja auß wie der Vollmond. Wir wollen hoffen, daß, wenn er Amsterdam verläßt, auch der Friede in Deutschland hergestellt ist und Sie dann Ihre so lang gehoffte Reise bewerkstelligen können. Vorerst bleibe ich noch in Belvedere. Es ist nicht rathsam, so lange der Kriegsteufel nicht gefeßelt ist, den Sperling, den man in der Hand hat, fahren zu laßen und nach der Taube auf dem Dach zu haschen. Auch muß ich mich vorher noch mehr in Deutschland orientieren und sehen, welches Schicksal meine schriftstellerischen Arbeiten haben. Schreiben Sie mir nur bestimmt, sobald Ihr Plan gewis ist. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß in England weniger, wie irgendwo sonst, auf den Adel gesehen wird. Ein nobleman steht in England beinah noch in höherem Ansehn als in Deutschland; nur ist dort die große Scheidewand zwischen dem Adel und dem Bürgerstande nicht. Sie sind übrigens meistentheils Söhne von Lords oder Baronets oder selbst Baronets; andere sind Esquires, zu Holländisch Schildknaapen, bei welchem Wort ich aber immer an Sancho Panza denke. Sie sind übrigens völlig uneingeschränkt und frei, was wegen ihres Alters und ihrer Verbindungen in der Stadt nicht anders sein kann. Ich wundere mich nur, daß diese gänzliche Uneingeschränktheit nicht zu manchen dummen Streichen Anlaß gibt, was biß jezt der Fall noch nicht gewesen ist. Die Achtung für die öffentliche Meinung, die in England so stark ist, wirkt auch hier noch fort. Mounier hat, wenn Friede ist, sehr gegründete Hoffnung wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Er hat überall und selbst im Direktorium viele Freunde; auch hat er

schon seinen Sohn mit einem Passe von Talleyrand=Perigord dahin geschickt. Aber man fürchtet, wenn man einen so berühmten Mann wieder aufnimmt, auch andern Emigranten Anlaß zu geben, daß sie ihre Zurückberufung fordern. Wir sind seit 14 Tagen hier ganz eingeschneit gewesen. Ich habe seit vier Wochen die Stadt nur zweimal besucht, der Zauberflöte und des Directeur dans l'embarras wegen. Meine Spaziergänge giengen bloß von meinem Hause nach dem Schloße und zurück; ich befinde mich aber in meiner Einsamkeit herrlich. Ich habe immer so viel neues zu lesen, daß ich, wenn ich den ganzen Tag frei hätte, genug zu thun fände. Jezt habe ich mir auch ein Fortepiano für 6 Karolinen in Leipzig bestellt. Die Feiertage werde ich in Erfurt zubringen.«

Den 21. Jan. 1799. »*Μουσάων ἄρχωμαι Ἀπόλλωνος ϑ' ἑκάτοιο* — laßen Sie sich das von Herrn Heumann erklären oder vielmehr übersetzen; denn ich wette, er kann es Ihnen nicht erklären, wenn Sie ihm nicht zu Hilfe kommen. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Apolloschaft, wenn Sie die Gratulazion annehmen; gratulieren Sie ferner Ihrem Vater und Ihrer Mutter, als dem Jupiter und der Mnemosyne, d. h. wünschen Sie Ihnen Glück von meinetwegen zur Geburt eines neuen Töchterleins, dem, wenn Sie mir diesen Wunsch erlauben, im Laufe der kreißenden Jahre bald ein Söhnlein folgen möge. Wie ich Ihren Brief bekam, hieng der Himmel voller Geigen, denn außer der Einlage von Herrn Heumann bekam ich auch noch einen Brief von meinem Freunde Frankenstein; beide waren voller literarischer Neuigkeiten. Und nun möchte ich mit Ihnen zanken, daß Sie mir nicht auch Neuigkeiten und zwar auch auß der politischen Welt mitgetheilt haben. Ich las neulich im Journal de Francf., daß in Amsterdam bei Gelegenheit der Amnestie in den Klubbs großer Lärm gewesen sei. Warum schreiben Sie mir denn davon nichts? Ist es etwa nicht wahr? Sie, ein so heißhungriger Politiker, könnten mir ja wohl von Zeit zu Zeit Außzüge auß den politischen Vorfällen in Ihrem Vaterlande und Ihrer Stadt mittheilen. Alles, was ich von Holland weiß, erfahre ich auß dem J. de Fr. und dem Hamburger Korrespondenten, und das ist blutwenig. Die gazette de Leyde list hier zu Lande kein Mensch. Um Ihnen nun die Arbeit leichter zu machen, will ich Ihnen einige Fragen vorlegen. Wie weit ist man mit der Einführung der Konstituzion gediehen? Sind die Departemental= und Di=

strikts-Verwaltungen schon eingeführt, und haben Sie in Amsterdam schon Ihre verschiednen Munizipalitäten? Was sind die wichtigsten Debatten im Nazional-Konvent gewesen? Was sind die wichtigsten neuen politischen Flugblätter? Wie ist man im allgemeinen über die Lage der Dinge gestimmt? Das sind genug Fragen, deren Beantwortung wohl vier Seiten füllen kann. Doch noch eins: was hören Sie von der Aufhebung des Athenaeum illustre? Nach dem Eingange Ihres Briefes muß sich die Lage in Amsterdam verschlimmern. Anstatt der dreißig, die nach Ihrem Berichte in Amsterdam erfroren sind, nennt der Journalist de Francf. 80. Von Todtfrieren habe ich hier nichts gehört. Zwei von unserer Gesellschaft haben auf dem Wege nach der Stadt nur das dem Winde zugekehrte Ohr erfroren. Zum Beweise, wie viel trockner das hiesige Klima ist, melde ich Ihnen, daß ich diesen Winter nicht die geringste Spur von winterhanden gehabt habe. Jezt haben wir seit einer Woche das schönste Wetter von der Welt. Es ist eine Pracht auß meinem Fenster den großen von Schnee bedeckten Vorhof, zur Linken das Schloß, mir gegenüber die beiden Pavillons und zur Rechten die Türme der Stadt und weiter hin den Ettersberg, das alles im hellsten Mondschein, zu sehen. In der Komödie sehe ich nach und nach die Stücke wieder, die ich schon in Amsterdam gesehen hatte, zuweilen auch solche, die mir noch unbekannt waren. Montags und Mittwochs werden Trauer-, Lust- oder Schauspiele (heute Emilie Galotti) und Sonnabends Opern gegeben. Göthe hat die Direkzion; die Wahl der Stücke macht aber seinem Geschmacke nicht immer Ehre. Unter den Schauspielern sind einige recht gute. Mamsell Jagemann ist unsere erste Sängerin und wirklich sehr brav; die übrigen sind zwar alle sehr musikalisch, aber ihre Stimmen sind nichts werth. Hunnius wird, ich weiß nicht ob auß Kabale, selten gebraucht. Er spielt den Schulzen im Käppchen, aber weder Papageno, noch Leporello, noch Figaro, in der Zauberflöte den Sarastro, wozu er sich gar nicht schickt. Er wird uns Ostern verlaßen. Sonntags thut es mir immer leid, daß ich nicht in das Konzert zu Amsterdam gehen kann. Hier ist Sonntags Konzert am Hofe; aber da ich nicht an den Hof selbst gehe, so bin ich auch zu vornehm, um auf die Gallerie zu gehn. Sonst hört man hier Musik genug und recht gute Musik. Zu meinem Erstaunen hörte ich am Neujahrstage einige 20 Bauern, ihren Kantor an der Spitze, vor mei-

nem Pavillon verschiedene geistliche und weltliche Lieder vierstimmig mit der grösten Präzision singen, wobei besonders die Bässe herrlich waren; die Diskantisten quäksten aber gewaltig durch die Fistel.«

»Ich wollte, daß Sie meinen Freund Frankenstein bei Madam Alewyn kennten. Sie könnten ihm zuweilen meine Briefe an Sie mittheilen und er Ihnen auß seinen Briefen erzählen, denn ich kann unmöglich dieselbe Sache zweimal schreiben. Empfehlen Sie mich Ihrem Hause, wie auch dem Professor Wyttenbach, bestens. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald einmal einen recht politischen Brief.«

Den 11. März 1799. »Wenn ich Montags einen Brief von Ihnen bekomme, so mache ich gewis die ganze Woche hindurch biß zum Sonntage meine Antwort an Sie im Kopfe fertig und kann oft die Zeit nicht erwarten, wo ich, von andern Amts- oder Gewißens-Geschäften frei, meine Antwort wirklich zu Papiere bringe. Daher kömmt es aber auch, daß ich, wenn es zur That kömmt, oft zu bequem und gemächlich bin, um alles, was ich schon im Kopfe fertig liegen habe, durch die langweilige Operazion des Federkieles nochmals außzudrücken; manches dünkt mich auch oft zu geringfügig, um es dem kostbaren Papiere anzuvertrauen und einen so weiten Weg zu schicken. Wie ganz anders würde es sein, wenn wir einander von Angesicht zu Angesicht schauen und alles mündlich erzählen könnten, was uns in die Gedanken kömmt. Ich danke Ihnen recht sehr für die Nachrichten, die Sie sich von Wyttenbach, um meine Neugierde zu befriedigen, haben geben laßen, sowie für den überschickten Brief dieses Mannes. Statten Sie auch diesem meinen verbindlichsten Dank für die mitgetheilten Ruhnkenischen Anmerkungen ab; sie sind zwar in der That mea spe et exspectatione tenuiora et pauciora, aber dessenungeachtet nicht ohne Werth; besonders aber bin ich Herrn Wyttenbach für die gewis nicht angenehme Mühe, womit er dieselben in meam gratiam diligenter abgeschrieben hat, äußerst erkenntlich. Ich werde ihm nächstens selbst schreiben, wenn ich in einer beßern Stimmung bin, um einen Lateinischen Brief zu schreiben. Von Ihnen sagt er: »discipulus tuus, optimus adolescens, valde mihi probat progressus, ingenium, industriam, studium, modestiam, et te τὸν διδάσκαλον κοσμεῖ.« Sehen Sie einmal an, welche Ehre für Sie und mich! Daß van Lennep an Wyttenbachs Stelle gekommen ist, hatte ich schon

von einem andern Korrespondenten erfahren und auch schon in einer Deutschen literarischen Zeitung bekannt gemacht. Ich hatte dieses schon vermutet, weil er schon einmal an Lüzacs Stelle vorgeschlagen worden war und seine Familie vielen Einfluß hat. Ob er die dazu erforderlichen Fähigkeiten besitzt, kann ich nicht beurtheilen, weil ich ihn, außer daß ich ihn in den Collegiis bei Wyttenbach in den Jahren 89 und 90 gesehen und zuweilen gesprochen habe, nicht kenne; aber mit Wyttenbach darf er sich wenigstens in keiner Rücksicht meßen. Wißen Sie denn aber, daß auch ich auf der Liste gestanden habe? Eras schrieb mir schon unterm 14. Januar, daß er mich unter mehrern andern zu der Stelle vorgeschlagen hätte. Das war nun ein dummer Streich; denn, wenn man einen befördern will, so muß man ihn nicht unter mehrern andern, sondern allein vorschlagen. Was würde das aber für ein Spaß gewesen sein, wenn ich auf einmal wieder mit armes et bagage nach Amsterdam gekommen wäre, mich dort häuslich niedergelaßen, ein Amsterdamsches Mädchen zur Frau genommen und den ornatissimis adolescentibus vom Katheder herab etwas weiß gemacht hätte! Aber was würden auch die Leute dazu gesagt haben, wenn ein Buitenlander, un slaaf, un Duitsche Moff, der sich noch durch kein großes Griechisches oder Lateinisches Werk bekannt gemacht hätte, auf einmal angestiegen gekommen wäre! Und wie hätte ich auch Deutschland, nach dem ich mich in Holland schon seit so langer Zeit zurückgesehnt hatte, nun ich einmal darin bin, nach einem so kurzen Aufenthalte gleich wieder verlaßen können! Daß Wyttenbach den Aufenthalt in Leyden gegen den in Amsterdam vertauscht, kann ich sehr wohl begreifen. Was hat er denn in Amsterdam, das ihn dort zurückhielte? Freunde hat er ja dort äußerst wenige, und kann man dann einen Ort, wo man 19 Jahre gewesen ist, nicht wieder verlaßen? Sein Buitenplaats ist auch nicht von der Art, daß der Abschied von ihm Thränen kosten würde. Aber in Leyden sind die Gelehrten de Baase, und ein Gelehrter ist nirgends an seinem Platze als da, wo eine Universität oder doch noch viel andere Gelehrte sind, sowie ein Kaufmann nirgends, als wo viel Handel ist. Dann geben auch 2000 Gulden mehr einen merklichen Außschlag in der Wage. Ich würde mich also vielmehr gewundert haben, wenn Wyttenbach den Ruf nicht angenommen hätte. Daß Ihre Schwester schon seit dem Oktober krank ist, thut mir recht sehr leid; hoffentlich ist die Krankheit nicht gefährlich

und besteht bloß in einem Fieber; ich wünsche ihr von ganzem Herzen baldige Beßerung. Ein anderer von meinen dortigen Freunden ist auch schon seit langer Zeit krank. Das kömmt von der Amsterdamschen Luft! Ich habe mich schon seit meinem Hiersein immer so ununterbrochen wohl befunden, als ich mich seit langer Zeit nicht erinnern kann. In Amsterdam hatte meine Gesundheit in den lezten Jahren auch sehr abgenommen; ich war zwar nicht krank, aber auch nicht so gesund als im Anfange; wer weiß, ob ich nicht, wenn ich noch in Amsterdam wäre, jezt auch auf der Nase läge. Nichts ist wahrlich für die Gesundheit beßer, als die öftere Veränderung der Luft und der Gegenstände durch Reisen. Alle Bewegung, wenn man immer innerhalb deßelben Luftkreißes bleibt, hilft nicht so viel, als ein Ausflug nach einem ein paar Meilen entfernten Orte nur auf zwei Tage. Dazu habe ich hier im Sommer Gelegenheit genug; ich gehe bald nach Erfurt und bald nach Jena; wenn künftige Ostern die Wege gut sind, werde ich vielleicht zu Fuß nach Halle, 11 Meilen oder 22 Stunden von hier, wandern. Auch diesen Winter bin ich schon zweimal in der grösten Kälte, einmal um Weihnachten und das andere Mal am 1. Februar, nach Erfurt gefahren. Also machen van Hemerts Bemühungen um die Kantische Philosophie so viel Aufsehen in Amsterdam, daß selbst sein Karman neugierig darnach geworden ist! Van Hemerts Absicht ist wohl recht gut und brav, und er ist der Mann dazu sie außzuführen; aber mich dünkt, er macht zu viel Wesen damit, und in Amsterdam muß alles lau betrieben werden, und man muß ja nicht thun, als ob einem irgend eine Sache, als etwa höchstens eine Handelsspekulazion, sehr am Herzen läge; sonst sezt man sich dem Spotte auß. Wißen Sie aber wohl, daß Herr Heumann auch ein sehr eifriger Kantianer ist? Der Engelen muß aber ein Allerwelts-Pinsel sein, daß er den Hannibal zum Kantischen Philosophen machen will, voraußgesezt, daß dieses sein Ernst war. Ich hätte nicht gedacht, daß ich, der sonst so vornehm auf die Holländische Literatur herabsah, noch in Deutschland einen Holländischen Roman lesen und mit vielem Vergnügen lesen würde. Neulich fiel mir ein Buch unter dem Titel: Sara Reinert, eine Geschichte in Briefen vom Verfaßer des Siegfried von Lindenberg, in die Hände. Dieses und der Umstand, daß die Szene in Amsterdam war, machten mich begierig darauf. Ich fand die Holländischen Sitten so treffend geschildert, so vieles

von Holländischem Geist und Karakter, und so manche Belgizismen, die aber freilich zugleich auch Plattdeutschismen sind, daß ich auf einen Holländischen Ursprung rieth; und siehe da, am Ende des vierten Bandes sagt uns wirklich Herr Müller, daß es eine Uebersetzung der Sara Burgerhart, nur abgekürzt, ist. Ich habe das Buch mit so vielem Antheil gelesen, daß ich mich in die Sara, und dabei noch in das eine oder andere Holländische Mädchen sterblich verliebt habe.«

Den 2. April 1799. »Verdammt sei der Krieg, der uns wieder dahin zurück versezt, wo wir vor zwei Jahren waren! Wenn er nur in den Grenzen bleibt, wo er jezt eingeschloßen ist, in Italien, Tyrol und Schwaben, und nicht einen größern Theil von Deutschland in Brand steckt; dann können wir Norddeutschen noch zufrieden sein. Ich habe nun die beiden neuen Stücke von Schiller, Pikkolomini und Wallenstein, auf dem Weimarer Theater aufführen sehen. Das erstere, welches vorigen Mittwoch gegeben wurde, hat nicht viel Handlung von der Art, wie man sie gewöhnlich in heroischen Schauspielen antrifft und erwartet, aber verschiedene höchst interessante Szenen voll steigendes Affektes, in denen man Entschlüße reifen und Pläne von ihrem ersten Anfange an zu ihrer Vollendung fortschreiten sieht. Das zweite, ein Trauerspiel (denn das erstere war ein Schauspiel), hat ungleich mehr Handlung; alles geht Schlag auf Schlag. Als dramatische Stücke mögen sie einige Fehler haben; aber diese werden durch die herrliche und gedankenreiche Poesie, das Interesse der Situazionen und die Karakterschilderungen reichlich ersezt. Uebrigens gibt es hier zu Lande nichts neues. Mit dem Institute bleibt es noch beim Alten; jezt kömmt der Erbprinz alle Woche zweimal zu uns herauf, um mit uns zu speisen. Er ist 14 — 15 Jahr alt und steht unter strenger Zucht. Vorigen Freitag speiste auch sein künftiger Hofmeister, van Haaren, ein Holländischer Emigrant, mit oben, ein Mann, der ganz den Französischen Ton der roués besizt, aber sonst nicht viel zu bedeuten hat.«

Den 24. Juni 1799. »Wyttenbach stand wegen seines Geizes schon von jeher in üblem Ruf. Was sich doch die Leute in Holland nicht alles zu thun unterstehen und ohne Hindernis thun können! Wer hat je gehört, daß ein Professor, der auf eine andere Universität berufen ist, seine Kollegia, die er auf der andern zu halten hat, sechs Wochen zu früh schließt oder vielmehr abbricht und davon

geht? Professor Fichte in Jena hat sich seine Absetzung selbst zuzuschreiben. Ein Professor kann auf den Deutschen Universitäten nicht vom Landesherrn eigenmächtig abgesezt werden, sondern dieses muß durch den akademischen Senat, und zwar nur in besondern Fällen, geschehen. Man hatte aber von Dresden auß bei dem Herzoglichen Hofe auf die Absetzung angetragen, und nun schrieb Fichte hierher an den Geheimen Rath Voigt, der mit Göthe die Sachen der Akademie zu Jena besorgt, einen sehr sonderbaren Brief, worin er drohte sogleich seine Dimission zu geben, wenn man ihm nur den geringsten Vorwurf machte; zugleich sagte er, daß dann sehr viele Professoren auch ihren Abschied nehmen und die Universität den grösten Schaden erleiden würde. Darüber fand sich die Regierung natürlich piquiert; man gab ihm einen sehr leichten Verweiß, wobei man selbst anerkannte, daß man über Fichtes System nicht zu richten befugt sei, auch Fichtes Recht seine Meinungen durch den Druck bekannt zu machen keinesweges bestritt, aber ihm doch mehr Vorsicht anempfahl; zugleich nahm man aber seine Dimission an. Dabei hätte es nun Fichte sollen bewenden laßen; aber er kroch zu Kreuz, schrieb wieder an Voigt und sagte, daß er seinen ersten Brief nicht so arg gemeint hätte ꝛc. Die Antwort war, daß man den einmal genommenen Beschluß nicht zurücknehmen könnte. Dieselbe gab man einer Deputazion von Studenten, die erst um die Wiederanstellung Fichtes und nachher um die Erlaubnis, daß Fichte wenigstens den Sommer über noch lesen dürfte, bat. Keiner von den Professoren, die mit Fichte Freud' und Leid theilen wollten, hat biß jezt noch seine Drohung erfüllt. Fichte hat, seines guten Vortrags wegen, unter den Studenten einen gewaltigen Anhang, aber unter den ältern Professoren viele Feinde, da sie behaupten, daß er durch den Reiz seiner Vorlesungen die jungen Leute so sehr in tiefsinnige Spekulazionen verwickelt hätte, daß sie nachher zu nichts anderm mehr tüchtig oder aufgelegt wären. Ich kenne Fichtes Philosophie nur sehr unvollständig auß seiner Vertheidigung gegen die Beschuldigung des Atheismus und auß seinen Grundsätzen des Naturrechts; aber in jener scheint mir wenigstens viel Schwärmerei und in diesen viel Wortklauberei und Spizfindigkeit zu sein, die doch nur zu den bekanntesten Resultaten führt. Ich möchte überhaupt die Kantische und die Fichtesche Philosophie nicht mit einander vermengen; jene ist gesunde kräftige Kost; diese ist leichte Speise, die zwar dem Gaumen schmei-

chelt, aber keine Kräfte absezt. Die Pfaffen haben wohl am wenigsten dabei gethan, als höchstens der Oberhofprediger Reinhard zu Dresden, der doch sonst ein sehr aufgeklärter verständiger Mann ist; das Berliner Konsistorium billigte zwar die Grundsätze nicht, meinte aber doch, daß man der freien Untersuchung durch das Verbot des Fichteschen Journals den Weg nicht versperren müste. Ueberhaupt sind die protestantischen Geistlichen in Deutschland keine Holländischen Dominees, und auch nicht alles, was Geistliche sagen, ist Betrügerei. Machen Sie doch Herrn Heumann auf Herders Metakritik, die eine Wiederlegung der Kantischen Kritik sein soll, aufmerksam; ich habe noch nichts einfältigeres und grundloseres gelesen; aber der Mann hat einen großen Namen und in der That große Verdienste; daher findet er gewis viel Nachbeter, wie er schon an Wieland, der ein großer Dichter, aber sehr mittelmäßiger Philosoph ist, gefunden hat, und es möchte Noth thun seine Blößen aufzudecken.«

Den 30. Sept. 1799. »Van Haaren, der Hofmeister des Erbprinzen, ist zu seinem Unglück nach Weimar gekommen. Vor einiger Zeit fuhr er mit dem Prinzen nach Rudolstadt; unterwegs warf sie der Postillion in ein Loch, und die Kutsche fiel mit ihrem ganzen Gewicht van Haaren auf den Rücken. Dieser Anfall hat ihn auß einem rüstigen Manne in einen gebückten Mann von ältlichem Ansehen verwandelt, und er klagt über die Brust. Er ist ein Weltmann und zeigt sich in der Gesellschaft sehr zu seinem Vortheile; sein Sohn aber ist eine steife Hopfenstange. Der Vater kömmt alle Wochen zweimal mit dem Prinzen zu uns und speist oben. Jezt sind auch der ehemalige Portugiesische Gesandte im Haag, der einige Zeit in Paris gefangen saß, Ritter d'Aranjo, mit dem Portugiesischen Juden Cappadoce und dessen Frau in Weimar. Ersterer hat ehegestern auch bei uns gegeßen. Madam Cappadoce wurde anfangs hier als eine außerordentliche Schönheit angestaunt, biß man entdeckte, daß sie die rothe, weiße und schwarze Schminke nicht sparte. Jezt läßt man bloß ihrem Wuchse Gerechtigkeit wiederfahren. Sie haben ehegestern beim Herzoge, der im Jahre 1787 in Amsterdam ihr Haus besuchte, privatim gespeist. Außerdem hat sich noch eine Holländische Dame Kuno in Weimar niedergelaßen, die sich aber noch in keiner Gesellschaft gezeigt hat. Ich habe jezt mehr zu thun, als jemals. Um 7 Uhr des Morgens fange ich meine Stun-

den an und höre erst um 2 Uhr auf; nur von 12 biß 1 habe ich frei. Das sind alles Lekzionen im Deutschen. Aber woran gewöhnt man sich nicht, wenn man sieht, daß man nur einigermaßen nüzt? Die Nachmittage sind dagegen frei, nur daß ich zuweilen Mounier's Sohne Eduard, wenn ich Lust habe, im Griechischen Unterricht gebe. Diesen Sommer, so unsommerlich er sonst auch war, habe ich mir doch ungleich beßer hier gefallen als den vorigen; ich bin jezt an das Landleben gewöhnt und seufze nicht mehr nach der Stadt. Eine gute ressource findet man hier in den Theegesellschaften bei Herrn Gore. Dieses ist ein reicher alter podagrischer Engländer, der mit seinen zwei unverheiratheten und schon etwas ältlichen Töchtern seit mehrern Jahren auf dem Wege von Belvedere nach Weimar wohnt. Er hat einen kleinen Hof um sich versammelt, gibt Partieen, denen die ganze Herzogliche Familie beiwohnt, und hält alle Abende, wenn das Podagra ihn nicht daran verhindert, Theegesellschaften, wo man den ganzen beau monde von Weimar antrifft. Man ist dort sicher alle durchreisenden Fremden von einiger Bedeutung, die vorzüglichsten hiesigen Gelehrten und Andere zu finden.«

»Künftige Ostermesse werden zwei von meinen Operibus erscheinen: Animadversiones in Hymnos Homericos, welches ein dickes Buch wird, und meine Preisschrift über die Nazionalkaraktere, Deutsch umgearbeitet. Sie sehen, daß es mir doch nicht an Zeit zum Arbeiten fehlt. Lust und Kraft habe ich unendlich mehr als in Holland, ich weiß nicht, ob wegen der reinen und scharfen Bergluft, oder weil ich hier mehr Gelegenheit finde über wißenschaftliche Gegenstände zu sprechen.«

Den 18. Nov. 1799. »Sie sind doch ein recht braver, lieber Mann, daß Sie mir vor Empfang meines Briefes vom 27. Oktober noch einmal schreiben. Hoffentlich werden Sie nun meinen Brief auch empfangen haben, und Herr Frankenstein wird dann sehen, daß ich bloß deswegen nicht an ihn geschrieben habe, weil ich keinen Brief von ihm bekommen hatte und nicht wuste, ob er nicht vielleicht bei de Zyp oder Castricum den Engländern trozte. In meinem lezten Briefe hatte ich einige Besorgnisse geäußert, die nun glücklicherweise durch den Erfolg wiederlegt sind. Ich gratuliere Ihnen und der ganzen Batavischen Republik herzlich, daß Sie der Englischen Krankheit so glücklich entronnen sind. Man mag auch über die Lage Ihres Vaterlandes denken, wie man will, so dünkt mich doch, es

wäre immer ein Unglück gewesen, wenn das Land, das schon seit 4 Jahren 25000 Mann fremder Truppen genährt und gekleidet hat, aufs neue durch Kanonen, Blut und Schwert gezwungen werden sollte 40000 Mann andrer Truppen auf einige Zeit zu nähren, die wahrscheinlich auß Uebermut und als Eroberer ganz anders als die Preußen gehaußt haben würden. Zum Mislingen der Unternehmung haben sicherlich die tapfern Thaten der Französischen und Holländischen Truppen sehr viel beigetragen; aber mehr Schuld dürfte doch wohl die Unerfahrenheit des Herzogs von York und die Unbekanntschaft der Engländer mit dem Landkriege daran haben. Unsere Engländer haben den Herzog von York zu tausend Teufeln geschickt; indeßen haben sie es sich doch (einen einzigen, unsern clergyman, außgenommen, der ein kreuzbraver, herzensguter und sehr patriotischer Mann ist) so wenig zu Herzen genommen, daß sie die Woche darauf in Weimar einen glänzenden Ball mit Soupé gegeben haben, der über 100 Pfd. Sterling gekostet hat. Was sie am meisten ärgert, ist, daß sie nun nicht über Holland nach Hause zurückkehren können. Sagen Sie mir doch, sind auch Holländische Nazionalgarden mit im Feuer gewesen? In der Nachricht von Ihren Collegiis hat mich nichts so sehr und doch zugleich so wenig gewundert, als daß Eras über die Kantische Philosophie list. Dieser Mann schrieb 1793 eine Abhandlung über Kants Moral-Prinzip, die von der Holländischen Sozietät der Wißenschaften zu Haarlem, weil nur eine Schrift eingelaufen war und weil die Herren Direktoren der Sozietät von der Sache selbst nichts verstanden, den Preis erhielt, und in welcher er auf die lächerlichste Weise von der Welt Kants Moral-Prinzip zu wiederlegen suchte. Er sprach überhaupt damals von der Kantischen Philosophie wie der Blinde von der Farbe. Noch unterm 14. Jan. dieses Jahres schrieb er mir einen Brief, worin er über die Kantische Philosophie Fragen that, die nur einer, der völlig unbekannt mit derselben und von allem philosophischen Geiste entblößt ist, thun kann, und die ich ihm auf zwei Bogen, wahrscheinlich zum Vortheil seiner Kollegien, beantwortete. Und nun list der Mann selbst über Kantische Philosophie, und das ist es, worüber ich mich höchlich wundere. Nehmen Sie sich also ja in Acht, daß Sie sich für Kantische Philosophie nicht aufbinden laßen, was keine ist. Laßen Sie sich das, was van Hemert darüber geschrieben hat, geben und lesen Sie dies, so sind Sie sicher. Vielleicht

schicke ich Ihnen nächstens etwas, was ich gegen Herder zur Vertheidigung der Kantischen Philosophie herausgegeben habe *). Es ist recht Schade, daß Sie das Griechische jezt bloß für sich selbst treiben können. Indessen können Sie es bei der Manier, die Sie angenommen haben, doch wohl noch zu etwas bringen. Setzen Sie sich nur erst recht im Homer fest. Nachher haben Sie an Wyttenbachs Eclogis und an Xenophons Mem. Socr. eine nüzliche Lektüre. In den Prosaikern werden Sie aber mehr Nüße aufzubeißen finden als im Homer. Bei Frankenstein stehen noch verschiedne Bücher von mir, und unter diesen Xenophons Cyropaedia ed. Zeune. Laßen Sie sich dieses Buch von Frankenstein geben und behalten Sie es als ein Andenken von mir. Auß dem Buche habe ich Griechisch gelernt, ob ich es gleich nicht als eine in jeder Rücksicht gute Außgabe anpreisen möchte. Unter den Büchern, die Ihre kleine Griechische Bibliothek außmachen sollen, ist Anakreon zu unbedeutend und Aristophanes viel zu schwer. Schaffen Sie sich lieber einige Trauerspiele von Sophokles und Euripides an; vier Trauerspiele von Euripides, Hecuba, Phoenissae, Hippolytus und Bacchae, hat Brunck sehr niedlich herausgegeben.«

Den 22. Dez. 1799. »Endlich ist doch, Gottlob! unser Briefwechsel wieder in den Gang gekommen. Was mir beinah seit einem Jahre nicht geglückt ist, wiederfuhr mir diese Woche, daß ich nemlich innerhalb sieben Tagen zwei Briefe auß Amsterdam, einen von Ihnen und einen von Herrn Frankenstein, erhielt. Der Winter scheint überhaupt für die Briefstellerei auf beiden Seiten günstiger zu sein. Von den politischen Vorfällen wollen wir endlich einmal schweigen. Zwar hätte ich beinah Lust Sie wegen Ihres spöttischen Seitenblicks auf meine Umgebungen, die Ihnen aristokratischer, royalistischer und antidemokratischer Natur zu sein scheinen, zur Rede zu stellen; aber alles Schreiben würde doch nicht halb so viel helfen, als nur ein ganz kurzer Aufenthalt in Weimar. Also nur ein paar Worte über die Logik in Ihren Schlüßen. Darauß, daß ich es ungern gesehen hätte, wenn die Anglo-Russen Batavien erobert und die vorige Regierung ganz und gar wieder hergestellt hätten, folgt doch wohl, so viel ich einsehe, keineswegs, daß ich Aristokrat oder

---

*) Hugo, ein Beitrag zur Würdigung der Herderschen Metakritik. Gotha b. Perthes 1799 (anonym). A. d. H.

Royalist oder Antidemokrat bin. Es folgt nur soviel darauß, daß ich Eroberungen, in der Absicht die Staatsverfaßung zu verändern unternommen, dergleichen die Franzosen schon so manche außgeführt haben, überhaupt als Eingriffe in die Rechte der Nazionen und als Mittel ansehe Gewaltthätigkeiten und Leidenschaften an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen und die Menschen in den Zustand der Barbarei zurück zu führen. Die Eroberung der Schweiz ist um kein Haar beßer. Die gute Sache heißt bei mit die Sache der Gerechtigkeit, der politischen Unabhängigkeit und der bürgerlichen Freiheit, nicht **einer Partei** (dieses nennt Platon *στασιωτεία* im Gegensaz der *πολιτεία*), sondern aller Staatsbürger. Uebrigens bin ich ein Antidemokrat von ganzem Herzen, sobald Sie unter Demokratie den **überwiegenden** Einfluß aller Klassen ohne Rücksicht auf das verschiedene Interesse, das die einen mehr, die andern weniger, nach Maßgabe dessen, was jeder zu verlieren hat, an dem öffentlichen Wohle nehmen, verstehen wollen. Desgleichen bin ich Aristokrat in der Bedeutung, worin die Griechen dieses Wort nehmen, das heißt, ich glaube, daß in jedem Staat nur die Besten, Rechtschaffensten und Verständigsten, und, da die Menschen dieses entweder nicht sind oder sich verleiten laßen das Interesse ihrer Klasse für das Interesse des Ganzen zu halten, sobald sie nicht durch ihr persönliches Interesse und also durch ihren Vermögenszustand an die Behauptung des allgemeinen Interesses gebunden sind (so **ist** es wenigstens; ob es so sein **sollte**, ist eine andere Frage), auch die Vermögendsten und Angesehnsten ein entschiedenes Uebergewicht haben; dagegen bin ich Antiaristokrat in der Bedeutung, worin Französische Schriftsteller dieses Wort eingeführt haben, wenn man unter Aristokratie Familienregierung versteht; das nannten aber die Alten Oligarchie. Royalist endlich bin ich, insofern in einem großen, volkreichen Lande die öffentliche Ruhe und Sicherheit und das Gleichgewicht der verschiedenen Klassen und der verschiedenen Gewalten nur durch einen mit großer Autorität bekleideten, übrigens aber den Gesetzen unterworfenen Regenten behauptet werden kann, nicht aber, als ob ein König für jedes Land nöthig und eine von Gott selbst eingesezte, durch kein Gesez gebundene und in seiner Machtvollkommenheit sich selbst gefallende Person wäre. In der neuen Bonaparte'schen Konstituzion ist, soviel ich sie auß dem lezten Moniteur kenne, der demokratische Theil viel zu unbedeutend und beinah ohne allen Einfluß; der

aristokratische an und für sich sehr gut, nur im Verhältnis zu jenem zu überwiegend, der royalistische aber (denn der premier consul verhält sich zu dem Ganzen der Staatsverfaßung, wie ein König zum Adel und Volke; der Name macht keinen wesentlichen Unterschied) viel zu mächtig, besonders durch die Inziziative, und da ihm der so mächtige Glanz der Geburt und somit die moralische Gewalt über die Staatsbürger abgeht, so kann er sich nur durch physische Gewalt, durch die Armee und die Militär-Verfaßung, erhalten; diese Gewalt aber findet zu wenig Schranken und ist an und für sich so verführerisch, daß sie eine wahre Allmacht ist. Doch basta! Ich glaube Ihnen durch diese politische diatribe lange Weile genug gemacht zu haben, und darin sollte meine Rache auch bestehen. Wenn Sie wirklich Interesse an der kritischen Philosophie ungeachtet ihres abschreckenden Aeußern nehmen, so rathe ich Ihnen vor allen Dingen sich van Hemerts Werk über dieselbe anzuschaffen und es fleißig zu studieren. Man kann hierin niemandem rathen, sondern muß jeden seiner eignen Neigung überlaßen. Sonst wäre aber mein unmaßgeblicher Rath, daß Sie sich vorerst nicht zu tief in dieses System einließen, weil es zu viel Zeit und Anstrengung erfordert und dieses in Ihrer Lage unzweckmäßig sein würde. Legen Sie sich nur in soweit darauf, als es zur Schärfung des Urtheils und zum deutlichen Auffaßen der Resultate nöthig ist. In beiden Rücksichten ist van Hemerts Werk hinlänglich. Genügt Ihnen dieses nicht, so können Sie immer Kants eigene Werke, besonders seine moralischen, selbst studieren. So sehr ich Ihnen aber ein tieferes Studium der Philosophie, wenigstens in Ihrer jetzigen Lage, abrathe, so sehr rathe ich Ihnen zu jenem leichtern, mehr historischen Studium. Meine Flugschrift schicke ich Ihnen diesmal nicht, theils weil ich kein Exemplar mehr vorräthig habe, theils weil das Porto mehr Geld kostet, als das Schriftchen werth ist, theils auch weil man dabei immer Herders Werk dabei liegen haben und mit jenem vergleichen muß. Sie können sich's indessen einmal von Frankenstein zum Durchblättern geben laßen. Nur sagen Sie niemandem, daß ich der Autor bin. Während das große politische Trauerspiel immer noch fortdauert, sind auch die Weimarischen schönen Geister beschäftigt unsere Bühne mit Trauerspielen anderer Art zu bereichern. Kotzebue, der in Weimar wohnt, hat ein Trauerspiel, Gustav Wasa, geschrieben, das künftigen Sonnabend den 28. gegeben wird. Es

ist in Jamben. Schiller hat Racine's Mithridate übersezt und außerdem noch ein Original-Trauerspiel, Marie Stuart, geschrieben. Dadurch bin ich auch wieder in das Studium der dramatischen Kunst gekommen, wo ich mich dann über die Französischen sogenannten Meisterstücke baß ärgere und auch unsere Franzosen plage.«

Den 17. Februar 1800. »Bitterböse bin ich auf Sie, daß Sie mir den Mund wäßerig gemacht haben, ohne doch zugleich mein Gelüst zu befriedigen. Glauben Sie, daß mir damit gedient ist, wenn Sie mir sagen, daß Wyttenbachs vita Ruhnkenii so schön ist, daß Sie sie nicht haben auß den Händen legen können, ohne sie ganz außzulesen? Denken Sie nicht, daß ich auch begierig darnach bin und desto begieriger, da ich mir gern ein Verdienst darauß mache solche klassischen Sachen in Deutschland bekannt zu machen? Also geschwind das Buch mit der ersten Post geschickt, oder es geht Ihnen Ihr Lebelang nicht gut! Einen langen Brief dürfen Sie diesmal nicht erwarten; ich habe da zwei verdammte Lateinische Briefe geschrieben, einen an de Vos und den andern an die Kuratoren des Stolpischen Legats zu Leyden, die mit meiner Dissertazion Sprünge machen wollen. Neues gibt es hier gar nicht. Göthe hat Voltaire's Mahomet in Jamben übersezt und das Stück hier aufführen laßen, wobei sich niemand erbaut hat, als einige seiner Anbeter. Wir andern haben gegähnt und uns moquiert. Meine Animadversiones sind schon biß zum 18. Bogen fertig; es werden ungefähr 30 Bogen werden.«

Den 24. März 1800. »Herr P. de Hengst ist ein rechter Pinsel, daß er genug gesagt zu haben glaubt, wenn er mir sagen läßt, Wyttenbachs vita Ruhnkenii sei schon in Deutschland. Als ob Deutschland nicht größer wäre als Amsterdam, und als ob Holländische Bücher in so großen Ladungen nach Deutschland kämen, daß sie gleich überall zu haben wären. Er hätte Ihnen sagen sollen, nach welcher Stadt sie geschickt sind, und welcher Buchhändler sie in Kommission hat. Herr van Hemert ist sehr gütig, wenn er meinem »Hugo« solche Lobsprüche ertheilt, die einer so in Eile, innerhalb 14 Tagen hingeworfenen Flugschrift nicht gebühren. Machen Sie ihm doch meine gehorsamste Empfehlung und fragen Sie ihn, ob sein Maandwerk auch nach Deutschland kömmt, oder ob sein Buchhändler Gelegenheit hat zuweilen Sachen nach Deutschland zu schicken. Ich will es mir kommen laßen, und zwar, soviel biß jezt

davon herauß ist, mit meinen übrigen Büchern, die noch bei Frankenstein stehen. Neulich habe ich wieder einen Brief von Eras erhalten. Er hat wieder viel über die kritische Philosophie zu fragen, besonders über den praktischen Theil. Wenn ich ihm darauf antworte, so werde ich Ihnen eine Copia meiner Antwort schicken, damit Sie sehen können, ob er etwa in seinen Vorlesungen Gebrauch davon macht. Er erzählt mir vieles von dem philosophischen Kriege, wovon jezt Felix meritis der Schauplaz ist, unter andern von einem Ictus Kinker, der neulich eine Satyre auf Herders Metakritik gemacht haben soll. Auch heißt es in seinem Briefe: »Discipulus quondam tuus, Berg, audit meum Jus naturae ac diligenter audit, ut mihi de eius cum intelligentia tum diligentia omnia bona pollicear.« Wenn die Engländer wirklich eine neue Landung im Sinne haben, so wird wahrscheinlich einer von unsern Engländern, der am 8. März abgereist und Leutnant unter den Royal Horse-Guards ist, mit von der Partie sein. Es sollte mir leid um ihn thun; denn er ist zum Studieren mehr als zum Soldatenstande gemacht und schwächlich, so daß er sehr leicht sein Leben dabei verlieren könnte. Es war der beste, den wir hier hatten. Er ist ein Neffe des berühmten Lord Bristol, Bishop of Derry.«

Den 9. Juni 1800. »Daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom 2. Mai nicht eher geantwortet habe, kömmt nicht etwa daher, daß ich ein Wiedervergeltungsrecht hätte außüben wollen; ein solches ängstliches Abwägen dessen, was jeder hätte thun sollen, findet unter Freunden, wie wir sind, nicht statt; sondern weil ich seit einiger Zeit die Woche durch soviel Amtsgeschäfte gehabt habe, daß ich das, woran ich sonst in verlorenen Stunden der Werktage arbeitete, jezt Sonntags vornehmen muste. Unser Institut ist auf einmal biß auf 15 gestiegen, unter denen sich auch ein Franzose, ein ci-devant Comte Du Manoir auß der Normandie, und ein Deutscher, Graf Münster auß der Lausiz, befinden; und außer mir ist noch kein anderer Lehrer der Deutschen und Lateinischen Sprache hier; ich habe also des Morgens von 7 — 2 Uhr, die einzige Stunde von 12 — 1 außgenommen, zu unterrichten. Ich sehe mit Vergnügen auß Ihrem Briefe, daß Sie Ihre Zeit recht nüzlich verwenden. Das Disputieren ist für Sie gewis von dem grösten Nutzen, theils weil es Sie doch immer einigermaßen von Ihrer Blödigkeit heilen muß, und theils weil es Sie im Lateinsprechen übt und Sie gewöhnt Ihre

Gedanken über verschiedene Gegenstände zu ordnen und zu entwickeln. Man kann freilich des Guten auch zu viel thun. Sie haben, mein lieber Freund, noch gar vieles in der alten und neueren Literatur zu lesen, zu studieren und zu lernen, und die Zeit, die Sie hierauf wenden könnten, wird durch die Vorbereitungen zum Disputieren, wenn dieses so oft, wie bei Ihnen, stattfindet, allzusehr geschmälert. Ein anderer Nachtheil, den das Disputieren sonst auch leicht nach sich zieht, findet bei Ihnen weniger oder gar nicht statt. Wenn man sich soviel damit beschäftigt die Meinungen und Behauptungen anderer zu prüfen und zu wiederlegen und seine eignen Gedanken in einer Lehrmethode aufzustellen, so fängt man, besonders in Ihrem Alter, gar zu leicht an in seine eignen Kenntnisse und Fähigkeiten ein größeres Vertrauen zu setzen, als sich mit der Wahrheit und Bescheidenheit verträgt. Aber, wie gesagt, dies ist bei Ihnen so wenig zu befürchten, daß Ihnen vielmehr ein höherer Grad von billigem und bescheidenem Selbstvertrauen zu wünschen ist. Nur treiben Sie das Disputieren nicht auf Unkosten Ihrer übrigen Studien. Wyttenbachs Vita Ruhnkenii habe ich nun auch gelesen; sie ist sehr schön geschrieben; aber wie viel triviales, einseitiges und läppisches ist nicht auch darin! Nehmen Sie nur das Gespräch, das er den Ruhnkenius mit einem jungen Menschen über die Geschichte halten läßt. Und wie weitschweifig ist das alles! Ich habe hier noch niemanden gefunden, der mit der Schrift ganz zufrieden gewesen wäre. Heyne schrieb mir: »Ich kann nicht begreifen, wie der Mann jemandem hat zumuten können das Gewäsch ganz durchzulesen.« Ich habe Wyttenbachen ein Exemplar meiner Animadversiones in Hymnos Homericos zugeschickt. Ich bin auf seine Antwort begierig; er wird mit meiner Arbeit nicht immer zufrieden sein; denn ich habe Ruhnkenius Vermutungen oft bestritten. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Mounier im künftigen Jahre nach Frankreich zurückkehrt und, wenn anders der Friede zu Stande kömmt, auch sein Institut mitnimmt. Ich werde ihm aber nicht folgen; denn ich verlaße einmal Deutschland nicht wieder, um mich in einem fremden Lande niederzulaßen und mich nach fremden Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Dinge zu bequemen. Ich werde also, wenn sich nicht andere Außsichten eröffnen, irgendwo privatisieren, und wenn Ihr Papa es anders rathsam findet seine Idee in Bezug auf Sie außzuführen, volle Muße haben mit Ihnen in Deutschland den Faden der

Studien, der nun seit zwei Jahren abgerißen ist, wieder anzuknüpfen. Van Hemerts Magazyn wäre mir doch sehr interessant, nicht sowohl weil ich darauß viel neues zu schöpfen hoffte, als vielmehr, weil ich begierig bin zu sehn, wie ein Mann von Geist, Wiz und Geschmack dergleichen trockne Gegenstände in Ihrer Sprache behandelt hat. Herder hat wieder ein neues Werk, Kalligone betitelt, gegen Kants Kritik der Urtheilskraft heraußgegeben. Da, wo er gegen Kant ficht, ist er eben so absprechend, plump und oberflächlich, wie in der Metakritik; wo er aber seine eignen Gedanken vorträgt, zeigt er sich vortheilhafter, obgleich auch darauß keine bestimmten Begriffe und nichts neues hervorleuchtet und alles nur ein hellblauer Dunst ist.«

Den 24. August 1800. »Ich hätte Ihnen schon eher auf Ihren Brief vom 18. Juli geantwortet, wenn ich nicht wieder einen Anfall von meiner hypochondrischen Laune gehabt hätte. Hierzu kam die drückende Hitze und die 14tägige Abwesenheit eines unserer Zöglinge, des Grafen Münster, der gerade neben mir wohnt, auf meinem Zimmer zu lesen und zu arbeiten pflegt, und an dessen Gesellschaft ich jezt wunderbar gewöhnt bin. Alle diese Umstände hatten mich so verstimmt, daß ich zu nichts tüchtig war; aber die hypochondrische Laune habe ich nun durch Fasten und Seidschützer Waßer vertrieben; auf die Hitze ist ein ziemlich rauhes Wetter gefolgt; und mein lieber Haus- und Stubengenoße ist zurückgekommen. Es macht mir eine wahre Freude, wenn ich sehe, daß Sie Ihre Ferien so gut und nüzlich anwenden. Ich sehe, daß Sie an der alten Litteratur, besonders am Griechischen, wirklich Geschmack finden, und sobald das der Fall ist, wird Ihnen dies Studium immer nüzlich sein, und Sie werden, wenn auch Handelsgeschäfte Ihnen einmal viel von Ihrer Zeit rauben, es niemals ganz verabsäumen. Unter den Büchern, die Sie neulich gekauft haben, kenne ich den Demosthenes von Lucchesini nicht; ist es vielleicht der von Auger? Mit dem Demosthenes habe ich mir seit einiger Zeit viel zu schaffen gemacht; ich habe ihn ganz durchgelesen und Exzerpte zu den Griechischen Altertümern darauß gemacht. Ich habe lange keinen Schriftsteller gelesen, auß dem ich so viel gelernt hätte; auch ist er der erste und einzige Griechische Autor, den ich in einem Athem von Anfang biß zu Ende durchgelesen habe. Ich hätte dieses niemals gedacht, da einige Reden ziemlich trocken sind; aber die Schwierigkeit seinem Ge-

dankengange zu folgen und das Interesse, das auß dem vielen Neuen entsteht, ersetzen den Mangel an Annehmlichkeit wieder. Jezt habe ich viel zu thun. Den ganzen Morgen habe ich, eine Stunde außgenommen, Deutsch zu lehren; in einer andern Stunde habe ich mit einem Franzosen, der nichts weniger als Sinn für die alte Literatur hat, den Livius, wobei er immer genug gethan zu haben glaubt, wenn er den Sinn nothdürftig erräth. Sonst hatte ich ihn und den Grafen Münster in einer Stunde zusammen; aber wenn dieser in einer halben Stunde drei Kapitel vom Livius oder 60 Verse vom Virgil exponierte, mir alle Woche ein gutes Lateinisches Exercitium lieferte, so brachte jener in einer Stunde kaum ein Kapitel vom Livius oder 20 Verse vom Virgil zu Stande und brachte mir alle Monate ein Exercitium, worin ich nicht weniger als jedes Wort zu korrigieren hatte. Ich habe sie also getrennt und dem Münster eine von meinen Freistunden des Abends von 7 — 8 aufgeopfert. Dieses ist dann die angenehmste Stunde, die ich den ganzen Tag über habe, wobei ich mich immer der Stunden erinnere, die ich mit Ihnen nach Stadnitskis Abzug hatte. Nächstens werde ich auch Griechisch mit ihm anfangen, aber unglücklicherweise zugleich mit dem Franzosen, der sich in Frankreich ein air damit geben will, wenn er einige Griechische ins Französische aufgenommene Wörter ableiten und erklären kann. Uebrigens steht alles noch auf dem alten Fuße. Ob und wann Mounier nach Frankreich zurückkehrt, ist wieder sehr ungewis; auf alle Fälle geschieht dieses aber nicht vor dem Frieden. Um die Politik bekümmere ich mich jezt fast gar nicht. Wie es auch gehn mag, so kann ich für Deutschland nichts vortheilhaftes und erfreuliches in der Zukunft sehen, und da mag ich dann lieber gar nichts lesen, als immer nur traurige Außsichten erneuen.«

Nach diesem Schreiben tritt in Matthiäs Briefen auß Belvedere eine bedeutende Lücke ein. Hier sind ohne Zweifel 4 biß 6 Briefe verloren gegangen. Auß andern Papieren und auß seinen mündlichen Darstellungen läßt sich diese Lücke ungefähr folgendermaßen ergänzen:

Matthiäs freundschaftliches Verhältnis zu dem geistreichen, geglätteten, dabei aber höchst biedern Mounier ward mit jedem Jahre fester und herzlicher. Des Deutschen Außdrucks noch nicht mächtig rühmte er bald den Spielball der Engländer anstatt des Ballspiels, bald bat er sich ein Weinglas anstatt eines Glases Wein auß, bald

wollte er die Uhrtasche sehn anstatt der Taschenuhr. Dieser Misgrif in der Wahl des Ausdrucks gab ihm eine gewisse liebenswürdige Natürlichkeit, über die Matthiä noch in den spätern Jahren manchmal recht herzlich gelacht hat. Ueberhaupt war Matthiä in Belvedere der einzige, der Englisch, Französisch und Deutsch zugleich sprach. Daher muste er alle Minuten einmal den Rathgeber oder Vermittler abgeben, und insbesondere ward er allemal zum Dolmetscher gebraucht, wenn neue Engländer ankamen. Diese Neulinge meldete ihm Mounier gewöhnlich mit den karakteristischen Worten an: »Monsieur Matthieu, des ours Anglais sont arrivés.« Denn das war die ewige Klage des feinen Mounier, daß die Engländer so ungeschlacht und plump wären. Beim Theetrinken und bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten waren Mounier und Matthiä oft die Vorfechter eines freundschaftlichen gelehrten Kampfes. Wollte jener von den Deutschen Dramatikern nichts wißen, so schalt dieser auf Racine und Konsorten und tadelte ihr zierliches, aber flaches und langweiliges Geschwäz. Dabei zog Mounier gewöhnlich den kürzern; denn so oft Matthiä gegen den beredsamen Franzosen nicht mehr auskam, gebrauchte er die Kriegslist, daß er Schillern mit Shakspeare verglich. Kaum hatten die Engländer diesen gefeierten Namen nennen hören, so schlugen sie sich mit lautem Beifall auf Matthiäs Seite; vergötterten Schillern, den sie nicht kannten; verdammten Racine, den sie nie gelesen; und der gute Mounier war nun geschlagen. Natürlich verschmähte es Mounier bei dieser Abneigung vor der Deutschen Muse auch das Theater in Weimar zu besuchen, und es war ein großer Triumph, den Matthiä feierte, als er ihn einst dahin gebracht hatte in die Pikkolomini zu gehn. Beim Abendeßen war Mounier gegen seine Gewohnheit äußerst kleinlaut. »Eh bien, monsieur Mounier,« sprach ihn Matthiä an, »comment vous a plu le spectacle?« — »Ah,« rief dieser, »je suis écrasé. C'était beau, bien beau; mais jamais je ne voudrais revoir une telle pièce. O les Allemands que des nerfs ils sont! Et la Jagemann c'est une grande actrice.« Nun war er vollends nicht wieder in das Deutsche Theater zu bringen, am wenigsten in Wallensteins Tod, von dem man ihm sagte, daß er bei weitem tragischer sei als die Pikkolomini.

Wie mit dem alten Mounier, so stand Matthiä mit dessen noch nicht zwanzigjährigem Sohne Eduard, den er mit unterrich-

tete, in einem sehr herzlichen Verhältnis. Dieser war unter allen Zöglingen des Instituts sein Liebling. Dreißig Jahre lang haben beide zwischen Paris und Altenburg einen traulichen Briefwechsel unterhalten. Im J. 1830 sah Matthiä seinen ehemaligen Schüler als Pair von Frankreich *) wieder. Auf einer Geschäftsreise nach Schlesien begriffen hatte ihn dieser zu einer Zusammenkunft nach Leipzig bestellt.

In Belvedere machte Matthiä, wie er schon selbst erwähnt hat, die Bekanntschaft Schillers, in dem er nicht bloß den Dichter, sondern auch den Kantianer liebte. Er bezeichnete ihn aber als sehr ungenießbar; selbst in Belvedere habe er nur selten an den Scherzen und Gesprächen der Gesellschaft theilgenommen. Matthiä suchte ihn später bißweilen in Jena in seinem Hause auf. Er lernte hier des Dichters Gattin kennen, die er als eine Frau von sehr würdigem und anziehendem Wesen rühmte. Aber Schillern selbst zu sprechen gelang ihm hier nicht; denn da derselbe fortwährend kränkelte und gewöhnlich tief in die Nacht hinein arbeitete, so bedurfte er des Morgens einer langen Ruhe und konnte daher nur selten Besuch empfangen.

In Jena lernte er auch den Professor Griesbach kennen und war einige Male in dessen Hause. Er schilderte ihn als den ehrwürdigsten und liebreichsten Alten. Mit Entzücken sprach er von seinen kirchengeschichtlichen Vorlesungen, besonders von dem freundlich milden Tone, womit er zu seinen Schülern wie ein Vater zu seinen Kindern geredet hatte. Er meinte, er habe damals oft für sich gedacht: könntest du doch wieder jung sein und Theolog werden, um dieses guten lieben Mannes Schüler zu sein.

Im Sommer 1800 trat er mit Wielanden in engere Verbindung, mit dem er anfangs wegen seiner Hinneigung zu Herders antikantischen Gesinnungen nichts zu thun haben wollte, zu dem er sich aber vom ersten Augenblick der Annäherung wie ein Kind zu seinem Vater hingezogen fühlte. Fünf- biß sechsmal hat er den »liebenswürdigen jovialen Alten,« wie er ihn nannte — Wieland zählte damals schon 66 Jahre —, auf seinem bei Weimar gelegenen

*) Er ward unter Napoleon Auditeur des Staatsraths, 1809 Kabinetssekretär, 1810 Maitre des requêtes, 1817 Mitglied des Staatsraths, 1819 Pair von Frankreich.

Landgut Osmannstädt besucht. Dort ward gewöhnlich über Griechische Sprache und Literatur gesprochen, zuweilen auch eine schwierige Stelle oder ein ganzer Abschnitt auß einem alten Klassiker durchgenommen. Dabei äußerte Wieland immer seinen großen Beifall, wenn Matthiä das Griechische ϑ wie das Englische th sprach, und pflegte diese Außsprache mit einem »bravo, Herr Philosoph« zu begleiten. Karakteristisch für Wieland ist folgende Anekdote auß jener Zeit, die Matthiä als Ohrenzeuge erzählte, so oft auf Wielanden die Rede kam. Es war im Weimarer Theater, wo Wieland einst bei der Aufführung des Ritter Bayard von Kotzebue plötzlich laut aufschrie: »das ist dumm, ganz dumm.« Alles gerieth in Bewegung; Göthe bog sich voll Bedeutung auß seiner Loge; Böttiger, Wielands Nachbar, beschwor ihn zitternd sich zu mäßigen; alle Blicke wandten sich nach der Stelle, von wo der Ruf erschollen. Aber der erboste Wieland ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr nur noch heftiger auf: »ach was! was dumm ist, muß man auch dumm nennen.« Und dabei blieb es.

Aber sein bester Freund in Weimar, mit dem er am häufigsten zusammenkam und am vertrautesten lebte, war der damals als Direktor am Gymnasium zu Weimar angestellte Konsistorialrath Böttiger. Von Mounier einander zugeführt und im Alter nicht weit außeinander — Böttiger war 7 Jahre älter als Matthiä —, wurden sie durch die Gemeinschaft der Studien und namentlich des Berufs, für den sie beide begeistert waren, bald eng vereinigt. »Wohl Ihnen, mein alter theuerer Freund,« schrieb Böttiger im J. 1807 auß Dresden, »Sie haben, was Sie hatten und noch mehr! Wie oft schon habe ich mich, nicht etwa in meine Lage, wohl aber auf mein Katheder in Weimar zurückgesehnt! Ich kenne keinen seligern Genuß als von hör- und lernbegierigen Jünglingen umringt die unsterblichen Werke der Alten zu erklären.« Leider muste Matthiä seiner Freundschaft mit Böttigern den häufigern Verkehr mit Göthen zum Opfer bringen; denn diese beiden waren gerade damals sehr gespannt und Göthe vermied deshalb auch diejenigen, die er als Böttigers vertraute Freunde kannte. Matthiä erfuhr dies von Böttigern selbst, als er ihm erzählte, daß Göthe ihm dreimal als abwesend gemeldet worden sei, wenn er ihn seiner Einladung gemäß habe besuchen wollen, und daß er dann seine Besuche ganz eingestellt habe. Matthiä ließ sich dadurch in seinem Umgang mit Böttigern nicht stö-

ren, und dieses freundschaftliche Verhältnis hat biß in die spätesten Jahre in einem lebhaften Briefwechsel fortgespielt. Im J. 1802, als Matthiä Böttigern seine Verlobung gemeldet hatte, schrieb ihm dieser von Weimar auß: »Ihr Andenken, mein geliebter Freund, ist mir um so erfreulicher gewesen, je sicherer ich darauf rechnete wenigstens in einem Winkel Ihres Herzens ein Plätzchen zu behaupten, da das übrige ja wohl schon jezt einer erlesenen und bald in alle Ihre Domänen einzuführenden Herzenskönigin zugehört.«

Im Sommer des J. 1801 beschenkte die philosophische Fakultät der Göttinger Hochschule Matthiän mit der philosophischen Doktorwürde. Damals war die Direktorstelle am Gymnasium zu Altenburg erledigt. Zu dieser sich zu melden unterließ er um so weniger, da die Belvederische Erziehungsanstalt seit dem Wiederaußbruche des Kriegs und wegen Mouniers wahrscheinlicher Rückkehr nach Frankreich der Auflösung entgegengieng. Sein Gesuch ward unterstüzt durch Empfehlungen Heynes und des Herrn Koadjutors von Dalberg zu Erfurt. In diese Zeit fallen folgende zwei Briefe, die Matthiä an Wilhelm Berg schrieb:

Belvedere den 14. Sept. 1801. »Dieses ist der lezte Brief, den Sie von mir auß Belvedere erhalten. Es verläßt uns ein Zögling nach dem andern; am Ende dieser Woche werden höchstens noch drei sein. Mounier beginnt die Zubereitungen zu seiner Abreise *); die Stunden hören auf oder werden nur lau gehalten; meine Bücher sind gröstentheils eingepackt, und mein hiesiger Aufenthalt ist nur noch langweilig. Ich begebe mich zunächst nach Erfurt, wo ich so lange warten werde, biß meine Bestallung auß Altenburg anlangt; denn obgleich diese noch nicht da ist, so sind doch die Versicherungen, die mir sowohl der Herzog von Gotha und sein Minister der Herr von Frankenberg, als auch die Wahlmänner in Altenburg selbst gegeben haben, zu bestimmt, als daß ich an dem Gelingen meiner dortigen Anstellung zweifeln könnte. Biß zur völligen Entscheidung dieser Sache muß ich es auch anstehn laßen mit Ihnen über Ihre etwanige Herüberkunft nach Altenburg zu sprechen.«

*) Im Herbst 1801 trat er die Rückreise mit seiner Familie und seinen Landsleuten Dû Vau und Dûbûat an. Nach seiner Ankunft in Rennes, wohin er 1802 als Präfekt des Depart. der Ille und Vilaine gieng, zerstörte er ein Jakobinisches Komplott, ward 1804 Mitglied des Erhaltungssenats und 1805 Pair von Frankreich; † 1806. A. d. H.

Erfurt den 26. Dez. 1801. »Endlich kann ich Ihnen melden, daß es mit meiner Anstellung als Direktor des Gymnasiums zu Altenburg seine Richtigkeit hat. Ich werde den 4. Januar dahin abreisen und den 30. meine Antrittsrede halten. Wenn Ihr Vater noch Willens ist Sie auf einige Zeit zu mir zu schicken, so ist jezt, da der Friede wieder hergestellt ist und da ich in Altenburg einen eignen Haushalt habe, die Gelegenheit sehr günstig. Auch dürften jezt die Kosten geringer sein, da ich keine Miete zu bezahlen, sondern durch meine Stelle freie Wohnung, ein ganzes geräumiges Haus, habe. Geben Sie Ihrem Vater inliegenden Brief. Daß Sie alles thun werden, was Sie Ihrerseits können, um diesen Entschluß bei ihm zur Reife zu bringen, weiß ich im voraus *). Hiermit leben Sie für dieses Mal wohl. Meine Addresse ist leicht zu merken. Schreiben Sie hinter meinen Namen: Directeur du Gymnase à Altenbourg. Ἔῤῥωσο.«

Belvedere war für Matthiä eine reizende Erinnerung. Er fühlte hierin mit Eduard Mounier, der ihm noch im Mai des J. 1812 in Bezug auf jene Jahre schrieb: »Je ne sais, mais pour moi tous ces souvenirs du passé ont un certain charme de rêveuse mélancholie, que je préfère aux plus vives espérances de l'avenir.«

Matthiäs Wirksamkeit in Belvedere ist berührt in einem Briefe Böttigers vom Nov. des J. 1803, worin es heißt: »Man denkt jezt eifrig an die Wiederherstellung des Belvederischen Institutes; es soll eine Militairakademie darauß werden. Bei dieser Gelegenheit erscholl auch Ihr Ruhm. So ein Mann wie Sie, meinte redlich der Herzog, würde schwer wieder aufzutreiben sein. Sie hätten Ihr Werk verstanden und treu getrieben.«

Matthiä in Altenburg.

Am 6. Januar des Jahres 1802 kam Matthiä in Altenburg an. Er betrat seine neue Laufbahn unter höchst günstigen Verhält-

*) Herr Berg schreibt hierüber an Matthiäs ältesten Sohn im J. 1836: „Lange habe ich noch die Hoffnung gehegt zu Ihrem Herrn Vater nach Weimar oder Altenburg zu kommen; die unaufhörlichen Kriege und Unruhen vereitelten jedoch den Plan."

nissen. Damals herrschte über Sachsen-Gotha und Altenburg mit mildem Szepter Ernst II, ein Fürst, »der, selbst Gelehrter, alles, was zur Förderung der Wißenschaften und der wißenschaftlichen Bildung in seinen Staaten diente, auf das bereitwilligste unterstüzte.« *) Ihm zur Seite standen außgezeichnete Minister, wie von Frankenberg, von Trützschler, von der Becke und von Minkwitz, die mit hoher Geistesbildung und regem Interesse für Wißenschaft und Kunst die gröste Biederkeit und Rechtschaffenheit vereinigten. Insbesondere stand das Altenburger Gymnasium seit 1801 unter der Oberaufsicht eines der edelsten Menschen seiner Zeit, des auch als Kanzelredner, Schriftsteller und Liederdichter rühmlichst bekannten Demme, der als denkender Pädagog und ehemaliger Gymnasiallehrer **) alles, was Unterricht und Disziplin betraf, auf das richtigste zu würdigen verstand. In welcher Weise sich Matthiä damals über diese Verhältnisse geäußert habe, geht unter anderem auß Heynes und Böttigers Bemerkungen hervor. »Ich hörte schon von Ihren Freunden,« schrieb ihm der erstere im Mai 1802, »daß Sie glücklich an Ort und Stelle wären und daß Sie sehr zufrieden sind. Dies bestätigt nun auch Ihr Schreiben. Daß Sie Mühe und Arbeit anwenden müßen, um nur erst einen Grund zu einem Gebäude zu legen, laßen Sie sich nicht verdrießen; denn dies bildet praktisch und erleichtert künftig vieles.« »Sie sind ein Glückskind,« schrieb der zweite; »so umgeben und unterstüzt werden Sie Ihr Gymnasium bald mit einer höhern Glorie umfaßen, als es in seiner brillantesten Vorzeit um sich strahlte.«

In der That war aber auch das Altenburger Friedrichsgymnasium, wie die meisten Gymnasien jener Zeit, durchauß veraltet und bedurfte einer gänzlichen Umgestaltung. Dies entgieng dem Herzog Ernst und seinen Behörden nicht. Man entwarf vorläufig einen neuen Schulplan ***), durch den in den bißherigen Lehrstunden und

*) Matthiä in der Einladungsschrift von 1827.

**) Er war biß 1796 Subkonrektor am Gymnasium zu Mühlhausen und dann Superintendent daselbst.

***) „Vorläufige kurze Nachricht von der Altenburger Friedrichsschule und deren verbeßerter Einrichtung." Altenburg in der Hofbuchdruckerei 1802. Von diesem neuen Schulplan sagt Matthiä in der Einladungsschrift von 1827: „Er war gröstentheils das Werk des unvergeßlichen Demme, der zu dem Zwecke bei seinen Kollegen im Herzogl. Konsistorium und der Schulinspekzion

Einrichtungen eine wesentliche Veränderung eintrat, errichtete zwei neue Professuren und besezte die erledigten mit jüngern Männern, indem Matthiä als Direktor und die Herrn Ramshorn, Mörlin und Hauschild als Professoren angestellt wurden *).

Am 30. Januar 1802, dem Geburtstage des Herzogs Ernst, ward Matthiä mit den übrigen drei neuen Lehrern von dem Konsistorialrath und Generalsuperintendenten Demme öffentlich eingeführt. Als Amtswohnung war ihm ein zwei Stock hohes Wohnhaus in der Brüdergaße unweit dem Schulgebäude angewiesen, das er jezt nach Ankunft seines Gepäcks bezog, nachdem ihn der menschenfreundliche Demme biß dahin in seiner Behausung aufgenommen hatte. Von Amsterdam und Belvedere her gewohnt selbst im Hause immer Menschen um sich zu haben, mag es ihm als einzigen Bewohner dieses geräumigen Gebäudes, das gegen 16 Gemächer nebst ansehnlichem Garten und Hof umfaßte, etwas schauerlich zu Mute gewesen sein. Wenigstens legte er sich allerlei Hausthiere zu, die ihm zum Theil auf seinem Zimmer Gesellschaft leisteten. Zugleich wandte er seinen Blick auß dieser häuslichen Einsamkeit nach seiner Vaterstadt Göttingen. Dort war am 29. Mai 1801 seine Mutter in einem Alter von 73 Jahren mit dem Tode abgegangen, und das Haus, das seine Eltern bewohnt hatten, war nun biß auf eine einzige alte Dienerin außgestorben, die einst vor 43 Jahren in das Matthiäsche Haus gekommen war und auch den kleinen August gewartet hatte. Matthiä fragte bei ihr an, ob sie nicht nach Altenburg kommen und seine Wirtschaft führen wollte. Und anstatt erst zu antworten kam die 61jährige Margaretha nach einigen Wochen mit Sack und Pack in Matthiäs Wohnung an und ist hier unermüdlich thätig gewesen biß an ihr Ende **). So war der Haushalt fertig, von welchem Eduard Mounier in einem Briefe vom Juli des J. 1802

---

den regsten Eifer und die kräftigste Unterstützung fand. Daß ich an diesem Plane irgend einen Antheil habe, wie in des seligen Geheimen Raths von Thümmel Beiträgen S. 110 gesagt wird, ist ungegründet."

*) Das Lehrerkollegium bestand sonach auß den Direktoren Börner und Matthiä, den Professoren Döhler, Ramshorn, Mörlin und Hauschild, dem Kantor Krebs, dem Hofmaler Schmidt, dem Französischen Sprachlehrer Tournay und dem Schreiblehrer Kramer.

**) Sie starb 1819 in einem Alter von 78 Jahren, hat also dem Matthiäschen Hause 60 Jahre lang treu gedient.

sagt: »Votre ménage est délicieux: une vieille servante, un petit chien, un petit chat, deux oies, voilà assez de personnage pour faire une pièce en cinq actes; par là-dessus incessamment une femme, et voilà un roman complet.«

Es scheint als habe Matthiä die Mahnung, die in Mouniers lezten Worten lag, beherzigt. Sein heiterer Weltsinn hatte ihn beim Eintritt des Sommers in alle öffentlichen Gesellschaften geführt, von denen er sich Unterhaltung und Genuß versprach. Zum Erndeball in dem damals noch sehr besuchten Seidelmannschen Garten lernte er die zwanzigjährige Luise Eichmann kennen und lieben, und die Versicherungen seiner Bekannten, daß diese schon die Erwählte eines Andern sei, hielten ihn nicht ab um ihre Hand zu werben. Die jungen Leute waren einig, ehe noch die Eltern des Mädchens eine Ahnung hatten. Diese waren daher nicht wenig überrascht, als beide eines Tages ins Zimmer stürzten und um ihren elterlichen Segen baten. Es war nach Michaelis 1802. Damals schrieb Böttiger, dem er seine Verlobung gemeldet hatte, auß Weimar an Matthiä: »Sie müßen ein sehr glücklicher Ehemann werden; denn eine ehrwürdige Matrone, die ich hier kennen lernte, schildert mir Ihre Braut als die verständigste Pflegerin ihrer jüngern Geschwister. Und dies ist das schönste Lob, das ich einer Braut je geben sah; es ist mehr werth, als wenn man sagte, sie sticke, wie die Hofräthin Schlötzer, und singe, wie Amalie von Imhof *). Dies sind nur Blüthen, jenes aber edle Früchte der zarten Weiblichkeit.« In welcher Weise Matthiän der übrigens kaum halbjährige Bräutigamsstand in Anspruch nahm, sieht man auß einem Briefe Wilh. Bergs auß Amsterdam vom 3. Mai 1803, worin es heißt: »Es hat mir außerordentlich viel Freude gemacht auß Ihrem Briefe vom 26. März zu vernehmen, daß Sie noch leben und wohl sind, und daß also nur mannigfaltige Geschäfte und hauptsächlich die Liebe Sie biß jezt verhindert hat meine Briefe vom vorigen Jahre zu beantworten. Diese lezte Entschuldigung ist von solcher Art, daß ich nichts dagegen einwenden mag und nicht mehr auf Sie böse sein darf. Ich schenke Ihnen also gänzliche Vergebung des Geschehenen und wünsche Ihnen recht herzlich zu Ihrer nahen Verbindung Glück.«

---

*) Hofdame der Herzogin Amalie, oft erwähnt von Wachsmuth im Weim. Musenhof.

Diese seine Verheirathung, die bald darauf erfolgte, hat Matthiä in unserer Familienbibel mit folgenden Worten aufgezeichnet:

»Am 12. Juli 1803 bin ich mit Luise Eichmann, Tochter des Herzogl. Sachsen-Gothaischen Geheimen Regierungs- und Konsistorialrathes (nachherigen Vize-Präsidenten) Dr. Joh. Bernh. Christoph Eichmann allhier im väterlichen Hause durch den Herrn Diakonus (nachherigen Superintendenten und Konsistorialrath) Schuberoff getraut worden. Sie ist geboren den 16. April 1782.«

Der frohen Hochzeit folgte in den angehenden Erndeferien eine Reise nach Jena, Weimar und Erfurt zu den beiderseitigen Verwandten. Behagliche schöne Tage wurden bei dem Legazionsrath Bertuch in Weimar, dem Oheim seiner Gattin, und bei dem Schwager Reinhard in Erfurt verlebt. Es war der Anfang in der Reihe von Freuden, die dreißig Jahre lang dieser glücklichen Ehe entströmt sind. So konnte Matthiä im Sommer des J. 1804 an Wyttenbach in Leyden schreiben: »De me meisque rebus sic habeto, me tres iam annos Directoris Gymnasii Altenburgensis munere fungi in eoque me eo libentius versari, quod nec paratiores ad discendum discipulos, nec collegas doctiores ac diligentiores, nec patronos aequiores ac sapientiores obtingere mihi posse confido. Uxorem superiori anno duxi mei amantissimam; mox Deo favente etiam filius parvulus vel filiola nobiscum ludet.«

In diese glücklichen Zustände grif leider schon in den nächsten Jahren der Tod zweier Männer auf das störendste ein. Im Juni 1804 starb Vater Ernst. Er gieng zu den Sternen, nach denen er schon im Leben seinen frommen Blick gerichtet hatte *). Matthiä verlor an ihm einen sehr gütigen und hochherzigen Mäzen (»Ernst Musageta« nannte ihn Lenz in einem seiner Briefe). Die Verehrung, die er für den edlen Fürsten hegte, hat er besonders in den beiden zu Ernsts Todtenfeier am 27. und 28. Juni 1804 verfaß-

---

*) In seinem Testament war festgesezt, daß seine Sternwarte auf dem Seeberge das einzige Denkmal nach seinem Tode sein sollte. Mit Beziehung auf seine Liebe zur Sternkunde und auf seine segensvolle Regierung sagt Prof. Mörlin von ihm in der Hymne zu seiner Todtenfeier:

„Am Sternenhimmel flammet der Name Ernst;
Ihn sieht der Schiffer, wenn die Gewölke fliehn,
Der Sturm entschlummert und des Mondes
Bild in dem Spiegel der Wellen schimmert."

ten Lateinischen Reden an den Tag gelegt, in denen der Karakter und die Verdienste des Hochseligen außführlich geschildert sind *). Das Gedicht auf Vater Ernst, das ein Primaner des Gymnasiums in jenen Jahren an des Fürsten Geburtstage gesprochen hatte, gehörte zu Matthiäs Lieblingsdichtungen; oft, wenn er eine heitere Gesellschaft um sich versammelt sah, ward es auß dem Arbeitspult hervorgeholt und dann mit einer Empfindung vorgetragen, die bald an dem feuchten Auge, bald an der bebenden Stimme sich verrieth **).

Dem Herzog Ernst folgte zwei Jahre später einer seiner trefflichsten Diener, der Professor Mörlin. Er starb den 4. Sept. 1806 am Nervenfieber im noch nicht vollendeten 32. Lebensjahre. Für Matthiä war sein Tod ein sehr schmerzliches Ereugnis; denn nie war er glücklicher in seiner Lehrerthätigkeit als in jenen Tagen des treuen und herzlichen Zusammenwirkens mit Demme und mit Mörlin. Mörlins Büste war das einzige Kunstwerk dieser Art, das seine Stube schmückte, wozu erst in den zwanziger Jahren Gottfried Hermanns Bild kam. Was er an Mörlin liebte, war sein bescheidenes, sanftes, menschenfreundliches Wesen, sein gottseliger Sinn, sein tiefes sittliches Gefühl, das sich eben so in der glühendsten Begeisterung für alles Gute kund gab, wie in dem heftigsten Abscheu vor dem Bösen, gegen das er sich in seinen Reden immer mit donnernder Stimme erhob. Dabei war er ein abgesagter Feind der Frömmelei, die seiner Meinung nach entweder zu geheuchelter Demut oder zu unleidlichem Stolze führte, ein liebenswürdiges Mitglied der Gesellschaft, die er durch geistreichen Wiz und heitre Laune würzte, ein liebreich väterlicher Freund seiner Schüler, an denen er vorzugsweise die gute Seite sah, ohne ihre Fehler unbemerkt und unbestraft zu laßen, und der offenste, treuste, redlichste Amtsgenoße, der die Wünsche und Absichten seiner Mitlehrer zu seinen eignen machte ***). Endlich war Mörlin — und schon dadurch ward er Matthiäs Freund — der wärmste und eifrigste Verehrer Kants, in

*) Sie befinden sich in seinen Vermischten Schriften S. 141 ff.

**) Da dieses Gedicht einen klassischen Werth hat und Matthiäs Geschmack einigermaßen beurkundet, so ist ihm am Ende dieses Buches ein Plaz eingeräumt worden. S. Beilage I.

***) Der Schluß seiner Antrittsrede, wo er sich an seine Mitlehrer wendete, hatte gelautet: „Jungimus dextras, pectora, munera; arctissimis enim iisque sanctis et dulcibus vinculis nos patria, nos negotia, nos prae-

dem er nicht bloß den Schöpfer einer von ihm als Inbegrif der höchsten Wahrheit erkannten Philosophie, sondern auch den reinsten und tugendhaftesten Menschen liebte *). Wie sehr er schon als Jüngling von den Wahrheiten der Kantischen Philosophie durchdrungen war, beweist der merkwürdige Traum, den er in den neunziger Jahren als Jenaer Student gehabt hatte, und den wir hier wiederholen, weil auch Matthiä gern und oft darauf zu reden kam, ihn aber nie erzählte, ohne biß ins Innerste bewegt zu sein. Mörlin träumte damals, er befände sich in der Stadtkirche zu Jena. Die Stühle waren mit Professoren und Geistlichen auß der Umgegend, unter denen er seinen Vater erkannte, auch mit mehrern ihm theuern Verstorbenen, unter welchen er einen Bruder wiederfand, gefüllt. Alles war in feierlicher Stille. Da bestieg Immanuel Kant die Kanzel, und seine Rede begann mit den Worten: »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesez in mir.« Nach Beendigung der Rede bewegte sich die metallene Bildsäule Martin Luthers von ihrem Gestell nach dem Altare und intonierte mit mächtiger Stimme das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott. Und jezt stiegen die Bilder der Kurfürsten auß der Halle herab und empfiengen am Altare das Abendmal.

In welcher Weise sich Matthiä damals über Mörlins frühen Hingang gegen seinen Bruder, damaligen Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M., und gegen Böttiger außgesprochen habe, sieht man auß ihren Antworten. »Mörlins Tod,« schrieb der Erstere, »hat mich um Deinetwillen sehr geschmerzt. Gute Kollegen sind zu selten, als daß man ihren Verlust nicht von Herzen beweinen müste. Ist er zugleich Freund und nicht wie die Meisten bloß guter Freund gewesen, desto schlimmer.« »Dank, herzlichen Dank,« schrieb der Andere, »für das schöne Todtenopfer auf den braven Mörlin **). Es muß ein pectus incoctum honesto et pur-

---

sentia et futura conjungunt eamdemque spem inchoamus et — sit venia sententiae Pindaricae — ἴσα πνέομεν ἅπαντες."

*) Unter seinen Erbauungsreden befinden sich fünf eben so schöne als lehrreiche „Vorlesungen über Kants Leben."

**) Mörlins Gedächtnisfeier. Altenb. in der Hofbuchdr. 1807.

gatum Aganippide lympha gewesen sein, und der heilige Funke flog auß ihm elektrisch schlagend in die Brust der Jünglinge.«

Ein paar Jahre später faßte Matthiä den Plan dem früh verblichenen Mörlin ein seiner Gesinnung entsprechendes Denkmal zu setzen. Mörlin hatte gleich nach seinem Antritt i. J. 1802 für alle Klassen des Gymnasiums die moralischen Erbauungsstunden übernommen, womit die Lehrstunden in jeder Woche eröffnet wurden. »Das Feuer und die Herzlichkeit, womit er bald den Werth der Tugend überhaupt empfahl, bald einzele Pflichten eindringlich machte, bald den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit befestigte, bald durch das Beispiel guter, für das Wohl der Menschheit thätiger Menschen, eines Huß, Luther, Melanchthon, Ulrich von Hutten u. s. w., zur Nachahmung aufforderte, hatte die Aufmerksamkeit dieses für solche ernsthaften Vorträge sonst wenig empfänglichen Alters gefeßelt und unendlich viel gutes gestiftet.« Diese Reden beschloß Matthiä herauszugeben, wiewohl der Druck derselben vielfacher Schwierigkeiten wegen erst zu Ende des J. 1819 zu Stande kam *). Das von der Witwe des Verstorbenen zu seiner Verfügung gestellte Honorar von 240 Thlr. Cour. benuzte Matthiä zu einem Gymnasial-Fond, worauß unter dem Namen einer Mörlinschen Stiftung noch jezt jedes Jahr ein paar Prämien an gute Schüler vertheilt werden.

Inzwischen war Matthiä schon in den ersten Jahren seines Altenburger Lebens wieder als Schriftsteller aufgetreten. Die erste Arbeit, die er von Altenburg auß in die Welt schickte, war die im Mai des J. 1802 erschienene Deutsche Bearbeitung seiner Preisschrift »über die Ursachen der Verschiedenheiten in den Nazionalkarakteren,« die schon in Belvedere begonnen und weit über die Hälfte vollendet worden war. Sie ist dem Minister von Frankenberg gewidmet. Daran schloßen sich in den J. 1803 und 1805 zwei Bände »Miscellanea philologica,« die allerhand gelehrte Abhandlungen theils von Matthiä selbst, theils von andern Philologen, wie Heyne, Huschke, Böttiger, Görenz, Jakobs, Lenz enthielten. Zu andern schrift-

*) Friedr. Aug. Christ. Mörlins, ehemaligen Professors am Gymnasio zu Altenburg, Erbauungsreden, gehalten im Gymnasio 1802 biß 1806, herausgegeben von August Matthiä, Altenburg bei Christ. Hahn 1820. Voran geht Mörlins Biographie von Matthiä und Mörlins Todtenfeier von Demme.

stellerischen Arbeiten regte ihn das Bedürfnis seines Gymnasiums an.

Die wichtigsten Veränderungen, die seit der Einführung des neuen Schulplans am Gymnasium eingetreten waren, betrafen zunächst das Klassensystem und den Griechischen Unterricht. Als Matthiä die Leitung des Gymnasiums übernahm, bestand dieses auß den drei Klassen Selekta, Prima und Sekunda, woran sich dann Tertia als die erste der auß fünf Klassen bestehenden Bürgerschule anschloß. Während nun die Tertianer z. B. im Lateinischen nur die ersten Elemente lernten und lernen konnten, weil die meisten von ihnen zu Handwerken und Gewerben übergiengen, waren die Primaner schon in die Haupttheile der Syntax eingeweiht, so daß Sekunda die verschiedenartigsten Elemente in sich faßte. Dieses Misverhältnis war um so nachtheiliger, da es nicht bloß auf den Lateinischen Unterricht, sondern auf alle Lehrgegenstände sich erstreckte. Also war Sekunda auf Matthiäs Betrieb schon zu Anfang des J. 1803 in die zwei Klassen Ober- und Untersekunda zerspaltet worden, worauß nun der Vortheil erwuchs, daß der Unterricht und die Kräfte des Lehrers nicht auf Kosten der Lernenden zersplittert wurden.

Gänzlich darnieder lag aber bei Matthiäs Antritt besonders der Griechische Unterricht. Das Uebergewicht, das die Lateinische Sprache noch vom Mittelalter her fast in allen Deutschen Gymnasien behauptete, und die oberflächliche Kenntnis des Griechischen, die jener einseitigen Richtung zufolge die meisten Schulmänner der damaligen Zeit besaßen, machte ein tieferes Eindringen in den Schacht der Griechischen Sprache und Literatur durchauß unmöglich. Neben Cebes, Epiktet und dem Griechischen Testament ward höchstens noch Isokrates flüchtig überlesen, und die geringfügige Außbeute dieser Lektüre muste bei der geringen Zahl der Griechischen Stunden wieder verloren gehn. Zwar hatte schon der wackere Lorenz *) seine Selektaner zu Vater Homer geführt und durch seine und Gesners Chrestomathie, sowie durch das Gedikische Lesebuch, eine fühlbare Lücke außgefüllt. So lange aber Griechenland durch das Organ der Hallischen Grammatik zu den jugendlichen Geistern sprach und der Mangel an methodischem Unterricht den Genuß seiner unsterblichen Werke verkümmerte, so lange ließen sich an dem Griechischen Stu-

*) Er ward 1770 Kollaborator, 1771 Professor und 1793 Direktor.

dium die goldenen Früchte einer durchgreifenden formalen Bildung nicht erkennen. Matthiäs Streben gieng gleich von vorn herein dahin der von ihm mit so viel Vorliebe gepflegten Sprache eine höhere Geltung auf seiner Schule zu verschaffen und diese dadurch zu einem wahren Gymnasium zu erheben. Heyne, dem er dies mittheilte, schien an dem Erfolge seiner Bemühungen zu zweifeln. »Ob Sie es mit dem Griechischen durchsetzen werden,« schrieb er im Mai des J. 1802, »will ich gern sehn.« Indessen kamen die auß trefflich gesinnten Männern zusammengesezten zwei Schulbehörden, deren Seele der unermüdliche Demme war, die Schulinspekzion und das Herzogliche Konsistorium, Matthiäs Wünschen sehr bereitwillig entgegen. Die Zahl der Griechischen Stunden war schon durch den neuen Schulplan vermehrt; nun führte man auch die Uebungen im Griechischschreiben, auf die Matthiä ein großes Gewicht legte, in den obern Klassen ein; machte den Pindar, Euripides, Thukydides, Homer und Lukian, wozu sich in kurzem noch Sophokles, Platon, Herodot und Xenophon gesellten, neben dem Gebikschen Lesebuche theils zur stehenden, theils zur abwechselnden Lektüre und beugte den nachtheiligen Wirkungen der Hallischen Grammatik dadurch vor, daß Matthiä selbst die meisten Griechischen Stunden übernahm und die übrigen seinen gründlich gebildeten Kollegen Mörlin und Ramshorn übertragen wurden. Zugleich vervollständigte Matthiä den Griechischen Lesestof durch Heraußgabe einer poëtischen Chrestomathie (*Ἐκλογαὶ ποιητικαί* seu Carmina Graeca selecta, Altenb. im Aug. 1802) und einer historischen (Historiae Graecae capita praecipua, Altenb. 1804), von denen die erstere die Lektüre des Homer, die andere die des Xenophon, Herodot, Thukydides vermitteln sollte. Auß dieser Sorge für die Belebung des Griechischen Unterrichts entwickelte sich der erste Keim zu Matthiäs Griechischer Grammatik, wozu er schon damals den Stof zusammentrug.

Ein Gegenstand des Aergernisses war außerdem der Ton, der noch in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts unter den Schülern des Gymnasiums herrschte. Mit vornehmen Blicken oder gar nicht sah der Selektaner den Primaner und dieser wieder den Sekundaner an, und die Schulkameraden der verschiedenen, ja oft einer Klasse nannten sich mit wenigen Außnahmen einander Sie. Händel und Reibungen von burschikosem Anstrich und ein roher Pennalismus waren die natürlichen Folgen dieser mittelalterigen Unsitte. Also

hatte schon Mörlin keine Gelegenheit versäumt die Schüler zur Freundschaft und brüderlichen Eintracht zu ermahnen, und auch Demme und Matthiä hatten jenen unnatürlichen und unjugendlichen Spaltungsgeist bekämpft, wiewohl der Pennalismus damals so tief gewurzelt war, daß er nur nach und nach und nur mit der grösten Mühe getilgt werden konnte. Der wiedrige Eindruck, den dieses Unwesen in Matthiä zurückgelaßen hatte, spricht sich am besten in den Worten auß, mit denen er in einem spätern Programm einen Vertheidiger jener »alten guten« Sitte abwies. »Ich kenne,« sagt er dort, »dieses Isolierungssystem nicht nur auß meiner Schülerzeit, sondern auch von unserer Schule auß den ersten Jahren meines Hierseins, so daß ich sehnlichst wünschen muß, alle guten Geister mögen uns vor diesem Rückwärts in Gnaden bewahren.«

Diese und ähnliche Bestrebungen fanden schon damals Anerkennung. Schon zu Ende des J. 1802 hatte der Minister von Frankenberg an Matthiä geschrieben: »Es freut mich unendlich schon so viel gutes von den Früchten Ihres Eifers und Ihrer Bemühungen um die Aufnahme des Ihrer Leitung anvertrauten Gymnasiums zu vernehmen. Sie machen sich dadurch um das Fürstentum Altenburg sehr verdient, woran ich sowohl um des allgemeinen Besten als um Ihretwillen den grösten und wärmsten Antheil nehme.« Derselbe hatte in einem Schreiben vom März 1803 gesagt: »Zu dem wahrhaft gesegneten Eifer und Fleiß, den Sie auf die Verbeßerung der Ihrer Leitung und Aufsicht anvertrauten Landesschule verwenden, wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. Auch des Herzogs Durchlaucht befahl mir Ihnen viel verbindliches über den gegenwärtig so verbeßerten Zustand des Gymnasiums zu sagen.«

In Folge dieser günstigen Meinung, die auch von andern Seiten außgesprochen ward, versuchte es nun Matthiä die Aufmerksamkeit eines größern Publikums und namentlich auch des Außlandes auf sein Gymnasium zu lenken. Er schrieb zu Ostern 1805 zum ersten Male ein Deutsches Schulprogramm oder, wie er es nannte, eine »Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Lehrlinge des Gymnasiums,« was er dann in den nächsten zwei Jahren wiederholte. Er sagt hierüber in einem Briefe an Böttiger vom 12. April 1805: »Das Deutsche Programm, das ich Ihnen hierbei schicke, habe ich mir selbst zu schreiben auferlegt. Sonst wurde immer zu Ostern ein tabellarisches Verzeichnis der Lekzionen gedruckt, das aber

sehr kurz gefaßt sein muste und nur hier in Altenburg verstanden werden konnte. In einem Programme dachte ich könnte ich mich bestimmter und deutlicher außsprechen und durch Versendung desselben unsere Schule bekannter machen.« Diese Programme benuzte Matthiä, um allerhand Fragen auß dem Gebiete der Lehrkunst zu erörtern und so die Unterrichtspraxis durch die Theorie zu ergänzen. Im Programm v. 1805 sprach er über die »Wahl der Lateinischen und Griechischen Autoren in den obern Klassen gelehrter Schulen,« in dem v. 1806 über die »Methode bei Erklärung der alten Autoren,« in dem von 1807 über »Lateinische Stilübungen.« *) Und in der That dienten diese Programme nun wiederum dazu, daß das Altenburger Gymnasium auch außerhalb dem Altenburger Lande zu einigem Ansehn gelangte. Im J. 1805 schrieb Böttiger: »Ihr Gymnasium wird bald eine Musteranstalt heißen müßen, die ihres Gleichen sucht. Selbst unser für den Ruhm der Sächsischen Fürstenschulen eifrig wachender Reinhard erklärte neulich, daß Sie das Gute der zönobitischen Pädagogik mit der sporadischen glücklich vereinigten. Es ist Freude sich an der Spitze einer solchen Anstalt zu sehn! dann scheut man keine Mühe.«

Dieser gute Ruf, dessen das Friedrichsgymnasium sich zu erfreun begann, war schon damals eines der bedeutendsten Momente für Matthiäs zufriedene Lage. Dazu kam, daß er nach wie vor in allem, was er für sein Gymnasium that, auf das bereitwilligste unterstüzt ward. Unter Herzog August, Ernsts erstgeborenem Sohn und Nachfolger, ruhte über den Künsten und Wißenschaften der Segen seines erhabenen Vaters; denn er war nicht bloß ein sehr milder und gerechter, sondern auch ein äußerst gewandter, gebildeter und selbst geistreicher Fürst, der namentlich Künstler und Gelehrte auf alle Weise begünstigte. In diesen glücklichen Verhältnissen lag für Matthiä eine ungemeine Ermunterung und Anregung. Das einzige, was noch viel zu wünschen übrig ließ, war sein Gehalt; denn dieser, der anfangs nur 600 Thlr. betrug, war selbst nach dem Zuwachs, den er um diese Zeit erhielt, noch so gering, daß Matthiä allerdings besorgte, er werde sich mit der Zeit nach einer beßern Stelle umsehn müßen. So schrieb er an Böttiger zu Ende des J. 1805: »Mit meiner hiesigen Lage bin ich noch

*) Alle drei Abhandlungen stehn in seinen Verm. Schriften S. 155 ff. 161 ff. 168 ff.

immer sehr zufrieden. Ich sehe, daß man bei unserer Einrichtung und bei den Gesinnungen unseres Fürsten und seiner Räthe sehr viel gutes bewirken kann. Erst neulich hat der Herzog sämmtlichen Lehrern eine Zulage von 500 Thlr. gegeben, wovon auf meinen Theil 130 Thlr. gekommen sind. Mit der Zeit werde ich mich aber doch wohl nach einer Veränderung umsehn müßen. Ich kann immer noch der Kostgänger nicht entbehren.« In gleichem Sinne mag er sich gegen Heyne außgesprochen haben; denn dieser schrieb im Dezember 1806: »Sehr erfreut hat es mich einmal eine längst gewünschte Nachricht von Ihnen zu erhalten und mit dieser zugleich die geneigte Versicherung Ihres wohlwollenden Andenkens. Daß Ihre Lage und Stelle so viele Vortheile hat, freut mich zu hören. Gern glaube ich, daß Sie bei dem gemeldeten Gehalte sich einschränken müßen. Wäre mir dies bekannt gewesen, wie vor ein paar Jahren in Hamburg die Stelle zu besetzen war, die Gurlitt erhielt, so war etwas für Sie zu machen. Aber wo sind weiter Stellen, die mehr als 700 Thlr. trügen? Und akademische Stellen in unserem Fache, die eine solche Besoldung gäben, sind wohl auch nicht viel. Ich will gern aufmerken, wo sich für Sie eine günstige Außsicht zeigt. Uebrigens scheint mir auß Ihrem Briefe hervorzugehn, daß Sie auß Ihren jetzigen Verhältnissen nur ungern scheiden würden.«

Einen bemerkenswerthen Einschnitt in Matthiäs Altenburger Leben machten die Jahre 1807 und 1808. Im Mai des J. 1807 erschien die erste Außgabe seiner Außführlichen Griechischen Grammatik, durch die er seinen gelehrten Ruf begründete. Er hat sie »in dankbarer Erinnerung an dessen lehrreichen Umgang« seinem Amsterdamer Freunde Wyttenbach gewidmet. Der Fürst Primas Karl von Dalberg, dem er sie sendete, erwiederte das Geschenk mit einer goldenen Medaille. Auß dieser größern Grammatik machte er einen doppelten Außzug für Schulen. Der erstere, für die höhern Klassen bestimmte erschien im August des J. 1808 unter dem Titel einer Griechischen Grammatik zum Schulgebrauch, der andere, der den Anfängern die wichtigsten Anfangsgründe darbot, im J. 1814 unter dem Titel einer Griechischen Formenlehre. Beide Bücher wurden nun auf seinem Gymnasium dem Griechischen Unterricht zu Grunde gelegt, und dieser gewann dadurch einen neuen Halt und einen neuen Aufschwung. Die Griechischen und überhaupt klassischen Studien noch wirksamer und nachhaltiger zu machen, pflegte

jezt Matthiä den auf die Leipziger Hochschule Abgehenden besonders auch die Vorlesungen des dort schon damals (seit 1798) rühmlichst wirkenden Gottfried Hermann zu empfehlen. Als er sich in gleichem Sinne gegen den Oberhofprediger Reinhard in Dresden aussprach, erwiederte dieser: »Mit Recht legen Sie einen sehr hohen Werth auf die Vorlesungen des Herrn Professors Hermann in Leipzig. Er besizt das große Talent seine Zuhörer für die klassischen Schriftsteller, die er erklärt, nicht bloß zu interessieren, sondern auch zu begeistern.«

Im Jahre 1808 erschien auch das Außführliche Regulativ für das Friedrichsgymnasium zu Altenburg, woran die Lehrer des Gymnasiums bereits seit 1805 in Gemeinschaft mit dem Generalsup. Demme gearbeitet hatten. Hiermit war einer von Matthiäs sehnlichsten Wünschen, den er in seinen Schulschriften mehrfach angedeutet hat, befriedigt. Das Regulativ selbst, wiewohl in einzeln Punkten unzureichend und minder praktisch, war doch für die damaligen Zeiten ein Meisterwerk und so vortrefflich in seinen Grundzügen, daß es seinen Haupttheilen nach, besonders in Bezug auf Disziplin und auf das Verhältnis des Direktors zu seinen Mitlehrern, mit vielen noch jezt bestehenden Gesetzen der Königl. Preußischen Gymnasien vielfach übereinstimmt.

Um dieselbe Zeit gab Matthiä den Deutschen Programmen (S. 88) eine zweckmäßigere Einrichtung. Anstatt nemlich wie bißher darin pädagogische oder didaktische Fragen zu behandeln, benuzte er sie von nun an, um über den Zustand seines Gymnasiums in dem verfloßenen Schuljahr, besonders über den zu Grunde gelegten Lehrplan, über das Verhältnis der Lehrstunden, über die befolgten Methoden und über die Zahl der Schüler außführlich zu berichten, eine Einrichtung, die seitdem auch auf andern, namentlich den Preußischen Gymnasien gesezlich eingeführt ward. So erschien zu Ostern 1808 die erste Nachricht von dem Gymnasium zu Altenburg, als Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung ꝛc. Hiermit begann für das Altenburger Gymnasium ein neuer Zeitraum. Schon im Sommer 1808 schrieb Böttiger: »Ihre vielseitige, tief eingreifende Thätigkeit flößt mir eine wahre Bewunderung ein. Mit frohem Erstaunen lese ich in Ihrem Programme die mannigfaltigen und zweckmäßigen Sprach- und Verstandesübungen, die Sie mit Ihren Schülern anstellen. Es sind Aufgaben dabei, die einem philologischen Se-

minarium auf der Universität Ehre machen würden. Sie müßen treffliche Subjekte unter Ihren Schülern haben.« Ferner schrieb der Oberhofprediger Reinhard auß Dresden *) im Herbste desselben Jahres: »Ich kann nicht leugnen, daß meine Aufmerksamkeit schon lange auf das treffliche Institut gerichtet ist, welches unter Ihrer Leitung so blühend wird. Zu einer Zeit, wo sich alles so sichtbar zur Barbarei hinneigt, wo insonderheit alle Stadt- und Freischulen immer tiefer sinken und fast unbrauchbar werden, zu einer solchen Zeit ist es jedem redlichen und das Gute liebenden Mann ein höchst erfreulicher Anblick, wenn er irgendwo eine Schule aufblühn sieht, wo auf gründliche Gelehrsamkeit gehalten wird und die Schüler severa lege proficiunt. Daß die Schule, welcher Sie vorstehen, den besten dieser Art beizuzählen ist und alles leistet, was eine Schule leisten kann, davon hat mich das, was ich über dieselbe gelesen, vollkommen überzeugt.« Derselbe schrieb im Sommer 1809: »Sie machen mir dadurch, daß Sie mich in Bekanntschaft mit der Schule erhalten, die Ihrem Eifer so viel zu verdanken hat, eine wahre Freude. Mit fester Ueberzeugung zähle ich das dortige Institut den besten gelehrten Schulen bei, die es in Deutschland gibt. Ich finde alle Einrichtungen, die Sie getroffen haben, so zweckmäßig und auf die Beförderung eines gründlichen Studii der Humanioren so gut berechnet, daß ich nichts zu erinnern oder zu tadeln wüste. Es ist ein großes Vergnügen in Zeiten, die der wahren Gelehrsamkeit nicht bloß immer ungünstiger, sondern wirklich gefährlich zu werden scheinen, hier und da Institute zu finden, deren Vorsteher sich nicht irre machen laßen, sondern den Grundsaz befolgen: tu contra audentior ito. Es wird Sie gewis nicht gereuen sich zu der kleinen Zahl dieser literarischen Heroen — denn dafür halte ich Sie — gesellt zu haben; nicht nur Ihre Schüler, sondern auch die beßere Nachwelt wird es Ihnen Dank wißen. Was jene noch besonders betrifft, so sehe ich auß den Berichten, welche die Ephoren der Königl. Stipendiaten an den Kirchenrath erstatten, daß sie Ihrem Unterrichte auch auf unsern Universitäten Ehre machen und sich durch ihre guten humanistischen Kenntnisse außzeichnen.« Passow, welcher damals dem Kon-

*) Er war hier seit 1792 und machte sich als Oberkonsistorialassessor und Kirchenrath besonders auch um Erhaltung und Förderung des wißenschaftlichen Geistes auf den Sächsischen Gelehrten- und Hochschulen verdient; st. 1812.

radinum in Jenkau bei Danzig als Direcktor vorstand, ersuchte Matthiä im Herbste 1811, daß er ihm für die neu zu besetzenden untern Lehrerstellen seiner Anstalt ein paar junge Philologen auß seiner Schule vorschlagen möchte, und schloß seine Einladung zur Theilnahme an einer pädagogischen Zeitschrift mit den Worten: »Um aber unsern Zweck zu erreichen, halten wir es für unsere besondere Pflicht uns mit allen Deutschen Lehranstalten in Verbindung zu setzen, die sich durch ein bedeutendes Streben nach echter Gründlichkeit hervorheben; und da uns das Altenburger Gymnasium, seit es sich Ihrer Leitung erfreut, eines der vorzüglichsten dünkt, so betrachten Sie es als den Zoll hochachtungsvoller Anerkennung, daß wir Ihnen hierbei die Ankündigung unserer Zeitschrift übersenden und Sie auffordern selbige von Zeit zu Zeit mit wißenschaftlichen Aufsätzen oder mit historischen Berichten über den Zustand und die Blüthe Ihrer Schule zu beehren.« Um dieselbe Zeit schrieb wieder der Oberhofprediger Reinhard auß Dresden: »Ihre Programme sind mir in zwiefacher Hinsicht sehr viel werth, theils nemlich ihres interessanten Inhalts wegen, theils als Zeugnisse von der fortdauernden Blüthe einer Schule, die izt unstreitig den besten in Deutschland beizuzählen ist. Auß der Rechenschaft, welche Sie über Ihre und Ihrer Herrn Kollegen Bemühungen auch dies Mal abgelegt haben, ersehe ich, mit welchem Ernste Sie fortfahren das Lesen der Alten bei Ihren Schülern zu befördern und es bildend für sie machen. Ist dies jemals nöthig gewesen, so ist es izt der Fall. Ich sehe immer mehr Gegenden des Deutschen Vaterlandes gleichgiltig gegen die klassische Literatur werden und mithin auch den Geist auß denselben verschwinden, der uns, wenn noch zu helfen wäre, allein noch retten könnte.«

Daß die hier außgesprochenen Urtheile nicht auf einzeln Ansichten beruhten, sondern weiter verbreitet waren, bewies der rasche Zuwachs, den das Altenburger Gymnasium jezt mit einem Mal erhielt. Die Zahl der Schüler war seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts nur selten, und zwar nur ein Mal unter Mörlins *) und vier Male unter Reichels Direktorat über 120 hinaußgegangen, sondern hatte gemeiniglich zwischen 80 und 110 geschwankt. Auch unter Matthiä war es in den ersten 7 Jahren nicht biß zu 100, ja zwei-

*) Er war der Großvater des 1806 verstorbenen Professors Mörlin; † 1775, gerade 8 Monate nach seines Enkels Geburt.

mal nur biß zu einigen 90 Schülern gekommen. Sobald aber die erste Nachricht vom Gymnasium in die Welt geschickt war, stieg die Schülerzahl von Jahr zu Jahre. Schon 1809 kam es biß zu 112, 1810 biß zu 133, 1811 biß zu 160; 1818 waren der Schüler bereits 200, und 1827 war das Gymnasium von 291 Zöglingen besucht. Diese bedeutende Zunahme gewährte nun nicht bloß den Lehrern, die mit einem Theile ihres Gehalts an das selbst zu erhebende Schulgeld gewiesen waren, ein viel bequemeres und sorgenfreieres Leben, sondern machte auch schon 1809 die Gründung einer Kollaboratorstelle nöthig. Ein Kollaborator war zwar schon 1805 in der Person des Herrn Kandidaten, jetzigen Geheimen Konsistorialraths Große angestellt, derselbe aber schon nach Börners Außscheiden im J. 1808 zum Professor erhoben und die Kollaboratorstelle wieder eingezogen worden. Die jezt neu gegründete ward dem Herrn Kand. Ramshorn, einem Bruder des Professors, überwiesen, der im ersten Jahre, wo ihn die 6 ordentlichen Lehrer auß ihrer Akzidenzienkaße besoldeten, nur die 3 Deutschen Stunden in Untersekunda, seit Ostern 1810 aber, als eine öffentliche Besoldung außgewirkt war, auch den Unterricht in der Religion besorgte. Sonach bestand das Kollegium seit 1809 mit Einschluß des Kantors, des Französischen, Zeichen- und Schreibelehrers auß 11 Lehrern *).

In demselben Jahre 1808 ward Matthiä veranlaßt seine Altenburger Stelle gegen das Direktorium einer neu zu errichtenden Anstalt in Weimar zu vertauschen. Es war am 22. August 1808, als er von seinem Freunde Lenz, damaligem Direktor am Gymnasium zu Weimar, folgenden Brief erhielt: »Sie kennen, verehrter Freund, unser Weimar von Belvedere her genau. Ich brauche Ihnen also nicht erst die Annehmlichkeiten des hiesigen Aufenthalts zu schildern. Seine Durchlaucht will, nachdem das Mounier'sche Institut durch dessen Zurückberufung nach Frankreich und das des Prof. Shawl durch dessen Tod eingegangen, das Großische aber in

---

*) Es waren außer Matthiä die Professoren Döhler, Ramshorn, Messerschmid, früher Kollaborator in Schulpforte (für den verstorbenen Mörlin), Hauschild, Große, der Hofmaler Schmidt als Zeichenlehrer, der Leutnant Hempel als Franz. Sprachmeister (für den 1803 nach Frankreich zurückgekehrten Tournay), der Schreibelehrer Neefe (für den gestorbenen Kramer), der Kantor Döring (für den gestorbenen Krebs) und Kollab. Ramshorn.

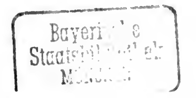
Belvedere nicht zu Stande gekommen ist, ein neues Erziehungsinstitut und zwar dies Mal in der Stadt selbst haben. Das Pageninstitut, das jährlich 4000 Thlr. und bißweilen darüber gekostet hat, wird aufgehoben und dafür ein »Herzogliches Pädagogium« gegründet, das mit dem Gymnasium eng verbunden sein und sowohl adelliche als unadelliche Zöglinge aufnehmen soll. Die adellichen Pädagogisten thun am Hofe künftig die Dienste der bißherigen Pagen, aber theils nicht alle, theils weit seltener. Das Pädagogium bekömmt bloß Aufseher, keine eigentlichen Lehrer; denn die Pädagogisten besuchen die Klassen des Gymnasiums. Die 6 biß 8 wöchentlichen Lehrstunden, die der Director Paedagogii in seiner Anstalt geben müste, soll er im Gymnasium geben, und so auch die Aufseher, wenn sie sich dazu eignen. Durch den Herrn Hofmarschall von Eggloffstein als den bißherigen Chef des Pageninstituts ließ Seine Durchlaucht vor kurzem die Unternehmung und Leitung der neuen Erziehungsanstalt mir antragen, wobei mir der Hofmarschall von 1000 Thlr. nebst freiem Quartier, Holz, Licht und Fruchtdeputat sprach, die ich als Director Paed. erhalten sollte. Ich schlug den gnädigen Antrag auß, »weil ich mir nicht Kräfte genug zutraute dem Pädagogium und Gymnasium zugleich gehörig vorzustehn.« Darauf ließ mich der Herzog auffordern Ihm wenigstens zu einem tauglichen Manne behilflich zu sein. Haben Sie Lust Unternehmer und Direktor des Pädagogiums und zugleich Mitarbeiter am Gymnasium mit 6 biß 8 wöchentlichen Stunden zu werden, und ist Ihre Frau Gemahlin, die an meiner Frau — sie hat ihres Vaters, des Schnepfenthalers Salzmann, Instituts-Küche und Wirtschaft lange Zeit geführt — eine treue Rathgeberin finden sollte, zur Uebernahme einer freilich großen Instituts-Küche, Wirtschaft und Wäscherei geneigt, so schlage ich Sie Seiner Durchlaucht vor und empfehle Sie mit allem Nachdruck. Sie könnten sich dann in unserer Selekta, Prima, Sekunda diejenigen Tagesstunden, Lehrfächer, Klassiker und Kompendien wählen, die Ihnen die bequemsten und liebsten sind. Ich bin bereit mich Ihren Wünschen in Bezug auf Ihren Unterricht im Gymnasium aufs möglichste zu fügen. Durch einen Mann, wie Sie sind, müste nicht nur das Pädagogium, sondern auch das Gymnasium selbst an Frequenz und Ruhm äußerst gewinnen. Und überleben Sie mich oder mache ich Ihnen durch Wegzug Plaz, wer sollte alsdann anders Director Gymnasii werden als ge-

rabe Sie? Ja Sie könnten sich die Survivance auf meine Stelle geradezu außbedingen. Dann müßten Sie sich als doppelter Direktor, alles zu Gelde angeschlagen, auf 3½ tausend Thaler stehn. Des Weimarischen Gymnasiums dürfen Sie sich nicht schämen; es erhält wahrscheinlich bald eine ganz neue, beßere Organisazion und soll eins der philologischsten werden. Schon jezt hat es in seinen obersten d. h. »gelehrten« Klassen einige recht geschickte und gründliche Männer, namentlich den Konrektor Schwabe, den Sie auß seinem Phädrus kennen, den Subkonrektor Stiebritz, den Professor Passow auß Jakobs und Hermanns Schule, dessen Amtsvorfahr Voß der Sohn war, und der Mathematikus Professor Kästner. Nun wünsche ich nur noch einen August Matthiä an unser Gymnasium, obgleich dieser uns alle verdunkeln wird. Haben Sie also Neigung, o so schreiben Sie mir bald möglichst eine ostensible Antwort und begleiten Sie diese mit einem freudigen: Ja, ich komme.«

Da Matthiä bei seinem mäßigen Gehalte — er hatte jezt 730 Thlr. — schon von früher her an den Gedanken gewöhnt war, daß er sich über kurz oder lang nach einer beßern Stelle würde umsehn müßen, so läßt sich denken, daß er dieses Anerbieten anfangs nicht von der Hand wies. Er gab Lenzen am 28. August deßs. J. folgende Antwort: »Ihr gütiger Brief v. 22. dieses M. war mir eine große Ueberraschung, hat mir aber auch einen nicht geringen Kampf gekostet. Eines Theils fällt es mir sehr schwer Altenburg zu verlaßen, wo ich seit nunmehr 6 Jahren so viel Güte und Liebe und einen so angemeßenen Wirkungskreiß gefunden habe. Auf der andern Seite aber erinnere ich mich lebhaft der höchst angenehmen Zeit, die ich in und bei Weimar verlebte, und der Verbindungen mit Verwandten und Bekannten, die ich noch jezt dort habe, wiewohl die Freunde, die zu meiner Zeit in Weimar lebten, fast alle gestorben oder fortgezogen sind. Auch die Außsichten, die Sie mir in Weimar auf ein nüzliches und angenehmes Leben und zwar unter einem als Kenner und Beförderer der Wißenschaften allgemein verehrten Fürsten eröffnen, sind äußerst einladend. Selbst die Last einer außgebreiteten Wirtschaft würde meiner Frau nicht zu schwer fallen, die dergleichen gewohnt ist und liebt.« Hierauf stellt er noch einige Bedingungen, als 1000 Thlr. an jährlichem Gehalt, 200 Thlr. zur Vergütung der Reise- und Transportkosten, für den Fall eintretender Dienstunfähigkeit einen lebenslänglichen Gnadengehalt, für den

Fall seines frühern Todes einen angemeßenen Gehalt für seine Witwe, und schließt dann: »Dieses sind die Bedingungen, unter denen ich jenen Posten annehmen zu können glaube. Jezt bitte ich Sie also Seiner Durchlaucht mich zu dieser Stelle bestens zu empfehlen und falls Dieselben mich für tüchtig halten sollten einen so ehrenvollen Posten zu füllen, eine baldige möglichst bestimmte Antwort auf meine Vorschläge zu bewirken. Sie aber, mein werthester Freund, können überzeugt sein, daß ich die Freundschaft, womit Sie mir diese reizende Außsicht eröffnet haben, stets mit der innigsten Dankbarkeit erkennen und zu erwiedern suchen werde.« Diesem vorzeigbaren Schreiben legte Matthiä noch ein besonderes Nebenblatt bei, worauf er Lenzen unter anderem fragte, unter welcher Instanz er als Direktor des Pädagogiums stehen würde.

Lenz beantwortete dieses Schreiben schon am 5. Sept. in folgender Weise: »Ihre ostensible Antwort, mein verehrter Freund, hat mich ungemein erfreut, weil dieselbe zeigte, daß Sie nicht ganz abgeneigt waren nach Weimar zu ziehn. Aber gestern erhielt ich leider ein Briefchen mit folgenden Worten: »»Man weiß auch in Gotha schon, daß an Matthiä in Altenburg eine Anfrage wegen der Direktorstelle am Weimarischen Erziehungsinstitut ergangen ist. Man hat es von Altenburg auß nach Gotha gemeldet, und daß man ihn als einen unentbehrlichen, wichtigen Mann, der dem Gymnasium nach tiefem Verfall seinen Flor wiedergegeben, nicht weglaßen dürfe. Er wird gegen eine sehr mäßige Entschädigung bleiben. Ich hätte Euch freilich dort diesen καλὸς καὶ ἀγαϑός gewünscht.«« Diese Nachricht war für mich sehr niederschlagend; denn nach meiner lezten Unterredung mit dem Herrn Hofmarschall von Eggloffstein schien dieser, nachdem er Ihr ostensibles Schreiben gelesen hatte, Ihnen außerordentlich geneigt; und auf ihn kömmt bei der Entscheidung des Herzogs alles oder doch gewis das Meiste an. Also hier nur in gröster Eile meine dringende Bitte auß warmem Freundesherzen: verkaufen Sie sich den Altenburgern nicht zu bald und nicht zu wohlfeil. Wahrscheinlich fällt die Wahl auf Sie, und man bietet Ihnen vielleicht unerwartet viel. Ihnen bleibt ja dann das Recht immer noch den Weimarischen Ruf außzuschlagen und Ihren Altenburger Posten zu behalten. Also warum wollten Sie sich übereilen? Sie fragen auf dem inostensiblen Nebenblatt, unter welcher Instanz Sie stehen würden. Ich weiß es nicht. Nur folgendes kann ich



mittheilen. Erstens vermute ich, daß der Hofmarschall Freiherr von Eggloffstein als bißheriger Chef der Pagen einige Oberaufsicht über das Pädagogium bekommen wird. Dies ist aber ein äußerst liebenswürdiger, freundlicher, populärer Mann, den ich mir sogar als Vorsteher des Pädagogiums zu dessen und meinem Chef erbeten haben würde. Ferner kommen Sie als Mitarbeiter am Gymnasium mit Ihren Zöglingen als Gymnasiasten auch wohl einigermaßen unter das Oberkonsistorium und zunächst unter den Generalsuperintendenten Vogt als den Ephorus Gymnasii zu stehn. Aber jenes benimmt sich gegen unser Gymnasium so äußerst human und liberal und der Ephorus Vogt insonderheit so fast beispiellos liebreich und freundschaftlich gegen uns alle, daß Sie sich gar keine beßern Instanzen wünschen können. Endlich werden Sie wohl mitunter auch mit Sr. Exzellenz dem Herrn Geheimrath von Voigt als unserem alles vermögenden Premier-Ministre zu verhandeln haben; ja er wird vermutlich Ihre nächste, oberste Instanz nach Seiner Durchlaucht. Aber das ist ja nicht nur überhaupt einer der vortrefflichsten Männer, ein Maecenas alles Guten, unser wahrer Hercules Musageta, sondern auch, wie er selbst ein tüchtiger Philolog ist, so auch der wärmste Freund und Gönner aller echten Philologen und würde Sie in sinu fovere. Ja, was ich Ihnen noch nachträglich über unser Gymnasium melden wollte, Herr Professor Johannes Schulze *) auß dem Mecklenburgischen, auß Wolfs Seminarium philologicum und zulezt auß Gottfried Hermanns Societas Graeca, künftiger Bearbeiter des Sallustius, ist bei uns angekommen und besonders mit für eine ganz neue Classis selecta, die — lachen Sie immer ein wenig — ein kleines winziges Praeseminariolum philologicum werden soll, berufen worden. Er soll ein guter Grieche und starker Lateiner sein und wie der Professor Passow einen sehr guten Vortrag haben. Morgen hält er seine Antrittsrede. Nun nur noch einen Matthiä dazu! das ist mein feurigster Wunsch. Ich würde mich unaußsprechlich freuen und glücklich preisen, wenn Sie zu uns zögen und am Gymnasium mit mir vereinigt würden. Unsere alte, innige Freundschaft mit der trefflichen Reinhardschen Familie würde sich in unsern beiderseitigen Familien erhalten und verjüngen. Und

*) Jetziger Geheimer Oberregierungsrath im Königl. Preuß. Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten zu Berlin. A. d. H.

Sie sollen an mir einen treuen, dienstfertigen Kollegen haben. Ich habe von der Biederkeit Ihrer Denk- und Handlungsweise so viele und so zuverläßige Beweise, daß ich mir keinen so zum Kollegen wünsche als Sie. Sie aber werden mit keinem oder mit mir in Freundschaft und Harmonie leben. Hier meine Hand und mein Herz! Schließen Sie auf das leztere auß folgendem. Sie haben mich 1801 um das Direktorat zu Altenburg gebracht, was mir damals sehr weh that; das heißt ohne Ihre Dazwischenkunft und ohne Ihre Empfehlung von Seiten des Herrn Erbstatthalters hätte ich — wenigstens nach meinen Nachrichten — Ihre jetzige Stelle ganz gewis erhalten. Und nun sehn Sie die Rache, die ich an Ihnen nehme. Einen treuern, herzlichern Freund werden Sie in Weimar schwerlich finden. Also noch einmal, Theuerster, nichts übereilt.«

Beim Empfange dieses Briefs hatte sich Matthiä, wie auch Lenzen schon angedeutet worden war, bereits für Altenburg entschieden. Als man von der an ihn ergangenen Anfrage Kenntnis erhielt, bot man ihm von Gotha auß eine Zulage von 200 Thlr., wodurch nun der einzige überwiegende Grund, der ihn zum Abgang von Altenburg hätte bestimmen können, verschwand.

Matthiä hatte damals keine Ursache diesen Schritt zu bereuen; denn seine Verhältnisse gestalteten sich mit jedem Jahre erfreulicher. Sein Einkommen, durch die neuste Zulage schon sehr verbeßert, ward durch das jährlich sich steigernde Schulgeld noch um ein bedeutendes erhöht. Zugleich mit jener Zulage erhielt er den Titel eines Herzoglichen Kirchen- und Schulraths. Bald darauf erfolgte seine Aufnahme in die Allgemeine Witwensozietät, von der die Geistlichen und Schullehrer biß auf die neusten Zeiten außgeschloßen waren. Endlich geruhten des Herzogs Durchlaucht ihn durch Reskript vom 28. November 1810 »zur Bezeigung des besondern höchsten Wohlgefallens und der höchsten Zufriedenheit mit den von ihm um das Gymnasium erworbenen Verdiensten« bei der Schulinspekzion, einer Mittelbehörde zwischen Schule und Herzoglichem Konsistorium, ohne Beschränkung anzustellen, wodurch er nun in den Stand gesezt war in weit außgedehnterem Maße als bißher für sein Gymnasium zu wirken.

Es nahm aber der Zustand des Altenburger Gymnasiums gerade seit 1808, wie schon erwähnt, durch wachsenden Zudrang von außen eine äußerst günstige Wendung. Zwar konnte es nicht anders

kommen, als daß der Völkerkrieg, der damals alle Verhältnisse durchdrang, auch in den Schulunterricht verwirrend eingrif. Zahlreiche Außländer giengen zurück in ihre Heimat; viel wackere Jünglinge des Inlandes schloßen sich nach dem Beispiel ihrer Lehrer Wachter und Hempel den Freiwilligen oder der Landwehr an *), und die Schule muste wegen Besetzung des Schulgebäudes durch fremde Truppen und besonders wegen der häufigen Einquartierungen, die nicht bloß den Direktor, sondern auch die übrigen Lehrer trafen, wiederholt geschloßen werden. Doch erstreckten sich diese Störungen fast nur auf das verhängnisvolle Jahr 1813. In der Sonne der Freiheit, die nach dem Sieg bei Leipzig über Deutschland aufgieng, begann auch das Gymnasium wieder die in der Entwickelung gestörte Blüte zu entfalten. Sowie die Durchmärsche und Einquartierungen allmählich nachließen, so kehrten auch Wachter und Hempel im Sommer 1814 mit einigen ihrer Schüler auß dem Kampf zurück, und die Schülerzahl, die seit 1813 etwas abgenommen hatte, stieg seit 1816 wieder mehr als je.

In Uebereinstimmung mit diesen öffentlichen Zuständen entwickelten sich Matthiäs übrige Verhältnisse. Wie bei den Behörden, so fand er auch bei seinen Amtsgenoßen troz der Veränderungen, die das Kollegium seit 1812 erlitt **), die freundlichste und redlichste Gesinnung. Nur einer störte damals den kollegialischen Frieden, und nur diesem einen gegenüber bedurfte es für Matthiä bißweilen der Garantien, die ihm das neue Regulativ von 1808 in Bezug

*) Es waren die Primaner Penzig, Tömlich, von Thümmel, Ed. Zinkeisen, die Obersekundaner Fielitz, Ebert, von Stieglitz, und der Untersekundaner Seyfarth, zusammen acht. Der Sprachmeister Hempel trat unter die Landwehr des Fürstentums Altenburg, der Professor Wachter als Leutnant unter die Sappeurs im Generalstabe des Sächsischen Banners.

**) Im J. 1812 starb der thätige und berufstreue Prof. Döhler, und 1815 gieng der zum Archidiakonus beförderte Prof. Groše ab. An des Erstern Stelle kam Prof. Wachter auß Kleve, an die des Leztern Prof. Schneider auß Altenburg. Wachter blieb nur biß 1816 und ward durch den Prof. Meyner ersezt, der von 1803 biß 1809 das Altenburger Gymnasium besucht und später unter einem Preuß. Kavallerieregimente die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht hatte. Auf den zum Dorfprediger beförderten Kollab. Ramshorn folgte 1811 der Koll. Finkeisen, und als dieser das Altenburger Diakonat erhalten hatte, übernahm Mich. 1814 der Kantor Döring die Lehrstunden des Kollaborators.

auf seine Rechte und auf das Verhältnis zu seiner Mitlehrerschaft gewährte. Den übrigen war jede persönliche Rücksicht fremd; sie wirkten gemeinschaftlich mit dem Direktor im höhern Interesse ihrer Schule; ein herzlicher offner Einklang herrschte, der den ruhigen und wohlgemeinten Widerspruch nicht außschloß. Dies gute Vernehmen ward genährt durch häufiges Zusammensein an öffentlichen Orten oder in Matthiäs Hause. Kaum eine Woche vergieng, wo dieser nicht einen oder mehrere seiner Kollegen bei sich sah, und manchen Abend oder Mittag würzte Messerschmids aufsprudelnder Genius oder die gemütliche Laune des schwärmerischen Wachter. Den Lezteren, der mit im Direktorate wohnte, hatte Matthiä besonders lieb. Um so schmerzlicher ward er später durch dessen trauriges Geschick betroffen *).

*) Wachter besaß ein reines, treues, redliches Gemüt, aber von Idealen begeistert, die er nirgends verwirklicht fand, war er gröstentheils in sich gekehrt und schwermütig. Von Altenburg kam er 1816 als Professor an das Athenäum zu Danzig. Daß er auch hier noch der liebenswürdige Schwärmer war, beweist folgende Stelle auß einem Briefe an Matthiä v. 27. Dez. 1816: „Im Häuslichen lebe ich zufrieden. Ich habe eine bequeme Wohnung gemeinschaftlich mit dem Professor Meineke gemietet, so daß ich hier, was ich vorher kaum hoffen konnte, wenigstens einen kleinen Ersaz für den angenehmen Aufenthalt in Ihrem lieben Hause gefunden habe. Und läßt es einem im Hause keine Ruhe mehr, dann geht es herauß in unsere paradiesischen Gegenden, auf die den Seestrand umkränzenden waldbewachsenen Höhn, und hier mit einem Blick das tiefaufbrausende, entlegene Erdstrecken freundschaftlich verbindende Meer, mit dem andern die menschenernährenden Ebnen umfaßend, feiert man im Gefühl der sichern Ruhe auf der festen, markigen Erde die Versöhnung der sonst feindlich streitenden Elemente; — dann schweigt der Kampf in der eignen Brust; der Sinn wird klar; das Herz wird weit; die Bilder der Vergangenheit ziehn ein in diese schwebende, wellenlose Ruhe; alles Gute, alles Liebe, was man einst empfangen, schmückt zart den Hintergrund, für welchen Raum und Zeit aufgelöste Schranken sind; man fühlt sich nicht mehr allein auf dieser fernen Oase am Ostende Deutschlands; durch das dumpfe Tosen der Salzflut, durch das leise Rauschen des Waldes tönen die Stimmen von Verwandten und Freunden; — und wie oft ich die Ihrige und die der Ihrigen darunter vernehme, das bedarf keiner weitern Versicherungen." In solcher Stimmung war Wachter auch am 3. April 1817 nach einem heitern Gastmal davongegangen und von diesem Augenblick an troz aller Nachforschung nie wieder gesehen worden. Sein Haus- und Amtsgenoße in Danzig Prof. Meineke, jeziger Direktor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, schrieb damals an des Verschwundenen Vater, den Direktor des Gymnasiums zu Hamm: „Ich versuche es nicht Sie zu trösten. Ich weiß keinen Trost und bedarf selbst des Trostes.

Indessen hatte Matthiä auch unter dem übrigen Theile des Altenburger Publikums zahlreiche Verbindungen angeknüpft, die seinen geselligen Sinn auf mannichfache Art befriedigten. Er gehörte zu den Mitgliedern der ästhetischen Theegesellschaft, deren Seele und Mittelpunkt die Familie Reichenbach war, und in denen besonders Mörlin, Messerschmid und der als Spiritus Asper bekannte Ferdinand Hempel ihre Geister leuchten ließen. Er fehlte späterhin nur selten in den Kasino's oder in dem Fleischerschen Garten, wo sich die gebildetsten Männer Altenburgs des Abends zu versammeln und jeden Sonnabend insbesondere an den außgesuchtesten musikalischen Aufführungen zu ergetzen pflegten. Bei den Ministern von Trüzschler und von Thümmel war er oft zum Thee oder zum Eßen. Namentlich wurden in dem Thümmelschen Garten, diesem schönen Denkmal eines feinen und lebendigen Natursinns, die genußreichsten Abende verlebt. Die beiden Fräulein von Thümmel und ihren Bruder hat er eine Zeitlang im Englischen unterrichtet. Auch zur Herzoglichen Tafel pflegte er gezogen zu werden, wenn Herzog August nach Altenburg kam, und er wuste dann immer viel von den geistreichen Gesprächen dieses Fürsten zu erzählen.

Zu diesem vielseitigen persönlichen Verkehr kam noch ein lebhafter Briefwechsel, den er mit auswärtigen Freunden, alten und neuen, mit seinen Jugendfreunden Lenz in Gotha und Schlichtegroll *), damaligem Direktor und General-Sekretär der Akademie der Wißenschaften zu München, seit 1808 durch Verleihung des Zivilverdienstordens der Baierschen Krone in den Adelstand versezt, mit seinen Göttinger Lehrern Heyne († 1812) und Feder, mit seinen Holländischen und Weimarischen Freunden Frankenstein, Wytten-

---

Ihr Sohn war mir ein herzlicher Freund geworden; ich achtete und liebte ihn unbegrenzt wegen des Adels seiner Gesinnungen und des glühenden Strebens seines Geistes."

*) Im Sept. des J. 1811 schrieb dieser an Matthiä: „Es ist lange her, mein verehrter Freund, daß ich Ihnen kein schriftliches Zeichen meines fortdauernden freundschaftlichen Andenkens gegeben habe, obgleich dieses so lebhaft ist als je; denn seit ich Thüringen und Sachsen verlaßen habe, ist das Gefühl der Freundschaft für meine dortigen Lieben reger und wärmer als vorher, und Ihr alle, Ihr theuern, habt Euere Altäre in meinem Herzen. Oefteres Wiedersehn der alten Freunde entbehren zu müßen erfüllt mich oft mit Wehmut, und auf meinen einsamen Spaziergängen, in den stillen Stunden der Nacht geht Ihr alle oft vorüber vor meiner liebenden Betrachtung."

bach, damaligem Professor an der Leydener Hochschule, Huschke, damaligem Professor an der Hochschule zu Rostock, mit Böttiger und Dü Bau, ferner mit Schäfer und Jakobs, mit Brendel, dem Rektor des Eisenberger Lyzeums, Görenz, dem Direktor des Gymnasiums zu Zwickau, von dem sich über 30 Briefe finden, und Heller, dem Bearbeiter des Sophokles, besonders aber mit seinen Schülern Wilhelm Berg in Amsterdam, Eduard Mounier in Paris, Heinrich Hase, nachherigem Hofrath und Inspektor des Antiken-Kabinets zu Dresden, und mit seinem Frankfurter Bruder fortwährend unterhielt. Der Briefwechsel mit Görenz, Wyttenbach, oft auch mit Brendel, war Lateinisch, der mit Dü Bau und Mounier Französisch. Auch von Eichstädt, Welcker, Thiersch, Erfurdt, Bremi, Kreuzer, Beck, Böckh, Bast, Döderlein liegen Briefe auß jener Zeit vor, sowie vier von Fr. Aug. Wolf.

Der Gipfelpunkt dieser erfreulichen Zustände war das Glück, das Matthiä an der Seite seiner Gattin in seinem eignen Hause fand. Hier war die frühere Stille jezt ganz verschwunden. Eine Anzahl von Kostgängern und seine eignen Kinder, deren ihm biß zum J. 1816 bereits fünf geboren waren, belebten den ohnehin vermehrten Haußstand. In diesen häuslichen Kreiß brachten theils die häufigen Besuche seiner Altenburger Freunde, theils die zahlreiche Familie seiner Schwiegereltern, oder Verwandte und Freunde auß der Ferne eine immerwährende Abwechselung. Schon im zweiten Jahre seiner Verheirathung hatte er seinen Jugendfreund Lenz auß Gotha, und den ehrlichen Dü Bau auß Frankreich bei sich gesehn; im J. 1810 besuchte ihn Wilhelm Berg auß Amsterdam; und als er sich in dem drangvollen Jahre 1813 gegen seine bißherigen Vorrechte zur Aufnahme durchziehender Krieger bequemen muste, erkannte er eines Tags in einem eintretenden Preußischen Offiziere, der sich sein Quartier im Direktorate außbedungen hatte, seinen Schüler und Stubengenoßen von Belvedere, den Grafen Münster. »Mit Freuden,« schrieb damals Wilhelm Berg, »gedenke ich noch der wenigen Stunden, die wir in Altenburg nach so langer Trennung mit einander verbrachten, und wo mir der Anblick Ihrer ruhigen, zufriedenen Lage und Ihres häuslichen Glücks so wohl that. Oft, sehr oft rufe ich diese kurzen Augenblicke in mein Gedächtnis zurück und möchte viel darum geben solche erneut zu sehn.«

Die Arbeiten und Geschäfte, die auf Matthiäs Schultern lagen, waren freilich nicht gering. Er hatte von Anfang an, was man selten bei Direktoren findet, nicht weniger als achtzehn wöchentliche Stunden nebst drei Korrekturen. Diesen leztern opferte er regelmäßig die Morgenstunden des Sonntags, während er sich auf die Lehrstunden selbst troz der Leichtigkeit, womit er den Lehrstof bewältigte, immer sorgfältig zu präparieren pflegte. Die Direktorialgeschäfte waren vielfältiger und weitläufiger als anderwärts; denn sie waren nicht, wie auf den Preußischen Gymnasien, zwischen dem Direktor und den Klassenordinarien getheilt, und jener hatte es nicht bloß mit dem Generalsuperintendenten als Ephorus, sondern noch mit zwei Schulbehörden, der sogenannten Inspekzion als nächster und dem Herzogl. Konsistorium als höherer Instanz, zu thun. An diese muste über alle wichtigern Fälle berichtet werden. Ueberdies trug Matthiä alle Schulvorfälle von einiger Bedeutung eigenhändig in ein Tagebuch ein, worin er auch von den auf das Gymnasium und dessen Lehrer bezüglichen Reskripten Abschrift nahm oder wenigstens den Außfertigungstag und den Hauptinhalt derselben angab. Ferner hatte er mehrere öffentlichen Kaßen, die sogenannte Kleine Schulkaße, die Schulbibliothekskaße und die Prämienkaße, zu verwalten und davon alljährlich Rechnung abzulegen. Endlich lag ihm noch die Sorge für die Schulbibliothek und namentlich für die Herzogliche Bibliothek ob, und biß zur leztern war von der Direktorwohnung ein weiter Weg *). Troz diesen mit seinem Amte verknüpften Arbeiten wuste Matthiä durch große Pünktlichkeit und geschickte Eintheilung der Zeit noch mehrere Stunden des Tags für seine Erholung und seine wißenschaftlichen Beschäftigungen zu gewinnen.

Gleich nach Vollendung seiner Griechischen Schulgrammatik im J. 1809 hatte Matthiä, einem Bedürfnis des Gymnasiums abzuhelfen, ein Griechisches Lesebuch, das gröstentheils Stücke auß Lukian enthielt, heraußgegeben. Von dieser kleinern Arbeit war er ein paar Jahre später zu einer ungleich größern geschritten. »Ihr Euripides

---

*) Sie befand sich vor dem Burgthor im obern Stock eines früher zum Waschhause bestimmten Gebäudes. Hierüber pflegte sich Herzog August lustig zu machen. „Unten Wäsche, oben Gewäsch" sagte er einst. Ein ander Mal meinte er, „hier schwebe der Geist über dem Waßer." An dem Bibliotheksgebäude befindet sich die Inschrift: ὑγιαίνουσι ζωή, κάμνουσι θάνατος, die von Matthiä herrührt.

wird Sie unsterblich machen,« schrieb Böttiger, dem er seine Pläne mitgetheilt; denn diese Riesenarbeit begann er damals, die ihn länger als zwanzig Jahre unaußgesezt beschäftigt hat und selbst bei seinem Tode noch nicht ganz abgeschloßen war.

Im J. 1815 erhielt Matthiä einen Ruf nach Rostock. Er war bereits durch Huschke hierauf vorbereitet, als er am 30. Januar vom Professor Hartmann zu Rostock folgenden Brief empfieng: »Ew. Wohlgeboren beehre ich mich, von dem hiesigen Wohllöblichen Magistrat beauftragt, die Professur der Griechischen Sprache, die einst unser gemeinschaftlicher Freund Huschke bekleidet hat, mit einem Gehalte von 300 Thlr. und die erste Stelle an der hiesigen Lateinischen Schule mit einem Gehalt von 400 Thlr. nebst einer geräumigen und bequem eingerichteten freien Wohnung ergebenst anzutragen. Zu diesen bestimmten Vortheilen von 700 Thlr. in Mecklenburgischer Münzsorte, die Sie durch öffentliche Vorträge über Griechische und Römische Altertümer um 50 Thlr. erhöhen können, gesellen sich noch die zufälligen Einnahmen an Leichengebühren und Schulgeld, welche zusammen 160 Thlr. betragen mögen. Um Ihnen aber den wahren Gesichtspunkt, auß dem Sie diesen Ruf zu betrachten haben, aufrichtig zu eröffnen, glaube ich bemerken zu müßen, daß die Professur Nebensache und das Rektorat an der Lateinischen Schule Hauptsache, daß aber die Verschmelzung beider Stellen beliebt worden ist, um eine größere Einnahme zu gewinnen. Unsere Schule bedarf nemlich eines erfahrenen, umsichtigen Steuermanns, der dieses sehr leck gewordene Schiff mit Kraft zu regieren versteht. Möchte es nun Ihnen, einem mit Recht so geschäzten Schulmanne, gefallen in diese erschlaffte und fast erstorbene Maschine neues Leben zu bringen, den übrigen Mitarbeitern aber Muster und Sporn zu werden. Ich darf zwar nicht verschweigen, daß Rostock, die reichste, schönste und gesundeste Stadt des Herzogtums, ein sehr theuerer Ort ist. Auf der andern Seite darf ich aber auch nicht unbemerkt laßen, daß die hiesige Hochschule einem Professor nicht nur herrliche literarische Hilfsmittel, sondern auch einem Vater die schöne Gelegenheit darbietet seine Söhne hier unentgeltlich studieren zu laßen, und daß die hiesige Stadt einen höchst angenehmen Aufenthalt gewährt. Nach diesem offnen Bekenntnis bitte ich mir Ihre gütige Beschließung in einem zeigbaren Briefe recht bald gefälligst zu eröffnen.«

Dieser Antrag fiel in eine Zeit, wo in Matthiä der Wunsch erwachte das Schuldirektorat mit einem akademischen Lehrstuhl zu vertauschen. Denn die Verdrießlichkeiten, die ihm einer seiner Kollegen bereitete, waren gerade damals über die Maßen arg, und er hoffte auf einer Hochschule mit derartigen Reibungen verschont zu bleiben. Zwar hatte ihm Feder, dem er seine Gedanken mitgetheilt, geschrieben: »Wenn Sie auß nicht zu tadelnden Gründen eine akademische Lehrstelle Ihrer jetzigen vorziehn möchten, so erlauben Sie mir dagegen zu bemerken, daß man an einer Schule, bei jüngern und einer strengern Aufsicht untergebenen Schülern viel gewisser gutes stiften kann als auf einer Universität. Diese Erfahrung hat mich hier am Georgianum *) glücklich gemacht, und Sie machen sie gewis auch. Wie ist biß diese Stunde mein Herz voll Dankes gegen meinen Lehrer, den seligen Direktor Oertel! Wie geht er mir über alle meine akademischen Lehrer!« Troz dieser Vorstellungen wäre Matthiä dem Ruf nach Rostock, wo er die schulmännische Wirksamkeit mit der akademischen verband, vielleicht gefolgt, wenn der ihm dort gebotene Gehalt etwas beträchtlicher gewesen wäre. Dieser kam aber mit seiner dermaligen Altenburger Besoldung nicht in Vergleich. Der Ruf ward also abgelehnt. »Es thut mir recht leid,« schrieb darauf Huschke, »daß die Außsicht mit Ihnen wiederum in nähere Berührung zu kommen verschwunden ist, wiewohl ich mich auf der andern Seite herzlich darüber freue, daß es einem meiner bewährtesten Freunde, die Verdrießlichkeiten mit einem Kollegen abgerechnet, in Altenburg so wohl geht.«

Diesem Rostocker Antrag folgte schon im nächsten Jahr ein Ruf nach Lüneburg. Es war am 2. Juli 1816, wo ihm der Hannövrische Staats- und Kabinetsminister von Arnswaldt schrieb: »Die Stelle des ersten Professors an der Ritterakademie zu Lüneburg ist jezt erledigt, und das Ministerium wünscht die Leitung dieses Instituts in die Hände eines Mannes zu geben, von dessen Bemühungen es sich die größere Aufnahme desselben im vorauß versprechen darf. Ew. Wohlgeboren haben durch Ihre literarischen Arbeiten so außgezeichnete Beweise Ihrer Talente und Ihrer Gelehrsamkeit gegeben, und das Gymnasium in Altenburg hat unter Ihrer Leitung so sehr an Ruf und Frequenz gewonnen, daß jene Stelle gewis auf

*) Feder war seit 1797 Direktor dieser Schule.

keine würdigere Weise als durch Sie besezt werden kann, und es gereicht mir zum besondern Vergnügen selbige Ihnen von Michaelis d. J. an unter Beilegung des Karakters »Rath« im Namen des Ministeriums hierdurch antragen zu können. Ueber die mit dieser Stelle verbundenen Emolumente und die übrigen Verhältnisse darf ich mich auf die Beilage beziehn. Entschließen Ew. Wohlgeborn sich dem Ruf zu folgen — und vielleicht gibt der Gedanke Ihrem Vaterlande in einer Sphäre nützen zu können, wo Sie auf die Bildung seiner außgezeichnetern Staatsbürger mit dem glücklichsten Erfolg zu wirken im Stande sind, ein Motiv mehr dazu ab —, so sehe ich einen meiner angelegensten Wünsche erfüllt; ich darf alsdann über das fernere Schicksal eines Instituts unbesorgt sein, dessen Aufnahme und Verbeßerung mich lebhaft beschäftigt. Ew. Wohlgeboren kennen übrigens den Geist unserer Regierung; ich habe daher nicht nöthig zu bemerken, daß Ihre Verdienste hier gewis die vollste Anerkennung und Sie selbst überall die Bereitwilligkeit finden werden jeden Wunsch, zu dem Ihre Lage Sie veranlaßen dürfte, möglichst zu erfüllen.« Auß einer Beilage dieses Briefs war zu ersehn, daß die Lüneburger Ritterakademie neu eingerichtet und künftig nicht bloß Adellichen, sondern auch andern Zöglingen auß den höhern Ständen geöffnet werden, daß aber der erste Professor als Direktor dieser Anstalt einen jährlichen Gehalt von 1150 Thlr., außerdem für sich und seine Familie freie Wohnung und für seine Person auch noch freien Tisch und freie Wäsche haben sollte.

Matthiäs Antwort auf diesen Brief war folgende: »Ew. Exzellenz fühle ich mich für den Beweis des höchsten Zutrauens, den mir Dieselben durch die Beantragung der Lüneburger Stelle gegeben haben, zum lebhaftesten Dank verpflichtet. Zugleich sehe ich mich durch diesen Antrag der Erfüllung einer meiner liebsten Wünsche näher gebracht, des Wunsches einmal in mein Vaterland zurückkehren und meinen Landsleuten nüzlich werden zu können. Indessen erlauben Ew. Exzellenz, daß ich Denselben über einige Punkte des verehrten Antrags meine Gedanken offen darlege. Zu Michaelis dieses J. dürfte es mir noch nicht möglich sein die Stelle in Lüneburg anzutreten; denn das hiesige Herzogl. Konsistorium wird mit Recht von mir fordern, daß ich wenigstens ein Vierteljahr vorher meinen Abgang anzeige und um meine Entlaßung bitte. Und so würde ich wohl erst zu Ostern künftiges Jahrs in Lüneburg eintreffen können, wobei

ich zugleich meinen hiesigen Pflichten Genüge leistete, indem ich hier die Beendigung des jährlichen Kursus und die Anstellung meines Nachfolgers abwartete. Daß ich zu dieser Reise mit einem außreichenden Reisegelde versehen werde, ist ein Wunsch, den Ew. Exzellenz nicht anders als billig finden werden. Was endlich die mit der Lüneburger Stelle verbundenen Einkünfte betrifft, so muß ich gestehn, daß diese denjenigen, die meine jetzige Stelle gewährt, nicht ganz gleich kommen. Meine hiesige Einnahme beträgt schon seit 1809 im Durchschnitt 1300 — 1400 Thlr., und meine hohen Vorgesezten können schon auß der jetzigen Frequenz unserer Schule berechnen, daß ich es hier höher bringe, als es die Lüneburger Stelle erwarten läßt. Auch sind hier nach meinem Tode meiner Witwe und meinen Kindern 200 Thlr. an jährlichem Gnadengehalte außgesezt. Ew. Exzellenz werden verzeihn, daß ich es wage Denselben meine Bedenklichkeiten hiermit offen darzulegen. Sollte sich Ein hohes Königl. Ministerium durch die Fürsprache Ew. Exzellenz bewogen finden die von mir dargelegten Wünsche zu berücksichtigen, so wird es mein Bestreben sein dem in mich gesezten gnädigen Zutrauen nach Kräften zu entsprechen.«

Diese Antwort gieng am 19. Juli nach Hannover ab. Den 20. Juli schrieb ihm der in Mühlhausen verweilende Demme, von der Sache unterrichtet: »Nicht ohne Schmerz würde ich Sie, mein innig verehrter und theuerer Freund, von Altenburg scheiden sehn. Aber ich bin auch überzeugt, daß Sie einen Ort, wo Sie nach Verdienst geachtet und geliebt werden, und eine Lehranstalt, an der Sie mit so vielem Segen gewirkt haben, nicht ohne sehr überwiegende Gründe verlaßen werden. Für überwiegend würde ich diese Gründe erst dann halten, wenn Sie mit Zuversicht hoffen dürfen in Lüneburg nicht nur froher, freier und nüzlicher zu leben und zu wirken, sondern auch namentlich die Lage der Ihrigen für den Fall Ihres frühern Todes noch glücklicher als in Altenburg zu machen.«

Darauf kam am 1. August ein zweiter Brief von dem Minister von Arnswaldt, worin es hieß: »Es gereicht mir zu besonderer Freude, daß Ew. Wohlgeboren überhaupt geneigt sind die Direkzion der Akademie zu Lüneburg zu übernehmen, und ich wünsche nur, daß es mir in Nachstehendem gelingen möge die Bedenklichkeiten auß dem Wege zu räumen, die der Annahme des Antrags jezt noch entgegenstehn. Ich sehe es vollkommen ein, daß Ew. Wohlgeboren außer Stande sind sich schon zu Michaelis von Ihren gegenwärtigen

Verhältnissen zu trennen. So angenehm es mir nun auch wäre, wenn die neue Einrichtung der Akademie schon im Oktober anheben könnte, so werde ich doch den Unterricht biß Ostern durch interimistische Anordnungen im Gange zu erhalten suchen. Da Ew. Wohlgeboren durch die angebotenen Einkünfte sich gegen Ihre jetzige Stelle nicht vollkommen entschädigt finden und es überhaupt der Wunsch des Ministeriums ist Ihnen eine möglichst sorgenfreie Lage zu sichern, so ist dasselbe bereit den mit dieser Stelle verbundenen Gehalt noch um 150 Thlr. zu erhöhn. Auch werden Ihnen für die Reise- und Umzugskosten 300 Thlr. vergütet und Ihrer Familie für den Fall Ihres Ablebens und, biß das jüngste Ihrer Kinder das 21. Jahr erreicht hat, dieselbe Pension von 200 Thlr. versichert werden, welche Sie dort zu erwarten hatten.«

Wie es kam, daß Matthiä ungeachtet dieser neuen Zugeständnisse die Lüneburger Stelle außschlug, mögen seine eignen Worte darthun. Er schrieb am 16. August an den Minister von Arnswaldt: »Wie gern möchte ich dem gnädigen Wohlwollen entsprechen, das mir Ew. Exzellenz von neuem bewiesen haben. Aber schon am 9. August wurde mir von dem Herzogl. Ministerium in Gotha zu erkennen gegeben, daß man es sehr ungern sehen würde, wenn ich meine jetzige Stelle, in der ich von je her Unterstützungen und Begünstigungen aller Art genoßen hätte, verlaßen wollte, und diesem folgte durch den hier anwesenden Herrn Minister von Thümmel das Anerbieten einer Gehaltszulage von 300 Thlr. In diesem Augenblicke wurde der Gedanke recht lebhaft in mir, wie sehr ich seit nunmehr 14 Jahren von unserm Durchlauchtigsten Herzog, von dem Ministerium in Gotha und von allen meinen hiesigen Vorgesezten der kräftigsten Unterstützung, der bereitwilligsten Erfüllung meiner Wünsche und des vollsten Zutrauens gewürdigt worden war, und wie ich gerade jezt durch Herzogliches Konsistorium auf die außgezeichnetste Weise völlige Genugthuung für die Anmaßung und Wiedersezlichkeit eines der Professoren an unserm Gymnasium erhalten hatte. Und so konnte ich nicht anders als jenen neuen Beweis höchster Gnade mit dem vollsten Danke annehmen. Verzeihen Ew. Exzellenz, wenn ich dadurch in die Unmöglichkeit versezt bin die mir gnädigst angetragene Stelle in Lüneburg anzunehmen, wie ich es thun zu können biß zu Anfang dieses Monats geglaubt hatte.«

Desgleichen schrieb er am 20. Aug. an einen der Herrn Mini-

ster in Gotha: »Ew. Exzellenz gnädige Zuschrift, welche mir die neuen Beweise von der Gnade des Durchlauchtigsten Herzogs zur Kenntnis bringt, hat mich beschämt und gerührt. Es würde eine unverzeihliche Undankbarkeit von mir gewesen sein, wenn ich die Vortheile, die mir dieses Anerbieten gewährt, und die mir in Lüneburg gebotenen gegen einander hätte berechnen und mich bloß durch arithmetische Verhältnisse hätte bestimmen laßen wollen. Ich habe also dieses Anerbieten mit dem unterthänigsten Danke angenommen.«

Auf dieses leztere Schreiben erhielt er am 27. Aug. folgende Antwort: »Ew. Wohlgeboren haben mir durch die in Ihrem Schreiben enthaltene Versicherung, daß Sie Altenburg nicht verlaßen, sondern der Unsrige bleiben wollen, eine herzliche Freude gemacht. Ich darf Ihnen wohl das offne und aufrichtige Bekenntnis ablegen, daß ich eben so wie des Herzogs Durchlaucht und die übrigen Herrn Minister die großen und wichtigen Verdienste erkenne, welche Sie sich bei Ihrem schweren Berufe in so reichlichem Maße erworben haben, und daß ich daher bei der ersten Nachricht von der Möglichkeit Sie zu verlieren die lebhaftesten Besorgnisse hegen muste. Desto größer ist nun mein Vergnügen über die erlangte Gewisheit, daß diese meine Besorgnisse auf einmal gehoben sind. Möge die Vorsehung Ew. Wohlgeboren wegen Ihres für uns so günstigen Entschlußes segnen, und mögen sich alle Umstände künftig so fügen, daß Ihr jetziger Entschluß Sie keinen Augenblick gereue.«

Biß in die dreißiger Jahre hat Matthiä nicht wieder an eine Veränderung seiner Lage gedacht. Die Anfrage, die im April des J. 1825 an ihn ergieng, ob er zur Annahme einer Professur am Collegium Carolinum in Braunschweig geneigt wäre, ward ohne weiteres verneint.

Inzwischen begnügte sich Matthiä nicht mit seinen Euripideischen Studien, sondern ließ mitten unter diesen mühevollen Arbeiten mehrere kleinern Werke erscheinen. Es mag sein, daß diese Unterbrechungen für seinen Euripides in Bezug auf Absaz und innere Einheit nicht ohne Nachtheil waren. Um so mehr muß bemerkt werden, daß dieselben nicht durch Mangel an Lust und Außdauer, sondern lediglich durch das Bedürfnis seines Gymnasiums hervorgerufen wurden, das er biß zur einstigen Vollendung des Euripides nicht auß den Augen setzen durfte. Matthiä trug ungefähr alle zwei Jahre in sei-

ner Selekta die Geschichte der Griechischen und Römischen Literatur vor, wofür dann allemal im folgenden Jahre Mythologie und Altertümer eintraten. Bei diesen Vorträgen befolgte er den Plan, den er im Programm v. 1802 in der Historia literarum Graecarum secundum aetates ac tempora sua descripta entworfen hatte. Es war aber ohne Diktate bei dieser Masse von Einzelheiten nichts außzurichten, obgleich durch Diktate wiederum der gröste Theil der spärlich zugemeßenen Zeit verloren gieng. Also beschloß Matthiä seine Hefte über die alte Literatur mit einigen Veränderungen dem Druck zu übergeben. Sie erschienen 1815 unter dem Titel eines Grundrißes der Geschichte der Griechischen und Römischen Literatur. Demselben Bedürfnis des Gymnasiums entsprang 1816 die Sammlung der außerlesenen Briefe des Cicero, welcher zwei Jahre später (1818) die in derselben Absicht und nach denselben Grundsätzen heraußgegebenen sieben Reden des Cicero folgten. Für sein Gymnasium war auch ein Schriftchen bestimmt, das er 1819 ohne seinen Namen drucken ließ, die Zeittafeln zur allgemeinen Geschichte. Zwei Jahre darauf (1821) erschien, mehr für die Privatlektüre als für den Schulgebrauch berechnet, eine Sammlung Lateinischer Musterstücke von den drei Meistern des Lateinischen Stils Muret, Ernesti und Ruhnken, die Eloquentiae Latinae exempla. Bedeutender war ein sechstes Schulbuch. Seit 1804 hatte Matthiä in seiner Selekta die Logik, meistens auch die Psychologie in einer faßlichen, gedrängten Uebersicht und später auch die Hauptsätze der philosophischen Religionslehre (Metaphysik) vorgetragen. Nachdem nun der philosophische Unterricht auch in andern, besonders den Preußischen Gymnasien zum Lehrgegenstand erhoben war, glaubte Matthiä den Schulmännern einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen ein Buch in die Hände gäbe, das den Schüler auf kurzem und ebnem Wege in die Vorhallen dieser Wißenschaft einführte. So entstand sein Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie (1824). An dieses schloß sich 1826 der Entwurf einer Theorie des Lateinischen Stils an, dessen Grundstof die Bemerkungen bildeten, die sich Matthiä seit 1803 bei der Korrektur der freien Lateinischen Arbeiten aufgezeichnet hatte. Den Beschluß der Schriften, die er mitten unter den Euripideischen Arbeiten zum Schulgebrauch heraußgab, machte 1830 die schon in der Vorrede zu den sieben Reden (1818) versprochene Bearbeitung von sechs andern Cicero-

nianischen Reden, an die er jedoch mit einer gewissen Unlust gegangen zu sein scheint.

Unterdessen war wieder am Gymnasium eine wichtige Veränderung vorgegangen. Es ist bemerkt worden, daß die steigende Frequenz der Schule bereits im J. 1809 die Anstellung eines Kollaborators für die unterste Gymnasialklasse (Untersekunda) nöthig machte. Seitdem war die Zahl der Untersekundaner wieder von 33 biß auf einige 50 und die der Obersekundaner von 31 biß auf einige 60 angewachsen. Ja im Schuljahre 1817 biß 1818 saßen in U. S. 59, in O. S. 75 Schüler. Die Ueberfüllung dieser zwei Klassen war um so nachtheiliger, weil jezt in O. S. viel mehr gefordert ward als sonst, von U. S. aber wegen der meistens sehr dürftigen Kenntnisse der Neulinge nicht füglich mehr zu fordern war und so die U. Sekundaner für O. S. nicht mehr gehörig vorbereitet werden konnten. Wie daher der Prof. Meyner im Nov. d. J. 1817 die Gründung einer neuen Klasse zwischen O. S. und U. S. als sehr wünschenswerth bezeichnete, giengen Matthiä und die Professoren Ramshorn, Messerschmid und Schneider bereitwillig auf den Gedanken ein. Die fünf Lehrer beantragten die Errichtung dieser Mittelklasse am 25. Nov. 1817 bei der Behörde und erboten sich die neuen Stunden, die dadurch nöthig würden, unentgeltlich zu übernehmen. Nur einer schloß sich auß. Nachdem des Herzogs Durchlaucht diesen Antrag durch Erlaß vom 20. Febr. 1818 unter Bezeigung »der besondern gnädigsten Zufriedenheit gegen die Lehrer, die sich zur Uebernahme der nöthigen Lehrstunden in der neuen Klasse freiwillig erboten und dadurch ihren rühmlichen Eifer für das Beste des ungemein wohlthätigen Landesinstituts zu erkennen gegeben,« in seinem ganzen Umfang genehmigt hatte, ward die neue Mittelsekunda zu Ostern 1818 eingeweiht. Die Zahl der Stunden, wozu die genannten Lehrer verpflichtet waren, wuchs dadurch auf 21. Auch Matthiä und Ramshorn ertheilten jezt wöchentlich 21 Stunden, die erst im J. 1832 wieder auf die ursprünglichen 18 zurückgeführt wurden.

Auch im Lehrerkollegium trat um jene Zeit eine Veränderung ein, die nicht ohne Bedeutung war für Matthiäs äußere Verhältnisse. Zu Ostern 1820 gieng nemlich der zum Adjunktus und Pfarrer in Altkirchen bei Altenburg beförderte Prof. Hauschild ab, und die dadurch erledigte sechste Professur erhielt der Kandidat Wagner,

ein ehemaliger Zögling der Altenburger Schule (1806 — 1813) *). Auf ihn und den Professor Meyner hielt Matthiä große Stücke, und er dachte späterhin nach ihrem Abgang immer mit einem wohlthuenden Gefühle an die Zeit zurück, wo er mit diesen trefflichen und echt humanen Männern in amtlichem Verkehr gestanden hatte.

Matthiäs Familienleben war inzwischen heiter und ungestört verfloßen. Nur der Verlust einer Tochter im J. 1815 und der Tod seines Schwiegervaters, der zu Anfang des J. 1817 nach längern Leiden endigte, ließen das häusliche Glück nicht völlig ungetrübt.

Etwas trüber gestaltete sich das J. 1820. Am Palmsonntage dieses Jahres früh nach 3 Uhr erkrankte Matthiä plözlich auf eine so heftige Art, daß man ein paar Stunden lang an seinem Aufkommen verzweifelte. Er verdankte seine Rettung wohl nur der schnellen ärztlichen Hilfe und seiner kräftigen Natur. Dieser Schlaganfall — denn dafür muste man jedenfalls die Krankheit halten — kehrte in der Nacht vom 17 — 18 Juni desselben Jahres unter bedenklichen Zeichen wieder, gieng aber, wie der erste, schnell vorüber; nach tagelangem Schlaf war alles wieder abgeschüttelt. Häufigern Wiederholungen ward nun durch strengere Lebensordnung und regelmäßige Bewegung vorgebeugt, so daß das Uebel nur noch einmal in den nächsten Jahren, wiewohl in geringerem Grade, wiederkam. Dies waren aber auch während seines Altenburger Lebens, also in einem Zeitraum von 33 Jahren, die einzigen Fälle, wo sein fester Körper einem bemerkenswerthen Unfall unterlag und wo er sich in der Schule von einem seiner Mitlehrer vertreten laßen muste. Unterdessen hatte ihn kurz vor seiner zweiten Krankheit eine Trauerbotschaft auß Erfurt tief betrübt. Schon am 14. April 1797 hatte dort seine Schwester Juliane Luise Sophie, verehelichte Reinhard (S. 3), ihr Leben beschloßen. Die sieben Kinder, die sie geboren, waren schon alle gestorben biß auf zwei Töchter. An diesen beiden Nichten — er nannte sie immer nur Christelchen und Dortchen — hieng Matthiä mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit. Da kam die Nachricht, daß auch von ihnen die jüngere, Dortchen, erst 35 Jahre alt, am 12. Mai 1820 gestorben war, nachdem sie kaum 2 Jahre

*) Außerdem trat nach Weihnachten 1820 der Kand. Meisel als Kollaborator ein, nachdem der Kantor Döring die bißher in U. S. ertheilten 6 Stunden plözlich aufgegeben hatte.

mit dem dortigen Diakonus Möller, jetzigem Generalsuperintendenten der Preußischen Provinz Sachsen zu Magdeburg, verheirathet gewesen *).

Besonders reich an Trauer war aber das Jahr 1822. In diesem Jahre starb seine Schwiegermutter, die Witwe des 5 Jahre früher verstorbenen Vize-Präsidenten Eichmann. In diesem Jahre wurden ihm zwei Töchter kurz nach einander, im Februar und April, durch den Tod entrißen. In diesem Jahre starb nach 21jährigem segensvollem Wirken ganz plözlich der unvergleichliche Demme, ein Todesfall, durch den Matthiäs amtliche Verhältnisse den ersten empfindlichen Stoß empfiengen; denn das war es, was ihn besonders glücklich machte in seinem amtlichen Verkehr mit Demme, daß beide einmütig der Humanität als oberstem pädagogischem Grundsaz huldigten **). Der härteste Schlag aber, der ihn 1822 traf, war der Tod seines einzigen Bruders, der den 21. März als Oberschul- und Studienrath und Direktor des Gymnasiums in Frankfurt am Main an Unterleibsverstopfung starb.

Friedrich Christian Matthiä war sechs Jahre älter ***) als sein Bruder August, aber auf seinen Lebenswegen nicht so wie dieser vom Glück begünstigt. Er erhielt den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. Im J. 1773 kam er auf das evangelische Gymnasium zu Erfurt, wohin ihn sein Schwager, der Kammerrath Reinhard, nach seines Vaters Tode nahm, kehrte aber schon 1777 zurück, um seinen Schulkursus auf dem beßern Gymnasium seiner Vaterstadt Göttingen zu vollenden. Hier war es auch, wo er unter Heyne, Schlözer, Gatterer, Meiners, Kästner, Lichtenberg und Michaelis seine akademischen Studien machte. Sein Hauptstudium war die klassische Philologie, doch trieb er daneben auch Theologie und namentlich Linguistik; denn er legte sich nicht bloß auf die orientalischen Sprachen, sondern erlernte auch die Französische, Englische, Italiänische und Spanische. Kurz nach seinem Abgang von der Universität, kaum 24 Jahre alt, ward er Lehrer

---

*) Neun Jahre später, den 22. Juli 1822, ist auch die zweite Nichte nachgefolgt.

**) In Matthiäs Tagebuche findet sich einmal die Aeußerung: „Ich konnte dem seligen Demme bei seiner väterlich wohlwollenden Gesinnung nie etwas abschlagen."

***) Geb. den 30. Dez. 1763.

der Lateinischen und Griechischen Sprache an dem fürstlichen Erziehungsinstitute zu Neuwied und zwei Jahre später (1789) schon Direktor und Professor am Gymnasium zu Grünstadt bei Worms. Die Jahre, die er hier verlebte, waren die glücklichsten in seinem Leben. Es war die heitre Ruhe, die dem Sturm vorhergeht. Die Verwirrung der sozialen Zustände, die gerade damals von Frankreich außgieng und sich besonders den westlichen Bewohnern Deutschlands mittheilte, grif auch in Matthiäs Verhältnisse so hindernd und zerstörend ein, daß er sich nie wieder zu einer ganz sorgenfreien und befriedigenden Existenz erhoben hat. Im Frankfurter Staats-Ristretto vom 24. Dez. 1793. Nr. 203. S. 909 war zu lesen: »Zu Straßburg sollen die Professoren Spielmann, Matthiä, Schweighäuser und der bekannte Herr von Türkheim sein hingerichtet worden.« So weit war es nun zwar noch nicht gekommen; indessen sah er sich doch 1793, als die Franzosen sich über die Pfalz verbreiteten, zur Flucht von Grünstadt bewogen. Er kehrte 1794 auf seinen Posten zurück, aber die Auflösung der Grünstädter Lehranstalt, die bald darauf erfolgte, zwang ihn als citoyen Français sich von den Franzosen versorgen zu laßen. Er ward 1798 zum Professor der Lateinischen und Griechischen Sprache an der Zentralschule zu Mainz *) ernannt, trat 1800 in den Munizipalrath der Stadt und 1801 in das Conseil général du département mont Tonnère und wurde Mitglied der Kommission zur Organisazion der Schule zu Grünstadt. Aber schon den 20. Juni 1803 erreichte die Mainzer Zentralschule und somit auch Matthiäs Besoldung ihre Endschaft. Die Stelle eines Professors des belles lettres Latines et Françaises am Mainzer Lyzeum, die ihm der Minister Fourcroy dafür antrug, schlug er auß, indem er es vorzog das Direktorat des neu organisierten Grünstädter Gymnasiums auf die Einladung der dortigen Gemeinde biß auf weiteres zu übernehmen. Er blieb aber in Grünstadt kaum ein halbes Jahr. Der Wiederwillen gegen das Französische Unterrichtswesen und das Verlangen nach einer gesicherten Wirksamkeit bestimmten ihn eine Professur an dem Gymnasium zu Frankfurt am Main zu übernehmen, die ihm schon vor seinem Abgang von Mainz war angeboten worden. Zu Ostern 1804 trat

*) Die 1477 errichtete Universität zu Mainz war von den Franzosen seit 1792 in eine Spezial- und Zentralschule verwandelt worden.

er sein neues Amt in Frankfurt an *). Im Jahre 1806 erhielt er von der philosophischen Fakultät zu Göttingen honoris causa das Doktordiplom und wurde zugleich Rektor des Frankfurter Gymnasiums. Im J. 1812 endlich ward er von dem damaligen Großherzog von Frankfurt zum Direktor des Gymnasiums, sowie zum Oberschul- und Studienrath ernannt **). So ließ Matthiäs amtliche Stellung nichts zu wünschen übrig. Wie aber die unseligen Wirren jener Tage auch jezt noch seine amtliche Thätigkeit lähmten und seine äußere Lage gefährdeten, und wie er erst in den lezten Tagen seines Lebens die Segnungen des Friedens zu empfinden begann, dies mögen folgende Außzüge auß den Briefen darthun, die er seit dem Jahre 1802 an seinen jüngern Bruder in Altenburg geschrieben hat. Sie sind zur Mittheilung um so mehr geeignet, da sie den ältern Bruder am besten zu karakterisieren vermögen und auch auß dem Leben des jüngern nachträglich manche interessante Notiz darbieten.

Mainz d. 18 Febr. 1802. »So eben habe ich Deinen Brief nebst Beilagen erhalten. Schicke künftig solche Briefe, die etwas stark sind, an die Andreäsche Buchhandlung in Frankfurt, oder laß sie mit dem Postwagen gehn; denn unsere Briefpost ist sehr kostspielig. Ich weiß nicht, wie viel Du biß Frankfurt für den Brief bezahlt hast; von da biß hieher kostet er 44 Kreuzer oder 9 Gr. 9½ Pf. Sächsisch. Nach dieser etwas ökonomischen Einleitung, die ja auch im heroischen Zeitalter bei Besuchen, zwar auf eine etwas solidere Weise, stattfand, gratuliere ich Dir in optima forma zu dem neu angetretenen Amte und statte für die übersandten poëtischen, prosaischen und ultraprosaischen Stücke meinen Dank ab; denn prosaischeres als ein Lekzionskatalog läßt sich auf der Welt nichts denken. Es freut mich, daß Du nun endlich einmal auf einer festen Stelle bist, auf der Du bei weitem mehr Nutzen stiften kannst, als es mir möglich ist. Wie sehr bedauere ich, daß die Umstände mich von meiner Schuldirektorstelle in Grünstadt verdrängt haben. Nirgends war

*) Damals schrieb Lenz an den Altenburger Matthiä: „Ihr Bruder ist glücklich in Frankfurt angelangt und hat an Schlichtegroll einen jovialen Brief darüber geschrieben, daß er Frankreich mit Frankfurt vertauscht habe, gerade da jenes aufgehört habe frank oder frei zu sein und auß einer res publica eine res privata des Gallischen Kaisers werde."

**) Die wichtigsten seiner Schriften sind genannt in der Piererschen Enzyklopädie und in dem Brockhausischen Konv. Lex.

ich glücklicher als dort, besonders von 1789 — 1792, ehe noch der leidige Parteigeist in die Menschen fuhr und alle gesellschaftlichen Bande zerriß. Hier in Mainz bin ich als Professor in sehr geringem Grade nüzlich. Auf Griechisch und Lateinisch kann ich in der Dekade *) nur 8 Stunden verwenden. Zu Anfang des Schuljahres, d. h. den 1. Frimaire **), kommen die, welche daran Theil nehmen wollen (so lange es ihnen beliebt, wohl zu merken), und laßen sich einschreiben. Der eine kann nicht Griechisch lesen, der andere hat ein paar Sentenzen exponiert und weiß auch etwas weniges von den Paradigmen; der eine ist 14, der andere 24 oder 28 Jahre alt; ja ich sehe jezt sogar in meinen Lehrstunden über die Horazischen Satyren einen Juden von 72 Jahren. So hängt alles von dem guten Willen der Zuhörer ab und von ihrer etwanigen Lust und Liebe zur Sache. Im Horaz habe ich 7 Zuhörer ohne den 72jährigen Juden, im Griechischen 4. Wenn mir der Himmel unversehens eine Erbschaft von 50000 Fl. zukommen ließe, so gäbe ich den Tag nach Hebung dieser Summe meine Dimission und zöge wohlgemut wieder nach Grünstadt, um das dortige Gymnasium nach meinem Sinne zu organisieren. Noch lieber wäre mirs, wenn ich reich genug wäre, um es auch aufs neue dotieren zu können.«

Mainz d. 11. April 1802. »Ich kann nicht länger anstehen Dir zu Deiner bevorstehenden Verbindung mit Luise Eichmann, der ich ihren künftigen Schwager ans Herz zu legen bitte, meinen brüderlichen Glückwunsch abzustatten. Leider leben wir zu weit von einander, als daß ich daran denken könnte Deiner Hochzeitsfeier beizuwohnen. Melde mir diesen glücklichen Tag, damit ich ihn wenigstens im Geiste mit Euch begehen kann. Uebrigens lebe ich wieder, wie Du wohl wißen wirst, in suspenso. Die inspecteurs d'instruction publique, Noël und Coulomb, werden täglich hier erwartet, um das Lycée zu errichten, das mit dem 1. Messidor (20. Juni) eröffnet werden soll. Es kann sein, daß ich beordert werde mit ihnen die écoles secondaires des Departements zu besuchen, in welchen eine Anzahl Schüler für die Lyzeen aufgegriffen werden sollen. Ich für meine Person habe nicht die mindeste Lust mich um eine Stelle am

*) Ein Zeitraum von 10 Tagen. Der Monat war nach der Franz. republ. Zeitrechnung in 3 Dekaden eingetheilt.

**) Den 21. November.

Lyzeum zu bewerben. In kurzem werde ich wißen, wie ich daran bin. Am liebsten gieng ich nach Grünstadt zurück, was auch das dortige Publikum sehr wünscht. Aber ich bin nicht der Mann, der ohne Besoldung zu dienen im Stande ist. Hätte ich eine sichere Revenüe von nur 6 — 700 Fl., so wäre ich den Augenblick entschloßen. Lebe wohl und denke an Deinem Ehrentage, daß Dein Bruder hier am Rheine sich herzlich mit Dir freut.«

Mainz d. 6. Dezember 1802. »Du wünschtest, daß ich Dir die Varianten zum Somnio mit meinen eigenen somniis übermachen möchte. Das ist mir aber unmöglich; ich kann jezt an so etwas gar nicht denken. Der Präfekt drängt mich mit einer höchst unlustigen Arbeit über das Schulwesen in unserm Departement. Diese nimmt meine ganze Muße weg, die dadurch nicht zum angenehmsten außgefüllt wird. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Es ist ein Elend, daß man hier zu Lande mit so vielerlei geplagt ist. Diese πολυπραγμοσύνη ist ein grundverderbliches Ding. Vor ein paar Tagen war ich in Frankfurt, wo ich las, daß Deine ἐκλογαὶ ποιητικαὶ längst herauß sind. Ich glaube wohl, daß Du mir ein Exemplar davon schicken wirst; ich möchte dies aber bald haben, um zu sehn, ob ich diesen Musenalmanach nicht etwa mit meinen Schülern lesen kann. Mit dem 1. Messidor XI (20. Juni 1803) geht die hiesige Zentralschule zu Ende. Biß dahin möchte ich gern 3 Stunden die Woche etwas haben, womit ich füglich fertig werden kann. Wie es mit meiner eigenen Wenigkeit nach dem 1. Messidor außsehen wird, weiß ich nicht. So schwanke ich nun seit 10 Jahren. Eine verdrießliche Lage! Wenn ich nur Geld hätte; dann wüste ich, was ich thäte. Der erste Konsul wird im Nivôse hier erwartet. Als Mitglied des allgemeinen Departementsraths werde ich wohl die Ehre haben zu seiner Audienz gelaßen zu werden. Wenn ich nur nicht beauftragt werde ihn zu haranguieren! Lebe wohl und grüße die Margarethe von mir.«

Mainz d. 9. Oktober 1803. »Verzeih mir, lieber Bruder, mein langes Schweigen. Ich war in Grünstadt, hatte nachher hier allerhand Geschäfte, die mir nicht sehr angenehm waren, sezte verschiedene Male an, um Dir zu schreiben, und brachte am Ende nichts zu Stande. Einen zierlichen Glückwunsch zu Deiner Verbindung mit Luise Eichmann erwarte nicht. Genug, wir beide, meine Frau und ich, wir freuen uns herzlich über Euer Glück und sehnen

uns darnach es mit eignen Augen zu sehn. Einstweilen müßen wir es dabei bewenden laßen uns Deiner lieben Gattin recht herzlich zu empfehlen. Während Du in Gefahr bist Deinen Silberschrank erweitern laßen zu müßen, würde ich eher Gefahr laufen den meinigen versetzen oder verhandeln zu müßen, da mein hiesiges Dozieren, so wie mein Salarium am 1. Messidor seine Endschaft erreicht hat.«

Frankfurt d. 17. Mai 1804. »Ich bin nun nach Frankfurt berufen worden und habe für gut befunden diesen Ruf anzunehmen. Gerade in diesem Augenblick ist die Stimmung der hiesigen Gewalthaber der Emporbringung des Frankfurter Gymnasiums sehr günstig; drüben hinkt es im Schulwesen auf allen Seiten; die Existenz von unser einem ist dort prekär, und von literarischen Hilfsmitteln altum silentium. Ich habe es darum für gut befunden mich zu verfrankfurtern und den Departementsrath nebst allem Zubehör wohlweislich an den Nagel zu hängen. Ich bin kein junger Kerl mehr, dem es eine Art von Genuß gibt brav herumgeschaukelt zu werden. Ich sehnte mich nach irgend einer festen Stelle, in der ich wüste, wie ich daran wäre, und in deren Besiz ich nun zu sein glaube, wenn anders der Teufel, der nun seit 11 Jahren sein Spiel mit mir treibt, nicht abermals einen Spuk im Sinne hat. Da ich indessen dem Kaiser von Gallien, König der Langobarden, Beschützer des Königreichs Hetrurien, wie auch der Helvetischen und Batavischen Republiken, in meinem Leben nichts zu Leide gethan habe, noch thun will, so hoffe ich hier ruhig leben und dozieren zu können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen.«

Frankfurt d. 29. Aug. 1804. »Gestern erhielt ich das von Dir angekündigte, alter und neuer Weisheit schwangere Packet. So lieb mir aber dies Geschenk ist, so viel lieber wäre mirs doch, wenn ich einmal statt eines Packets Dich selbst sammt Deiner Gattin ankommen sähe. Freilich ist ein solcher Wunsch, wie ich wohl begreife, leichter gethan als erfüllt, da wir unglücklicher Weise 40 Meilen von einander entfernt leben. Wir müßen einmal am dritten Orte zusammenzukommen suchen, und das wäre wohl Erfurt, wo unser Schwager ohnedies jezt einer größern Muße genießt als ehedem. Davon läßt sich künftig noch mancherlei reden. Ich wollte nur, daß Du mich einmal mit einem recht außführlichen Briefe erfreutest. Seit 15 Jahren haben wir uns nicht gesehn, und seit dieser Zeit ist manches in der Welt vorgegangen, wovon wir uns nichts träumen lie-

ßen. Wir sind auß Jünglingen Männer geworden. Ich steige schon wieder bergab, denn ich habe meine 8 Lustra zurückgelegt.«

Frankfurt d. 16. Sept. 1805. »Ihr seid in Euerm Sachsenlande doch immer beßer daran, als ich es je gewesen bin. Immer Krieg und wieder Krieg! Die Reichsstädte sollen zwar, wie wenigstens auf dem geduldigen Papiere steht, immerdar neutral sein: „elles jouissent d'une neutralité absolue, même dans les guerres d'Empire“ u. s. w.; aber man weiß wohl, daß, wenn es gilt, sich niemand um solche Stipulazionen kümmert. Wer neutral sein will, muß die Neutralität behaupten können.«

Frankfurt d. 29. Sept. 1805. »Jezt eben, lieber Bruder und Gevattersmann, da ich von einer kleinen Reise nach Heidelberg zurückkehre, finde ich Deinen Brief vom 18. Sept., welcher die fröhliche Kunde von Deiner Vaterschaft enthält, wozu ich nebst meiner Frau Dir und der lieben Wöchnerin herzlich Glück wünsche. Mögest Du an diesem Kinde Dein Leben lang recht viel Freude erleben und, wenn Du einst heimgehst zu Deinen Vätern, es zurücklaßen an der Hand eines braven Mannes. In Heidelberg war ich kaum zwei Tage, als ein Theil der Französischen Armee bei Mannheim über den Rhein gieng. Nun war des Marschierens kein Ende, und es dauert noch jezt fort. Auch hier wird marschiert, und so geht's am ganzen Rheinstrom. So etwas ist betrübt zu sehn, und wir leben in der traurigen Erwartung eines trübseligen Winters. Manches angefangene Gute wird jezt zerstört oder gestört werden. So die aufblühende Universität Heidelberg. Vossen ist dieses Unwesen keineswegs gelegen. Hätte er das gewust, sagte er mir, so wäre er lieber in Jena geblieben. In Heidelberg kam Schlichtegroll auf seiner Reise nach Frankfurt zu mir.«

Frankfurt d. 9. Febr. 1806. »Mit meiner hiesigen Lage bin ich ganz gut zufrieden, und ich glaube, daß auß dem hiesigen Gymnasium etwas recht gutes zu machen sein wird. Der Rektor Purmann ist ein sehr gelehrter Greis, aber so gut wie Emeritus. Ihm ist vor ungefähr zwei Jahren Mosche adjungiert worden, in allem Betracht ein an Geist und Herz vorzüglicher Mensch, wozu noch eine musterhafte Thätigkeit kömmt. Dann folgt meine Wenigkeit. Hierauf Grotefend mit der Keilschrift, an dem das Gymnasium eine sehr gute Akquisizion gemacht hat, so wie es zu Ostern am Rath Poppe zu Göttingen, der auf Grotefend folgen wird, eine sehr gute mathe-

matische Akquisizion zu machen im Begrif steht. Das sind die sogenannten obern Lehrer. Dann kommen Meidinger, Fresenius und Miltenberg nebst einem Lehrer der Französischen und einem der Englischen Sprache, denen auch noch ein Lehrer der Musik und ein Kollaborator beigefügt werden sollen. Du siehst, daß es hier an Lehrern nicht gebricht, denn ihrer sind (bald hätte ich den Zeichenmeister vergeßen) nicht weniger als zwölf Stück. Die nächste Behörde des Gymnasiums ist das Konsistorium, das hauptsächlich auß weltlichen Räthen besteht und einen Schöffen (Senator der ersten Bank) zum Direktor hat. Das Konsistorium hängt wieder vom Rathe ab u. s. w. Meine Stunden, deren wöchentlich 18 sind, werden mit Erklärung klassischer Autoren, alter Geschichte und Literatur außgefüllt. Seit meinem Hiersein findet eine Konferenz aller ordentlichen Lehrer statt. Unsere Protokolle werden dem Konsistorium vorgelegt und die Beschlüße vom Konsistorium und da wo es nöthig ist vom Rathe bestätigt. Mosche, Grotefend und ich, wir halten alle Mittwoche eine besondere Konferenz, wo wir die des Sonnabends zu behandelnden Sachen vorbereiten und *προβουλεύματα* abfaßen.«

Frankfurt d. 10. Aug. 1807. »Ist Dir der Winter schwer gefallen, so muß ich vom Sommer ein gleiches sagen, ohne den Winter zu preisen. Ich fühle schon seit geraumer Zeit in meinem Körper eine Abspannung — oder wie soll ich es nennen —, eine Unbehaglichkeit, die mir am Ende nichts gutes weißagt. Seit ich in Mainz die Gicht gehabt habe und Brownisch behandelt worden bin, finde ich meinen äußern und innern Menschen nachtheilig verändert. Aber nie in meinem Leben ist mir jede Art von Geschäft so sauer geworden wie diesen Sommer. Diese Unbehilflichkeit, der ich nicht zu steuern vermag, erzeugt in mir ein höchst peinliches Gefühl von Unlust, das ich Dir nicht beschreiben kann. Oft gehe ich mit dem Vorsatze recht viel zu arbeiten auf mein Studierzimmer; bin ich aber da, weg ist alle Lust und ich möchte sagen alle Fähigkeit irgend etwas von Belang zu vollbringen. Das macht mich zuweilen wirklich unglücklich. Dazu die fortdauernden Durchmärsche von allerhand Sorten von Truppen und die damit verbundenen Störungen und Kosten; ferner die eingetretene Regierungsveränderung, die weniger befriedigt als man gehofft hatte. Ich mag davon nicht viel sprechen, aber es ist doch verdrießlich, wenn ein Fürst, der außdrücklich das Gegentheil thun zu wollen erklärt hat, jedem Bediensteten 5 Prozent seiner

Besoldung abzieht, um damit andere zu unterstützen, welche durch die Einquartierungslast leiden. Hast Du nicht noch ein Faszikel von Fragmenten des Theopomp, die ich in den achtziger Jahren in Göttingen gesammelt habe? Creuzer schreibt mir, daß er den mit mir und Lenz verabredeten, aber durch die Errichtung des Heidelberger Seminars ins Stocken gerathenen Plan wegen der fragmenta histor. nun im nächsten Jahre wieder aufnehmen wolle. Voß ist jezt mit Creuzern zerfallen. Mit Voß kann aber eigentlich kein Mensch zurecht kommen; es wohnt in ihm ein unbändiger Stolz und ein Eigensinn, der jedermann von ihm entfernt. Was er Heynen, seiner bête d'aversion, unablässig vorwirft, das wohnt in ihm noch weit überschwenklicher, und es ist zu bedauern, daß ein sonst so vorzüglicher Mann mit solchen argen Gebrechen behaftet ist. Mit Creuzern ist er über die Schrift »das akademische Studium des Altertums« zerfallen, unter dem lächerlichen Vorwande, Creuzer habe ihn darin Heynen zum Opfer gebracht und zu verstehn gegeben, er, Voß, habe den Salmasius geplündert. Der wahre Grund seines Zorns ist aber dieser, daß die Einrichtung des Seminariums Creuzern und nicht ihm aufgetragen worden ist. Von Heynen darf man nicht anfangen, wenn man nicht die ganze Litanei von Invektiven hören will. Auch habe ich, so oft ich mit ihm zusammen gewesen bin, mich sorgfältig davor gehütet Heynes Namen auch nur zu nennen. Kurz Voß ist ein wunderseltsamer Kauz. Hufnagel *) ist vor ein paar Tagen wieder hieher gekommen, und es ist zu besorgen, daß er unheilbar verrückt ist. Wahrscheinlich wird er in Ruhestand versezt werden müßen, und in diesem Falle wünschte ich, daß man Niemeyern hieher bringen könnte. Dieser besuchte mich auf seiner Durchreise nach Frankreich, wohin er als Geisel transportiert wurde. Ich glaube, daß ich ihm zu der Erlaubnis nach Paris zu gehn verholfen habe; wenigstens habe ich den Senator Gregoire, den Marschall Kellermann und andere Männer von Einfluß dafür in Bewegung gesezt. Die Erlaubnis ist auch wirklich ertheilt worden.«

Frankfurt d. 10. Dez. 1807. »Ich bin in diesem Augenblick aufs Bett reduziert, doch hoffe ich, daß meine Unpäßlichkeit, eine Halsentzündung vel quasi, nicht von Bedeutung sein wird. Ich

*) Seit 1791 Doktor der Theologie und Senior des geistlichen Ministeriums zu Frankfurt a. M.

erinnere mich noch wohl, daß ich um Ostern des Jahres, da ich von der Schule auf die Universität gieng, an dieser Krankheit fast gestorben wäre, und daß der alte Feldscheer Dieterich genug zu thun hatte, biß er zulezt durch Einsprützungen dem Uebel abhalf. Es mögen jezt 27 Jahre sein, und ich besinne mich noch deutlich, daß Du eines Abends, da es mit mir am schlimmsten stand, als ein Knabe von 10 oder 11 Jahren in einer Ecke der Kammer, in der ich lag, sehr ernstlich weintest. Ich habe neulich Humboldten, der nun nach Paris abgereist ist, 4 biß 5 mal dozierend d. h. docentem gesehn. Den lezten Abend, da ich ihn sah, gab er im Hollweg-Bethmannschen Hause ein Bruchstück auß seiner noch ungedruckten Reise und sämmtliche Probeabdrücke der dazu gehörigen Kupfer zum besten, welche leztern er auf eine sehr anziehende Weise erläuterte. Seine Reise wird eine der interessantesten werden, die je erschienen ist. Ich finde diesen Humboldt noch anziehender als Forstern, mit dem ich, freilich unter sehr sonderbaren Umständen, viel konversiert habe.«

Frankfurt d. 28. Jan. 1808. »Ich wünsche Euch herzlich Glück zu dem jungen Immanuel Konstantin, dessen Ankunft ins Fleisch ich vor einer halben Stunde auß Deinem Briefe erfahren habe. Möge er seinen Eltern immer viel Freude machen. Woher hat denn aber der Mensch seine Namen erhalten? Ich sehe wohl, daß Du den seligen Kant *) zum Gevatter gebeten hast; wer aber der Gevatter Konstantin sein mag, bekenne ich nicht errathen zu können. Sollte mir meine Frau einmal εἰκοστῷ ἐνιαυτῷ einen Sohn schenken, so werde ich Dich in Ansehung seiner Benamsung unfehlbar zu Rathe ziehn. Weist Du denn schon, daß S. Majestät der König von Westfalen am 9. Januar alle Westfälischen Landeskinder, die außwärts in Zivil- oder Militärdienst stehen, einberufen hat, ohne jedoch ein Wort davon zu erwähnen, ob und wie sie im Westfälischen Vaterlande entschädigt werden sollen? Du wirst bedenken, daß wir geborene Westfälinger auß dem Leine-Departement sind, und daß uns also besagtes Dekret allerdings betrifft. Ich habe daher nach Kassel geschrieben, daß ich meine hiesige Stelle allerdings aufgeben würde, wenn es dem König gefiele mir ein Wartegeld von wenigstens 2000 Westfälischen Schinken, jedoch zu 20 Pfd., zu versichern. Doch Scherz bei Seite. Wir beide sind durch nichts mehr

*) Kants Vorname war Immanuel.

an unser Vaterland gebunden, wie es z. B. bei meinen Kollegen Grotefend und Poppe, die auch Weiber auß Göttingen haben, der Fall ist; diese wißen freilich nicht recht, wie sie daran sind. Sind denn Deine Miscellanea philologica ins Stocken gerathen? Auch von Becks Miscell. Lipsiensibus hört man nichts mehr. Zwar Beck ist längst als einer bekannt, der viel anfängt und wenig beendigt, eine Art von Antigonus Doson.«

Frankfurt d. 13. März 1808. »An Immanuel Chrysoloras und Constantinus Laskaris *) hatte ich nicht gedacht, obgleich ich an diese Leute zuerst hätte denken sollen, da Du als Verfaßer einer Griechischen Grammatik natürlicher Weise bei der Wahl von Gevattern auf niemanden eher fallen konntest als auf diese Knasterbärte. Da ich eben im Seneka las, so war ich eher geneigt dem einen Namen Deines Erstgeborenen eine moralische Bedeutung unterzulegen. Die constantia sapientis ist heutzutage ein schönes Ding, und man kann nicht früh genug dazu thun seine Kinder auf alle Weise in dieselbe einzuleiten. Bei Immanuel erinnerte ich mich ganz natürlich an Kant, zu dessen Fahne Du wenigstens ehemals geschworen hattest; Du müßtest denn seit der Zeit Deines Kindes Hugo **) irgend eine andere Philosophei vorgezogen oder gar erfunden haben, wiewohl mir davon nichts zu Ohren gekommen ist. Mich wundert, daß Du dich an Buttmanns Person nicht mehr von Göttingen her erinnerst. Zwar warst Du, als er dort mit mir studierte, noch auf der Schule, und Buttmann kam wenig zu mir. Er war aber ein sehr geistvoller, wackerer junger Mann und besonders ein guter Gesellschafter. Das alles, das jung abgerechnet, ist er noch. Als ich 1787 hieher zog, addressierte ich meine sieben Sachen an sein hiesiges Haus, eine Papierhandlung, so daß also meine erste hiesige Bekanntschaft die braven Buttleute waren, mit denen ich noch jezt in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stehe. Nachher kamen wir außeinander. Buttmann war in Berlin, ich in Grünstadt. Als ich mich 1797 nach Erfurt begeben wollte, traf ich ihn hier und machte in seiner angenehmen Gesellschaft die ganze Reise biß Erfurt. Vor

---

*) Zwei Griechische Gelehrte um 1400 und 1460, die ersten Verfaßer einer Griech. Grammatik nach dem Wiederaufblühn der klassischen Studien im Mittelalter.

**) S. oben S. 66.

2 Jahren war er wieder mit seiner Frau hier, und jezt wünschte ich nichts mehr als ihn hieher bringen zu können, wozu er ebenfalls große Lust hat. Die hiesige Bibliothek bedarf nemlich eines tüchtigen und gehörig besoldeten Bibliothekars, wozu sich Buttmann vortrefflich eignet. Wegen des Westfälischen Dekrets wollen wir uns alle beide keine grauen Haare wachsen laßen. Auch wärst Du, dünkt mich, ein großer Thor, wenn Du Deine jetzige Stelle, die ich mir sehr angenehm denke, gegen eine Göttinger Professur vertauschen wolltest, selbst nach Abtragung der Kontribuzion. Der alte Kantor Völker in Erfurt sagte anno 1776 sehr oft zu mir, indem er seinen Worten durch einige Streiche mit dem Stock oder dem Fiedelbogen Nachdruck zu geben beflißen war: „si qua sede sedes, illa sede sede nec ab ista sede recede,“ wobei er freilich die Klausel „et est tibi commoda sedes“ mit Stillschweigen übergieng. Es ist aber in dem Spruch, zumal wenn es mit der Klausel seine Richtigkeit hat, sehr viel wahres.«

Frankfurt d. 31. Mai 1808. »Ich antworte Dir auf Deine Sendung cum epistola vom 9. April etwas spät, weil ich die Antwort des Fürsten Primas, dem ich Deine Grammatik nebst meiner repetitio Senecae nach Aschaffenburg geschickt hatte, abwarten wollte. Damit hat sich nun, wie es wenigstens menschlicher Weise scheinen will, ein selt- und wundersames quid pro quo zugetragen. Der Fürst schreibt mir nemlich unter gestrigem Dato — er hat sich wenigstens als wohlaffekzionierter Karl eigenhändig unterzeichnet —, daß er mir für die beiden Werke, »welche meinen gründlichen Einsichten und meinem unermüdeten Eifer in Beförderung der klassischen Literatur wahrhaft Ehre machten,« verbindlichst danke. So hat sich also, Du armer grammatischer Bruder, das bekannte dictum „sic vos non vobis“ u. s. w. auch hier gehörig bewahrheitet; doch muß ich zu meiner Rechtfertigung bemerken, daß ich dem Fürsten d. 18. Mai geschrieben hatte, ich wäre beauftragt Ihn um die Erlaubnis zu bitten Deine Grammatik in seiner Bibliothek aufstellen zu dürfen und um gleiche Vergünstigung bäte ich auch für die Briefe des ehemaligen Staatsministers von Seneka. Ich werde den Irrtum zu berichtigen suchen. Dein Plan mit dem Euripides ist, wie ich sehe, der nemliche wie Zimmermanns, außer daß dieser den besonders verkäuflichen Text ohne alle Noten gegeben hat. Die Gründe der Lesart muß man dereinst im Kommentare suchen, eben

so wie auch Du mit besagtem Käse von Gründen den Magen der Euripideslustigen zu schließen gedenkst.«

Frankfurt d. 24. Jan. 1808. »Der Fürst Primas ist vor einigen Tagen wieder hier angekommen. Wenn Du ihm also Deine kleinere Grammatik zu Füßen legen willst, so wird Dir meinerseits hiermit die Erlaubnis ertheilt solches durch mich verrichten zu laßen. Lernt er nun kein Griechisch, so bist Du wenigstens gänzlich unschuldig daran. Hast Du Deinen Geburtstag glücklich zurückgelegt? Ich wenigstens habe es und bin, ohne zu wißen wie, in mein 46. Jahr hinüber gerutscht. Ich möchte Dich gern einmal wiedersehn nach der kompleten Odyssee von Fatalitäten und dummen Streichen, die ich in den 20 Jahren von 1789 an, da ich Dich zulezt in Göttingen sprach, mit angesehn und selbst erlebt habe. Aber wir leben zu weit außeinander, und das Abkommen hat für mich zu viele Schwierigkeiten. So könnte es möglich werden, daß einer von uns diese Zeitlichkeit verließe, ohne den andern wieder gesehn zu haben.«

Frankfurt d. 20. Juli 1809. »Creuzer war auf seiner Reise nach Holland noch hier bei mir. Er hat in Heidelberg manche Unannehmlichkeit gehabt. Die Professoren sind auch dort, wie gewöhnlich, vom Fakzionsgeiste beseßen. Mit dem alten Voß war Creuzer ganz verfeindet; der Hof will Heidelberg nicht wohl, wo die neusten Philosophanten einen so ärgerlichen und heterodoxen Unfug treiben, und die Besoldungen wurden sehr schlecht gezahlt. Ich wünsche, daß es Creuzern recht wohl gehn möge; ob er sich aber in Holland so bald akklimatisieren werde, zweifle ich sehr. Der Ruf nach Leyden ist ohne sein Zuthun an ihn ergangen und durch Wyttenbach betrieben worden. Buttmann hat in Berlin seine Stelle am Gymnasium niedergelegt und hat die Zusicherung einer reichlichen Entschädigung für sein Ablehnen des Rufs nach Landshut vom Könige und Minister erhalten. Eigentlich wäre er am liebsten mit Sack und Pack hieher gezogen, und ich habe allerhand Versuche gemacht ihn an unsere Bibliothek zu bringen. Auch sah es einmal so auß, als sollte auf die Bibliothek etwas erkleckliches gewendet werden; aber nun haben sie dem Fürsten weiß gemacht, die Bibliothek enthalte lauter altes Zeug. Weist Du schon, daß unsere Nichte Dortchen seit Ostern bei uns ist und biß zur Herbstmesse hier bleibt? Es ist mir sehr lieb gewesen einmal eins von unsern nächsten Blutsverwandten bei mir zu haben. Dich habe ich nun seit 20

Jahren nicht gesehn; Deine Frau kenne ich nicht, so wenig wie Du die meinige. Auch ist leider keine Aussicht, daß wir uns, selbst wenn ich noch eine Reihe von Jahren leben werde, so bald einmal sehn. An eine Reise ernstlich zu denken müste ich reicher sein, als ich bin. Bei der bekannten Lage, in der ich mich seit 16 Jahren befunden habe, ist meine Opulenz keineswegs gestiegen, so daß ich alle Ursache habe vermeidliche Kosten nach Möglichkeit zu vermeiden, so sauer es mir auch ankömmt.«

Frankf. d. 3. Dez. 1809. »Da der Wiener Friede für dieses Mal dem Unwesen ein Ende gemacht hat, so kann es sein, daß wir hier in Frankfurt abermals herumgeorgelt werden. Wenn man nur ernstlich wüste, woran man wäre. Wie ärgerlich ist es immer in einem prekären Zustande zu sein. Dieses Schicksal ist mir, wie Du weist, in reichlichem Maße zu Theil geworden. Oft habe ich es — ich weiß nicht ob mit Unrecht — bereut, daß ich nicht in Mainz geblieben bin. Dort würde ich jezt, wie mir scheint, in einer weit vortheilhaftern Lage sein als hier. Selbst zur Zeit der Zentralschule kam ich dort mit meinen 2500 francs viel weiter als hier auf diesem theuern Pflaster mit meiner freilich stärkern Einnahme. Ich gieng hieher im Vertraun auf den von Rußland und Frankreich feierlich garantierten Reichshauptdeputazions-Rezeß, worin den 6 Reichsstädten ein ewiger Friede zugesichert war. Kaum war ich ein Jahr lang hier, so hatte dieser ewige Friede mit sammt der Garantie seine Endschaft erreicht. Wir musten, Gott weiß warum, 2 Millionen Kontribuzion bezahlen, und nun drücken mich wie andere Bürger die 15 Millionen hiesiger Staatsschulden. Dabei haben die Einquartierungen biß voriges Jahr fast nicht aufgehört. Alle diese Dinge laßen mich auf keinen grünen Zweig kommen. Der Fürst ist zwar ein Mann, der das Gute will, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß wir ihm zu Theil geworden sind; aber er ist alt, und wir wißen nicht, wer sein Nachfolger sein wird. Er kann auch einen Nachfolger noch bei lebendigem Leibe bekommen, ein Ereugnis, auf das gewisse Aeußerungen in Franz. Blättern anspielen. Bei dem allen ist es ein wahres Glück, daß die Revoluzions-Projekte der Oestreicher, bei denen mir die Haare zu Berge standen, mislungen sind. Wären sie nur einigermaßen gelungen, so würden wir in ein greuliches Unglück gestürzt worden sein, so sehr dies auch mancher verschrobene Kopf gewünscht haben mag. Creuzer ist schon seit mehrern

Wochen wieder in Heidelberg. Luft, Boden, Kost und Lebensart in Holland waren ihm so zuwieder, daß er bald zu kränkeln anfieng, so daß er den Rath seines Arztes befolgte und wieder nach Deutschland gieng. In Heidelberg ist für ihn alles nach Wunsche eingerichtet worden. Er hat wieder die Leitung des philologischen Seminars; doch ist die Professur der Eloquenz und das Programmenjoch auf Böckhs Schultern liegen geblieben.«

Frankf. d. 2. Mai 1810. »Herr Hase auß Altenburg hat Dein Packet richtig abgeliefert. Er ist ein sehr artiger junger Mann, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben mir sehr angenehm ist. Da ich ihn fast alle Tage gesprochen habe, so wird er im Stande sein Dir über mich alle mögliche Außkunft zu geben. Zum Schreiben bin ich überdies keineswegs aufgelegt. Ich weiß nicht, wie es mit meiner Gesundheit steht; ich bin damit ganz und gar nicht zufrieden.

Vor einiger Zeit fand ich beim Nachhausekommen einen Französischen Offizier neben meiner Frau auf dem Kanapee sitzen. Dieser Mann, auß Bonn gebürtig und Wüsten genannt, trieb ehedem Handel in Amsterdam, als Du dort wohntest. Er glaubte Dich in Göttingen zu treffen; niemand wuste ihm aber dort über Dich Außkunft zu geben. In Marburg sagte man ihm, Du seiest hier. Als er hier anlangte, ward er auf dem Quartier-Amte angewiesen in meine Wohnung zu gehn, wo er Dich denn anzutreffen und allenfalls mit Dir, wie auch sonst wohl in Amsterdam, eine Flasche Wein zu leeren hoffte. Nun fand er aber mich statt Deiner. Beiliegenden Zettel hat er geschrieben mit der Bitte ihn, wie hiermit geschieht, an Dich gelangen zu laßen.«

Frankf. d. 9. Dez. 1810. »Wir hatten im väterlichen Hause eine Sternsche Hausbibel in Folio mit Kupfern, die uns oft belustigt hat. Sie war ein Prachtwerk in ganzem Franzband mit silbernen Spangen. Auf dem Titel des Werkes mit goldenem Schnitte stand **BIBLIA SACRA**, doch war das **C** in **SACRA** verloschen. Diese Bibel wird vermutlich jezt in Deinem Besitze sein *). Vorn hatte aber unser Vater hineingeschrieben, so oft ihm ein Kind geboren war. Du thätest mir einen Gefallen, wenn Du mir eine Abschrift dieser Notizen zukommen ließest. Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß diese Dinge jezt ein gewisses Interesse für mich haben. So hat es

*) Gegenwärtig in den Händen seines ältesten Sohnes.

mich sehr gerührt voriges Jahr in einem Wirtshause zu Mainz zwei von meinem Schwager beschriebene Fensterscheiben zu finden, auf denen er sich und unsere Schwester 1773 verewigt hatte. Wir sind hier seit zwei Monaten in einer unlustigen Lage, und die uns bei Gelegenheit des Aufnehmens und resp. Konfiszierens und Verbrennens der Englischen Waaren und Kolonialprodukte zu Theil gewordene starke Einquartierung ist etwas sehr drückendes. Es ist sonderbar, daß unsere beiderseitigen Schicksale so verschieden sind. Ich quäle mich nun schon 18 Jahre lang mit dem Revoluzionskriege und seiner Legion von Folgen. Dich traf nichts von alle dem. Von Jugend auf konntest Du ungestört Deinen Studien obliegen, und alle Deine Verhältnisse waren glücklich. Ich beneide Dich darum keineswegs, sondern freue mich darüber, daß doch wenigstens einer von uns auf einen grünen Zweig gekommen ist.«

Frankf. den 31. Dez. 1810. »Seit drei Monaten leben wir hier unter einem harten Druck. Du hast von diesen ewigen Quälereien keinen Begrif. Ich muß zu dieserlei Unheil einmal prädestiniert sein. Was gehen mich die Englischen Waaren und die Kolonialprodukte an? Und wozu braucht man, nachdem der äußerst kostspielige Generalstab der Deutschen Armee kaum fort ist, gleich wieder 3000 Mann hierher zu senden, um jene Waaren und Produkte in Beschlag zu nehmen? Wahrlich es ist kein Wunder, wenn man unter solchen Umständen bankrott wird.«

Frankf. den 1. Jan. 1812. »Mit Deinem Euripides, der sich sehr schmuck präsentiert, hast Du mir ein höchst angenehmes Neujahrsgeschenk gemacht. Ich wünsche diesem neugeborenen Kinde alles mögliche Heil und Dir als Vater, daß Du viel Freude an ihm erleben mögest. Von unserer Unterrichts-Organisazion wirst Du gehört haben. Alles dies ist hors de saison. Ich bin jezt nicht mehr Rector Gymnasii, sondern Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums mit dem Karakter eines Oberschul- und Studienrathes; dabei bin ich auch Professor am neu errichteten Lyzeum, wo ich wöchentlich sechs, jetzo drei Stunden unterrichte. Ueber alles dieses habe ich ein Großherzogliches Dekret erhalten und dafür an Geh. Kanzlei-Sporteln 40 Fl. 12 Kr. d. i. nach Euerm verwünschten Groschensysteme 22 Thlr. 8 Gr. bezahlen müßen, das macht für eine Silbe 2 Thlr. 11$\frac{3}{8}$ Gr. Ich wünsche, daß Dir jede Silbe Deines Euripides eben so viel einbringen möge! Geht dieser Wunsch in Erfül-

lung, so wirst Du dereinst für Freier Deiner Töchter nicht zu sorgen haben, und Deine Söhne können sich in den Grafenstand erheben laßen.«

Frankf. den 30. April 1812. »Ich wollte, ich wäre nie auß Frankreich weggegangen, obgleich ich damals, als ich es that, vernünftig handelte. Eventus stultorum magister. Es ist hier eine betrübte Haushaltung. Da ist nichts als Bezahlen und Abziehen, dabei ewiges Prahlen mit Humanität, an die kein Mensch mehr glaubt. Lebe wohl und glücklicher als ich. Ich sehe keiner heitern Zukunft entgegen und war mein ganzes Leben hindurch vom Schicksal verfolgt. Ich bin jezt beinah 50 Jahre alt und finde es hart ein Alter erwarten zu müßen, wenn es überhaupt zum Alter kömmt, dessen ich mich zum vorauß nicht erfreue.«

Frankf. den 18. März 1813. »Wer weiß, ob wir uns so bald wieder schreiben können. Wir leben in wunderlichen und äußerst drückenden Zeiten; der Himmel gebe, daß sie bald vorüber gehen! Wer hätte vor einem halben Jahre daran gedacht, daß die Rußen so nahe kommen würden. Nun es wird dieser Sturm auch vorüber gehen, nachdem wir alle ruiniert sind. Hier leiden wir schrecklich durch Einquartierung. Von diesem lästigen Dinge habt Ihr in Altenburg wenig Begriffe. Wie kann ein Mensch unter solchen Umständen auf einen grünen Zweig kommen! Vor Epidemien behüte uns D. O. M. Als ich allein war, machte ich mir für meine Person auß so etwas wenig; jezt aber habe ich eine Frau und ein Kind. Der Ernst fährt fort mich sehr zu ergetzen; ich kann Euch aber kein Kompliment von ihm bestellen, da er spazieren gegangen — worden — ist.«

Frankf. den 30. Okt. 1813. »Jezt wirst Du hoffentlich im Stande sein mir von Deinen Schicksalen während der von Dir durchlebten unruhvollen Tagen Nachricht zu geben, wonach uns sehr verlangt. Wahrscheinlich bekommen wir einen unruhigen Winter. Möge der Himmel uns zum heiligen Christ einen Frieden geben, womit jeder zufrieden sein kann. Die Unglücksfälle, die den Kaiser Napoleon betroffen haben, sind unerhört. Es waltet aber, wie man sieht, noch immer eine Nemesis, welche die ὕβρις straft. Mögen die Werkzeuge dieser Nemesis sich ihres Schutzes durch keine ὕβρις unwerth machen!«

Frankf. den 26. Nov. 1813. »Wir freuen uns herzlich, daß es

Euch erträglich gegangen ist. Bei solchen Gelegenheiten muß man sich immer sagen, daß es noch einmal so schlimm hätte sein können. Wenn auf diesen Sturm und Drang wirklich, wie verheißen wird, glücklichere Zeiten folgen, so wollen wir uns die momentanen Opfer nicht gereuen laßen. Wir sind bei dem Rückzug der Französischen Armee noch erträglich genug weggekommen, andere zum Theil sehr schlimm. Am 31. Oktober, als auf einmal die Französische Armee vor Frankfurt erschien, war uns nicht wohl zu Mute. Bei mir präsentierten sich Nachmittags zwei Offiziere zu Pferde, Adjutanten des Generals Excelmans, und blieben sammt ihren Pferden, die ich in meiner Küche unterbrachte, biß den folgenden Morgen bei mir. Ihnen habe ich es wahrscheinlich zu danken, daß ich nicht wie die Andern geplündert worden bin. Nur 4 Grenadiere von der alten Garde hatte ich die Ehre zu bewirten. Den folgenden Tag verordnete der Kaiser Napoleon, daß von der Arrièrgarde niemand in die Stadt gelaßen würde, zu welchem Ende Gendarmerie an die Thore gestellt wurde. Alles muste um die Stadt herum. Die so schönen Umgebungen sind jämmerlich zugerichtet. Seitdem haben wir entsezlich viel Einquartierung, an 30,000 Mann Oestreicher, Rußen und Preußen. Ich weiß nicht, wie ich den Winter durchbringen werde. Der Außgaben sind so viele; alles wird schrecklich theuer, und die Einnahme stockt. Gesund sind wir noch zur Zeit, obgleich jezt die Sterblichkeit sehr groß ist. Wenn man nur wenigstens seinen Frohsinn behaupten könnte! Aber das hält schwer.«

Frankf. den 26. Jan. 1814. »Ich freue mich, daß Ihr wohl seid; wir sind es auch troz dem Drucke der Zeiten. In meinem Leben bin ich noch nicht so gepisackt worden wie gegenwärtig. Gepisackt zu werden ist im Kriege freilich nicht zu vermeiden, das begreife ich wohl; wenn es nur wenigstens auf eine verhältnismäßige Weise geschähe, d. h. wenn die Lasten nur wenigstens gleich vertheilt würden. Ich will Dir nur bemerken, daß ich von Anfang Novembers biß heute 254 Mann für meine Person zu bequartieren und zu beköstigen gehabt habe. Zu Deinem Geburtstage wünsche ich Dir von Herzen Glück, das versteht sich. Ich habe mein 51. Jahr unter schlechten Auspizien angetreten. Da es mir nun seit 25 Jahren immerfort hinderlich gegangen ist und ich das Kapital meines ehemaligen Frohsinns so ziemlich aufgezehrt habe, so rechne ich lieber für die Zukunft und für meine Person auf nichts beßeres. Gelebt habe

ich die längste Zeit, und mein Wunsch beschränkt sich darauf, daß wenigstens die Meinigen nach meinem Tode ein beßeres Loos auf dieser Welt haben mögen als mir beschieden worden ist. Meinen kleinen Sohn, der mir übrigens unsägliche Freude macht, kann ich in dieser Hinsicht zuweilen nicht ohne Wehmut ansehen. Er wurde unter lauter Kriegsgetöse geboren, gerade zu der Zeit, als Napoleon zu seiner verdammten Expedizion nach Moskau außzog. Ist er nun unter guter Vorbedeutung geboren oder nicht? Man könnte vielleicht sagen: ja, weil seine Geburt eben in den Zeitpunkt fiel, da jener unersättliche Eroberer mit seiner fixen Idee vom Kontinentalsystem im Kopfe seinem Verderben entgegen gieng, freilich zugleich zum Verderben von Millionen. Jezt hört man von nichts als von beßern Zeiten reden. Ganz gut. Niemand kann sie mehr wünschen als ich. Aber ich sehe noch nicht ein, wie sich, auch wenn Frankreichs usurpierte Uebergewalt gebrochen sein wird, der jetzige Wirrwarr endlich gestalten soll. Denn wenn Deutschland nicht ein selbständiger Staat wird, was meiner Einsicht nach bei der Zerstückelung und dem neuerlich sogar durch Verträge garantierten Souverainitätswesen sich kaum denken läßt, so kann ich immer noch kein sonderliches Heil voraußsehen. Indeßen Deus providebit! Das viele vergoßene Blut wird ja doch wenigstens einige Früchte hervorbringen! Die Progresse der Alliierten waren biß jezt sehr glänzend. Deswegen muß man aber nicht meinen, daß nicht Napoleon irgendwo plözlich seine Tatze herausstrecken und wieder Püffe außtheilen könnte.«

Frankf. den 8. Mai 1814. »Du stellst erbauliche Betrachtungen über meine Anhänglichkeit an die Rheingegenden an, die gewissermaßen nicht ungegründet sind. Daß mir mein Aufenthalt darin bißher viel gekostet und gemacht hat, daß ich in meinem Leben auf keinen grünen Zweig kommen werde, hat freilich seine Richtigkeit; aber dafür können die Rheingegenden als solche nichts. Hätte ich in Sachsen, in Leipzig oder Erfurt gelebt, so wäre es mir noch übler ergangen. Dein Verhängnis war von jeher günstiger als das meinige. Mir ist immer eine unruhige Existenz zu Theil geworden; allen Unfug und Aerger des Revoluzionswesens habe ich erduldet und verschluckt. Doch hat mich die Hoffnung noch nicht im Stich gelaßen, und ob ich gleich im 51. Jahre bin, so denke ich doch, ich könnte wohl post hanc pugnam pugnatam noch in meinen alten Tagen ruhigere Zeiten erleben und meinen Knaben, Deinen Pathen,

der mir so viel Freude macht, als wackern Jüngling bei meinem Abschiede seinem beßern Genius überlaßen. Vor nicht sehr langer Zeit hätte man ein Prophet oder ein Verrückter sein müßen, um den jetzigen Sturz der Napoleonischen ὕβρις voraus zu sehen. Jezt will freilich mancher eine feinere Nase gehabt haben als andere Menschenkinder, und an dem Tollen und Greulichen, das sich vor unsern Augen ereugnet hat, will jezt niemand Schuld sein. Napoleon, vor dem noch kürzlich die Kothseelen zitterten, ist jezt der allgemeine Sündenbock geworden. Ich glaube, daß Napoleon ein ganz anderer Mann geworden wäre, wenn er unter andern Menschen geherrscht hätte und zu wen'ger schlaffen Zeiten. Umgib den Engel Gabriel selbst mit lauter Schmeichlern und Speichelleckern; er wird sich bald entgabrielen.«

Frankf. den 30. Juni 1815. »Deine liebe Frau bringt etwas in Anregung, das ich selbst in meines Herzens Schrein oft verhandelt habe, nemlich einen Besuch zum Behuf persönlicher Bekanntschaft. Meine Frau kennt weder Dich noch die deinige; Deine Frau weder mich noch die meinige, und wir beiden alten Kauze haben uns seit 21 Jahren nicht gesehn. Gott weiß, daß ich nichts mehr wünschte als einmal, auf vier Wochen nur, ganz mein eigner Herr zu sein; dann wollte ich gern mit Sack und Pack nach Altenburg oder wenigstens nach Erfurt reisen. Aber leider sieht es mit der Erfüllung dieses Wunsches sehr windig auß. Meine Verhältnisse binden mich so sehr, daß ich kaum vor das Thor komme, und außerdem hat mir die Französische Revoluzion so arge Wunden geschlagen, daß ich bei meinen Lebzeiten kaum hoffen darf sie vernarbt, geschweige denn außgeheilt zu sehen. Mit einer guten Porzion Hoffnung auf der Nase sind wir allerseits von Zeit zu Zeit abgefunden worden. Die Rußen sind jezt hier durchgezogen. Ich kann nicht sagen, daß ich vor ihrer Ankunft mit Horaz geseufzt hätte: O Russ, quando te adspiciam! Gestern sind die Preußischen Garden hier durch. Ein schönes Corps! Die Zeitbegebenheiten sind übrigens wieder äußerst interessant und die Erfolge der Alliierten äußerst glänzend. Ich denke, man wird dies Mal weniger süßlich zu Werke gehen. Die Franzosen, d. h. diejenigen, welche gleichsam die Nazion außmachen, verdienen wahrlich in Europäischem Verruf zu sein. Man muß ihnen, und das ist jezt möglich, die Zähne außbrechen, damit sie übers Jahr nicht wieder beißen können. Wir haben gegen ihre Grenzen

keine Festungen gehabt, und die wir hatten, wurden von ihnen geschleift. Dadurch allein sind wir ihre Sklaven geworden.«

Frankf. den 26. Sept. 1815. »Heute Abend erhielt ich leider Deinen Brief vom 19. Sept., worin Du mir meldest, daß Dein liebes jüngstes Kind, erst 7 Monate alt, Dir wieder genommen ist. Lieber Bruder, bißher hast Du mir nur erfreuliches gemeldet; Dein Brief vom 19. war der erste, der mich betrübt. Schreibe mir bald, daß Ihr gefaßt und beruhigt seid. Euer Kind ist, wie unsere frommen Väter sagten, die in ihrem frommen Sinne Trost für die Unfälle dieses Lebens fanden, jezt bei Gott! Wo wäre es beßer aufgehoben!«

Frankf. den 3. Sept. 1817. »Ich wollte, wir sähen uns nach so vielen Jahren einmal wieder. Wir sind uns einander näher, als es uns alle Tragiker, Komiker und ihre Scholiasten sind. Dich einmal persönlich zu umarmen wäre mir lieber als die verlorenen Bücher des Livius oder den ganzen Menander aufgefunden zu haben; denn ich fühle, daß Du mein Bruder bist und mein einziger Bruder! Wie habt Ihr denn in Altenburg das Reformazions-Jubiläum gefeiert? Ich denke, auf eine würdige Weise. Ich für meine Person freue mich dieses dritte Jubelfest erlebt zu haben, und es hat mich, zumal in dieser herz- und gemütlosen Zeit, in welcher die Meisten, um das Höhere unbekümmert, nur für ihr Individuum zu sorgen wagen, wahrhaft ergriffen zu sehen, daß die vor 300 Jahren begonnene Reformazion noch jezt manchen kräftig anspricht, sogar in dieser Handelsstadt, in der man als solcher eigentlich das Gosen des Indifferentismus vermuten sollte. Von dieser Gesinnung sind aber sehr viele Menschen befangen. Ich bin es auch lange gewesen; aber ich finde, daß darin kein Heil ist, und daß man den Weg gehen muß, den Luther und seine Freunde uns vorgezeichnet haben.«

Frankf. den 21. Nov. 1817. »Das Schicksal hat nicht gewollt, daß wir einander näher leben sollten. Indessen darf uns das nicht abhalten auf Mittel zu sinnen, wie wir einmal wenigstens auf ein paar Wochen zusammentreffen. Wollen wir denn auß der Welt herausgehen, ohne uns seit 22 Jahren einmal wiedergesehn zu haben? Auf unserm Boden stand ein hölzerner Koffer voll von Papieren unseres Vaters auß seinen frühern Jahren, Gedichten, Kollektaneen, Krankheitsgeschichten; was ist darauß nach unserer Mutter Tod geworden? Es waren auch Gemälde vorhanden, der mütter-

liche Aeltervater und Großvater, unsere Mutter als Kind, die beiden Onkel; wohin mögen diese gerathen sein? Dergleichen Dinge interessieren mich jezt gar sehr, und meine Phantasie sezt mich zuweilen in das väterliche Haus und sogar in meine Kinderjahre so täuschend zurück, daß ich auß dem Traum erwachend mich fast wundere, daß ich jezt ein alter Knabe und in Frankfurt bin. Komme ich zu diesem klaren Bewustsein, so ist mirs als hätte ich gelebt an die 200 Jahre.«

Frankf. den 25. Dez. 1817. »Ich wünsche Dir hiermit von Herzen Glück zu Deinem 49. Geburtstage. Sehr deutlich erinnere ich mich an Deinen ersten im J. 1769. Ich war etwas unwillig über Deine Ankunft, weil ich nun nicht mehr Hahn im Korbe war. Doch wüste ich nicht, daß unser gutes Vernehmen früher auf ernstlichere Weise gelitten hätte, als durch einen Vorfall, dessen Du Dich vielleicht nicht mehr erinnerst. Ehe Herr Wolf als Hauslehrer angenommen wurde, d. i. im Sommer 1773, wurdest Du mit mir, um unter andere Kinder zu kommen und die Kunst des Stillsitzens zu lernen, in die Französische Schule des Herrn Pomay geschickt. Hier wurde ich eines Tages zum Knien verurtheilt. Nach der Schule gebot ich Dir des Vorganges zu Hause nicht zu erwähnen. Dir muste jedoch meine Positur allzu merkwürdig vorgekommen sein, als daß Du meine Schande hättest verschweigen können. Und so entstand in meinem Innern eine Art von Groll gegen Dich. Zwei Jahre lang wurden wir hierauf von 1775 an getrennt, weil ich nach Erfurt kam. Nach meiner Rückkehr hattest Du zugenommen an Leib und Geist, ich hingegen war in literis et moribus einigermaßen rückwärts avançiert. Doch wollte ich meine Erstgeburtsrechte, die ich keineswegs für ein Linsengericht loszuschlagen gesonnen war, beständig geltend machen. Hierin warst Du indessen anderer Meinung, besonders seit Du auch auf die Schule gekommen und Dir Deiner Kräfte bewust geworden warst. Es fanden daher aufrührerische Gesinnungen bei Dir statt, die eines Tages in eine förmliche Rebellion außbrachen, so daß ich in dem entstandenen Faustkampfe, den kaum die Dazwischenkunst unserer Mutter beendigte, beinah den Kürzeren gezogen hätte. Ich kam mir seitdem als ein eingeschränkter und konstituzioneller Monarch oder gar als ein mediatisierter vor. Doch in was für alte Geschichten gerathe ich? Punktum.«

Frankf. den 9. Jan. 1818. »Alle Welt läuft jezt den codici-

bus παλιμψέστοις nach, und es ist mir lieb; ich selbst habe die paar codices, die ich außer meinem podice besitze, gleich auf allen Seiten betrachtet, ob ich nicht irgend was rares darin ergattern könnte. Aber es ist mir so gut nicht geworden. Habt Ihr in Altenburg keine codices? Könnte ich einmal irgend etwas wichtiges von einem tüchtigen Alten entdecken! Tausend, was wollte ich in meinem 55. Jahre springen, wenn ich dem orbi literario so etwas kommunizieren könnte und erlebte, wie der S. P. Q. Grammaticorum sich daran zerzausete! Am liebsten hätte ich einen Historiker, einen Theopomp oder Ephorus. Doch meinetwegen mögen auch diese Herrn vergraben bleiben; sie machen uns doch am Ende weder gescheider noch beßer; das kann niemand als wir selbst; ἔνδον σκάπτε, sagt Antonin. Je älter ich werde, desto mehr zieht mich meine eigne Jugend an. Da unsere gemeinschaftliche Euryklea, Margarethe, in Altenburg noch unter den Lebendigen weilt, so versäume es doch nicht sie um allerlei Partikularien auß unsern Kinderjahren zu befragen. Frage sie einmal, ob sie sich nicht folgendes Vorfalls erinnert. Herr Busse unterrichtete meine Schwester und mich in der Geographie; es war in den sechziger Jahren. Bei der Türkei sprach er viel von der Grausamkeit der Türken und stellte uns, da wir unartige Kinder wären, unser trauriges Schicksal vor, wenn die Türken nach Göttingen kämen. Dieses weiß Margarethe natürlich nicht, wohl aber folgendes. Mich ergrif diese bevorstehende Kalamität bei meiner lebhaften Phantasie gewaltig; ich eilte heulend hinauß zur Margarethe, die mich damit tröstete, daß ich ja einen dreieckigen Degen hätte, vor dem doch die Türken Respekt haben müsten. Auch an einen andern Vorfall erinnert sich vielleicht Margarethe. Auf der Treppe sitzend machte sie mir einst ein Blasinstrument auß Schilf. Dieses behagte mir nicht; ich warf es zu Boden und zertrat es. Margarethe sagte, sie hätte doch gemeint mir eine Freude zu machen, und auf dieses Wort ergrif mich eine solche Wehmut, daß ich laut zu heulen begann und kaum zu trösten war. Es war rein menschliches Gefühl, darum ist der Vorfall so fest in meiner Erinnerung. Frage auch die Margarethe, ob sie sich nicht erinnert, wie wir beide, Henriette und ich, an den Blattern darnieder lagen, jene starb und ich davon kam. Dieses war 1766. Kurz vorher, ehe wir beide erkrankten, hatten wir mit andern Kindern gespielt. Es ward ein Leichenbegängnis vorgestellt, und Henriette, ein liebes, frommes, mir

recht zugethanes Kind, war die Leiche, die wir trugen. Wenige Tage nachher bekamen wir die Blattern, und das omen ward erfüllt. Ich sehe auch die liebe Henriette noch im Geiste. Sie trug ein weiß und rothgestreiftes Kleidchen. Schreib mir doch, ob ich nicht der Margarethe, die uns alle auferzogen hat, irgend etwas angenehmes erzeigen kann. Ich wünschte diese alte Begleiterin meines Lebens doch auf irgend eine Weise zu erfreun.«

Frankf. den 25. Dez. 1818. »Ich habe nun stürmische Zeiten durchlebt, die mich selbst nicht sanft betroffen haben. Man sollte denken, jezt müßte ich post tot labores exantlatos mich recht behaglich befinden. Aber dem ist nicht so. Sei es körperliches Uebelbefinden, oder sei es was es wolle, ich werde zuweilen von einer gewissen Traurigkeit heimgesucht, einer Art von Vorgefühl eines bevorstehenden Unsterns. Mein einziger Wunsch wäre so lange noch zu leben, biß meine beiden Kinder *), die mir gar viel Freude machen, herangewachsen und selbstständig wären. Wird mir dieser Wunsch erfüllt werden? Kaum glaub' ich es. Ich fühle eine Art von Drang heute an Dich zu schreiben, ich weiß selbst nicht warum.«

Frankf. den 12. Jan. 1820. »Ich danke Dir, daß Du meinen vielgeliebten Neffen, Herrn Friedrich August Woldemar, mit mir im Kirchenbuche hast assoziieren wollen. Dabei ärgert es mich aber, daß ein Jahr nach dem andern hingeht, ohne daß ich alle diese Neffen und Nichten, die Schwägerinnen mit eingeschloßen, auch nur mit einem Auge zu sehen bekäme. Sollte sich denn eine solche Zusammenkunft durchauß nicht irgendwo zu Stande bringen laßen? Ich fürchte, ehe sie bewerkstelligt worden, werde ich dahin gehn, unde negant redire quemquam.«

Frankf. den 4. Febr. 1820. »Dein höchst kurzes Brieflein enthält gleichwohl die höchst willkommene Notiz, es sei Hoffnung vorhanden, Du werdest mich im August 1821 hier besuchen. Kein hat mich allerdings zur angegebenen Zeit besucht; aber einer überstürzt den andern, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn man in den Besuchenden irre wird. Hätte ich seit 1804 ein Stammbuch für die Besuchenden gehalten, so könnte ich es jezt füglich als Merkwürdigkeit ans Licht stellen. Es würde sich darin manches sonderbar genug

---

*) Ernst August Matthiä geb. d. 10. Mai 1812, Karoline Sophie Auguste Matthiä geb. d. 7. Juni 1815.

gestalten. Vor etwa zwei Jahren meldete mir ein Lohnlakei, daß ein Baron Fribdani auß Palermo mich besuchen wollte. Ich bestimmte die Stunde um 4 Uhr. Kaum hatte Fribdani sich eingefunden, so klopfte es an meiner Thür. Herein trat ein Dr. medic. auß Krakau, dessen voller Name mir jezt nicht einfällt. Kaum war dieser bewillkommnet, so erschienen zwei Mexikanische Mineralogen. Allesammt waren sie interessante Leute; der Zufall hatte aber gewollt, daß alle diese Leute sich in derselben halben Stunde bei mir zusammenfanden. In einem Roman würde man ein solches Zusammentreffen als sehr unwahrscheinlich betrachten.«

Frankf. den 8. Juni 1820. »Gestern meldete mir der Herr Graf von Beust, den ich in einer diplomatischen Gesellschaft traf, Du hättest vor kurzem eine Art von Schlagfluß gehabt (S. 113), wärest jedoch völlig wieder hergestellt. Dein Brief vom 27. Mai enthält davon nichts und ist doch neu genug. Ist an der Sache etwas, so sei bedacht dergleichen für die Zukunft abzuwehren. Ich muß vermuten, Du führest eine sehr sitzende Lebensart und trinkst dabei viel Bier und Kaffee. Mache Dich einmal los, und wenn ich auch Deine Familie in meinem Leben nicht sehen soll, so erhebe Dich wenigstens für Deine Person und komm zu Fuße hieher. Mozion thut Dir Noth; dazu muß sich Muße finden. Es ist beßer, Du hängst eine Zeit lang Deine Geschäfte an den Nagel als Dich selbst. Alle Aerzte vermögen nichts mit ihren Rezepten. Mozion ist der Arzt; dieser treibt uns auß unserm faulen Schlendrian.«

Frankf. den 26. Juni 1820. »Es war mir sehr erfreulich auß Deinem Brief vom 14. Juni den Verlauf Deines Uebelbefindens authentisch zu ersehen. Bei dem allen aber ermahne ich Dich doch sehr auf Deiner Hut zu sein. Ich bin kein Arzt und weiß mich in die medizinische Terminologie nicht sonderlich zu finden; aber ich wünsche doch herzlich, daß Du weder mit der Apoplexie, noch mit dem Starrkrampf etwas zu schaffen haben, sondern zu seiner Zeit d. i. im 80. oder 90. Jahre am marasmo senili dahin gehen mögest, unde negant redire quemquam. Ohne das Rütteln Deiner Frau und den übrigen durch ihre Besorgnis veranlaßten Spektakel wärest Du jezt vielleicht da, ubi Tullus dives et Ancus. Also, Nachbar, mit Rath.«

Frankf. den 15. Juli 1820. »Dein neulicher Zufall wird hoffentlich keine weitern Folgen gehabt haben; aber, um mich zu beru-

higen, solltest Du mir billig von Zeit zu Zeit ein bulletin de sauté einsenden. Hier geht alles seinen bißherigen Gang. Ich befinde mich nebst den Meinigen wohl oder glaube es, was meine Person betrifft, wenigstens. Nur werde ich seit einiger Zeit manchmal mit einer Art von Schwindel geplagt, bin auch zum Arbeiten unaufgelegt. Freilich werde ich mit jedem Tage älter et candidior barba tondenti cadit. Das ist nun einmal in der Welt nicht anders.«

Frankf. den 20. Sept. 1820. »Ich habe Dich bekanntlich fast seit einem Menschenalter nicht gesehen. Du warst kurzer Statur und dem Korpulentwerden nichts weniger als abgeneigt. Seit dieser Zeit führtest Du eine dieser Neigung entsprechende Lebensart, d. h. bei gutem Appetit hast Du schriftstellernd viel geseßen und die Nerven Deines Gehirns nicht unangestrengt gelaßen. Du bist demnach, indem Deine Gelahrtheit sich in die Breite außgedehnt hat, ein wohlgenährter, ja etwas dicker Director Gymnasii und Kirchenrath geworden, dessen Breite sich zur Länge etwa wie 1,5 zu 5,0 verhalten mag. Auch beschreiben Dich die, welche Dich kürzlich gesehen haben, zwar nicht als einen hominem quadratum, aber doch als einen sapientem, totum teretem atque rotundum. Unter solchen Umständen thust Du, mein lieber Bruder, sehr wohl daran Dich einer strengen Diät zu befleißigen. Den Kreuzbrunnen habe ich nicht die Ehre zu kennen; doch gestehe ich, daß ich von mineralischem so wenig wie von moralischem Waßer ein sonderlicher Patron bin, obgleich ich in einer Gegend wohne, wo man sich vor beiden kaum zu retten weiß. Dein Spaziergang von einer Stunde wird auch nicht viel helfen. Geh dafür in mäßigen Tagemärschen hieher nach Frankfurt und eben so wieder zurück in das Land der Wenden, und bist Du da wohlbehalten wieder angelangt, so sitze nicht gleich wieder über Deinem — Gott verzeih mirs — heillosen Euripides oder vielmehr Kakoripides, sondern gehe spazieren durch Dick und Dünn, decrescendo 3, 2 und 1 Stunde per Tag, dem Schuhmacher seinen Verdienst nicht beneidend. Statt Bieres trinke Wein mit gesundem Brunnenwaßer vermischt, ein poculum hilaritatis nicht verschmähend. So halte Dich tapfer, lieber Bruder, und grüße küssend Tuos Tuasque be- und unbekannterweise.«

Frankf. den 27. Sept. 1820. »Höchst erfreulich war mir die Nachricht, daß Deine Gesundheit so gut ist als je. Gegen Deine Weine hege ich allen gebührenden Respekt; doch wünschte ich, es wäre

kein Würzburger. Laß Dich von mir, einem akklimatisierten, beleh- ren, daß die Frankenweine nichts taugen, wenn sie auch glatt einge- hen. Sie gehen, unter uns gesagt, gut ein, aber schlecht ab. In Deinem Bekenntnis, daß Du Würzburger trinkest, glaube ich den Schlüßel zu Deiner καχεξία zu finden. Tränkest Du einen tüchtigen — nicht Rhein- — sondern Pfälzerwein, der unter allen mir be- kannten der gesundeste ist, so würdest Du bald inne werden, quan- tum distent aera lupinis. Das Bier würde ich gänzlich beseitigen. Ich habe mich bei Bier allezeit übel befunden. Es ist nichts als ein potus in vini modum corruptus. Und Zuckerwaßer sollte man gar nicht trinken außer bei etwanigen Indigestionen. Was die Pfeife betrifft, so rekommandiere ich sie, besonders des Morgens. Das Erste, was Du nach dem Morgensegen in Deinem Kämmerlein thust, sei, eine Pfeife zu stopfen und dabei einen halben Schoppen Waßer zu trinken, einen halben Schoppen nachher. Dann werde vernünf- tig Kaffee getrunken und dazu ein Zwieback, oder wie es dort heißt, getunkt. Mittags werde mäßig gespeiset. Um 4 Uhr aber werde ein Nösel Wein oder auch Waßer mit Wein genoßen. Thee gegen Abend misbillige ich, was auch die Eng- und Holländer dagegen sagen; es ist Klatschwaßer und weiter nichts, das die Verdauung stört. Um 8 Uhr iß wieder mäßig, und halte es mit den Gaben der goldenen Base oder Schwester aller meerschaumenen Pfeifenköpfe wie Du es verantworten kannst. Die Idee, daß Du mit Dei- nem Gefolge anno 1821 hieher kommen willst, erfreut uns über die Maßen. Aber ich besorge nur, bei Deiner verzweifelten Immobili- tät wird es zur Verwirklichung der Idee nicht kommen.«

Frankf. den 20. Jan. 1821. »Diäterischer kann kein Brief sein als der Deinige, auch nicht Würzburgischer. Meinethalben blei- be bei Deinem Würzburger, von dem ich wünsche, daß er Dir biß in Dein 99. Jahr und länger wohl bekommen möge. Ich bin ihm abhold, weil er zu viel erdiges enthält. Ich weiß keinen beßern Wein zum gewöhnlichen Getränk als den Pfälzischen, der auch phi- losophische Verdienste haben dürfte, sintemal Kant seinen Wein im- mer von Grünstadt kommen ließ, wodurch denn zulezt die Kritik der reinen Vernunft zu Stande kam, wogegen Herder, als er seine Me- takritik schrieb, wahrscheinlich Würzburger getrunken hat. Wie H... zu demagogischen Umtrieben gekommen sein mag, weiß der Himmel. Die ganze Anregung dieser Umtriebe ist unbegreiflich.

Katzensprünge hat man freilich genug erlebt und mit angesehn; doch sollte man im Laufe eines ganzen Menschenalters so viel gelernt haben, daß Revoluzionen sich ganz anders erzeugen als durch diese sogenannten demagogischen Umtriebe, über die man eigentlich lachen sollte. Indessen hoffe ich, daß der Dienst dieses Götzen Moloch, wie so manches andere, mit der Zeit abkommen wird, freilich am Ende nur um einem andern nicht beßern Plaz zu machen. Jezt entstehen lächerlicher Weise Vereine den Hut nicht ferner abzunehmen, gleich als ob damit das echte Deutschtum begründet würde. Anderwärts treiben sie Mystik, auch hier in Frankfurt, und was sonst noch alles für Aberwiz stattfindet. Der Magnetismus und Somnambulismus spielt auch keine unbedeutende Rolle. Von der gesunden Vernunft, die sich von niemandem etwas weiß machen läßt, sind wir armen Teufel noch ziemlich fern. Wer zu der Fahne dieser Göttin geschworen hat, ist zuverläßig weder demagogischer Umtriebler, noch Mystiker, noch Somnambüle.«

Frankf. den 5. Sept. 1821. »Heller kam neulich hieher und erzählte mit vieler Theilnahme viel rühmliches und liebes von Dir und den Deinigen. Doch fiel er mir einigermaßen lästig, wie andere homines Clarissimi, z. B. Cramer von Kiel und Kopp von Mannheim. Der Heller ist ein schnurriger Passagier, immer mit allerlei Fragen auß der Lateinischen Grammatik wohl versehn, ein Professor eloquentiae interrogatoriae, so daß ich ihm sagte, wenn er einst mit dem Tode abgienge, solle ihm die Universität Erlangen einen Denkstein setzen, auf dem bloß ein Fragzeichen eingegraben wäre. Kopp dagegen erscheint immer in einer glänzenden Uniform mit Orden behangen, so daß er hier im Hause bloß der General heißt. Laß Dir den Egerbrunnen wohl bekommen, und möge es kein aeger-Brunnen sein. Lebe wohl salutaque salutandos et salutandas.«

Frankf. den 1. Febr. 1822. »Für Dein Anti-Creuzerisches Programm, fratello mio, statte ich Dir den gebührenden Dank ab. Mir scheint Hermanns abgeschloßene Gräzität so wenig wie Creuzers symbolisirter Orientalismus den Nagel auf den Kopf zu treffen. Hermann mag in sofern Recht haben, daß er vorerst wißen will, was die Griechen als solche mythologisches besaßen; Creuzer dagegen will heraußbringen, woher sie es empfangen haben, ein Begehren, das freilich der Phantasie einen weiten Spielraum läßt. Hermann

ist nüchtern si quis alius; Creuzer ist gleichsam symbolisch besoffen. Es bedarf vorzüglich leitender Ideen auf diesem schlüpfrigen Pfade, worüber der noch nicht existierende philologisch-philosophische Bundestag zu entscheiden haben wird, sobald er konstituiert ist. Dieser wird wohl den historischen Weg belieben und statuieren, die Hellenen müsten doch wohl, ihre Stammsagen und mannigfach verbrämten Legenden abgerechnet, die Mythe irgend woher überkommen haben, so daß denn freilich am Ende der Wechsel auf den Orient endossiert, gehörig akzeptiert und bezogen, oder protestiert werden müste. Es scheint — die Bemerkung ist wohl nicht neu —, daß kein einziger Göttername auß der Griechischen Sprache gehörig erklärbar ist. Mit dem Oriente sind wir aber, um mit Sicherheit und Erfolge forschen zu können, biß jezt noch viel zu wenig bekannt. Das dahin führende Licht ist zwar, besonders durch Engländer, provisorisch angezündet worden; aber es leuchtet noch dürftig und qualmig. Brennt es einmal, was wir alle beide nicht erleben werden, hell und kräftig, so wird man, meine ich, sehr deutlich erkennen, daß die Griechen jünger sind als die Menschheit, zu der sie gehören. Uebrigens iubeo Te plurimum valere cum Tuis. Nos Dei gratia et favore valemus omnes et consilia aegrotis damus. Schreibe mir bald und etwas außführlicher, als Du zu thun pflegst. Es herrscht in unsern Briefen noch zu wenig Herzlichkeit. Wenn sie dereinst ein anderer list, so wird er nicht glauben wollen, daß wir Brüder waren.«

Dies war der lezte Brief, den Matthiä von seinem Bruder auß Frankfurt erhielt. Die Ahnung, die dieser in mehrern seiner Briefe außgesprochen hatte, daß einer von beiden Brüdern die Zeitlichkeit verlaßen würde, ohne den andern seit 1789 einmal wiedergesehn zu haben, war nun erfüllt. Im Drange der Amtsgeschäfte und der Schriftstellerei hatte besonders der jüngere Bruder den vielgehegten Plan einer Zusammenkunft von Jahr zu Jahr verschoben.

In Altenburg kam an Demmes Stelle im Herbst des J. 1823 der zeitherige Diakonus Großmann, ein Mann von edelem Gemüt, gediegener Bildung und entschiedenem Karakter. In Schulpforte, damals noch einer der trefflichsten Gelehrtenschulen Deutschlands, als Schüler und Lehrer gebildet, hatte er ganz das Zeug ein Gymnasium als Ephorus zu überwachen. Großmann und Matthiä waren in ihren Ansichten über Schule und Schulzucht anfangs sehr verschieden und standen um des Gymnasiums willen öfters schrof ein-

ander gegenüber, da der Erstere eine große Vorliebe für das Pfortische und überhaupt für die Preußischen Gymnasien hegte und nach ihrem Muster auch das Altenburgische gestalten wollte, Matthiä dagegen die Einrichtungen der Altenburger Schule, die sich 20 Jahre hindurch bewährt und mehr oder weniger zu ihrer Berühmtheit beigetragen hatten, mit Kraft vertrat. »Ich habe mich tüchtig durchbeißen müßen,« schrieb er an Böttiger im Dez. 1826. Dadurch ward aber das freundschaftliche Vernehmen beider Männer nicht gestört. Großmanns edle Offenheit und »Wahrheitsliebe, die auch den in der Individualität des Andern begründeten Wiederspruch mit Güte aufnahm« *), ließ es keinen Augenblick zu einem rauhen und unheimlichen Misverhältnis kommen, und man trennte das gesellige Leben streng von dem Ernst des Amtes. Später haben sich die Meinungen vielfach außgeglichen. Zum Beweis, wie sich Matthiä in diesen Verhältnissen benahm, mag folgendes Schreiben dienen, das er unter dem 3. Dez. 1825 an Großmann sandte: »Ew. Hochwürden bitte ich inständigst mir zu erlauben, daß ich der Sitzung der Schulinspekzion am 5. dieses nicht beiwohne. Meine Ansichten von den Gegenständen, die dort zur Sprache kommen sollen, sind theils auß frühern schriftlichen und mündlichen Erörterungen bekannt und theils auf einem den Akten beigelegten Blatte außgesprochen, und ich habe keine Ursache zu hoffen, daß sie jezt einen beßern Erfolg haben werden als bißher. Bei Durchlesung der neusten Akten habe ich mich nochmals redlich und gewißenhaft geprüft und kann meine Ueberzeugung von dem, was ich für das Beste der Schule halte, in keinem der Hauptpunkte ändern und meine Erinnerungen nicht für wiederlegt halten. Wäre dieses, so würde ich meine Ansicht herzlich gern aufgeben. Bei dieser Lage der Dinge werden mir Ew. Hochwürden nicht verargen, daß ich neue mündliche Diskussionen über jene Punkte zu vermeiden wünsche. Betrachten Ew. Hochwürden diese meine Aeußerungen als Beweise meiner Aufrichtigkeit und seien Sie überzeugt, daß auch ich Verschiedenheit der Ansichten mit Hochachtung und Verehrung gegen das Individuum zu vereinigen weiß.«

Eigentümlich berührt ward Matthiä durch die besonders von Oestreich und Preußen angeregten politischen Untersuchungen der zwanziger Jahre. Wir laßen ihn über die eigentliche Veranlaßung

*) Matthiäs eigne Worte.

selber reden. »Im Winter 1821,« schreibt er, »bildeten einige unserer beßern Schüler ein Kränzchen unter sich, zu welchem sie an einem bestimmten Tage die Reihe herum des Abends zusammenkamen und bei einer Tasse Thee sich unterhielten, oft auch über ihre Schularbeiten und andere Schulvorfälle sprachen, zuweilen gute Bücher, wie Klopstocks Messias, lasen. Da die Mitglieder dieses Kränzchens fast gänzlich zu unsern gesittetsten, fleißigsten und geschicktesten Schülern gehörten und mir der angegebene Zweck nicht nur nicht verwerflich, sondern selbst lobenswerth und von gutem Einfluße auf die übrigen Schüler zu sein schien, so legte ich nichts in den Weg und habe in der Folge bei aller Aufmerksamkeit auf die Theilnehmer des Kränzchens, zu der ich auch meine Herrn Kollegen aufforderte, nie Ursache gehabt meine günstige Meinung von ihnen zu ändern, sondern vielmehr vielfache Veranlaßung gefunden mich über die guten Wirkungen zu freuen, die jene Schüler schon durch das Ansehn, das sie sich durch ihre Kenntnisse und ihr geseztes Betragen erworben hatten, auf den Geist und die Stimmung der übrigen Schüler äußerten. Wie einige von ihnen im Sommer 1821 anfiengen besondere Uhrbänder von gleicher Art zu tragen, bedurfte es nur einer einzigen Erinnerung von mir, um diese Abzeichen zu vernichten. Daß aber dieses Kränzchen durchauß keine politische Tendenz hatte, davon überzeugte ich mich bald durch eigne und anderer Beobachtung, indem ich bei den Fragen, die ich, um sie außzuforschen, gelegentlich an einige von ihnen that, nicht nur eine völlige Unbekanntschaft mit dem, was neuerdings so viel besprochen worden ist, sondern auch einen Mangel an Interesse für alle dergleichen Gegenstände wahrnahm. Ich ermahnte sie also nur auch fernerhin alles zu vermeiden, was außer den Erfordernissen eines Kränzchens läge. Wie aber zu Ostern 1823 einige der vorzüglichsten Mitglieder des Kränzchens abgegangen waren und es nun einem Primaner, der nicht zu unsern beßern Schülern gehörte und sich durch Deutschtümelei hervorthat, gelungen war sich einen Anhang zu bilden, ließ ich kurz nach Ostern mehrere Mitglieder des Kränzchens zu mir kommen und befahl ihnen, so sehr sie auch das Unschuldige ihrer Verbindung betheuerten, dieselbe sogleich aufzuheben. Drei Tage nachher meldeten mir einige von ihnen, daß sie außeinander gegangen seien, und obgleich ich mit meinen Herrn Kollegen mit aller Aufmerksamkeit ihre und der andern Schüler Schritte beobachtete, ist doch nie wieder eine Spur von solchen

Verbindungen vorgekommen. Erst nach Aufhebung des Kränzchens erfuhr ich etwas über die Reisen, die zwei Mitglieder desselben **während der Ferien**, so daß also die Lehrer dafür nicht verantwortlich sind, nach Zwickau, Plauen, Hof gemacht hätten, um den in den dortigen Schulen herrschenden Geist, der in Unfleiß, Spielen und Biergelagen bestanden, zu verbeßern. Dieses wurde mir berichtet, um mich zur Zurücknahme meines Verbots zu bestimmen, wogegen ich aber dem Berichterstatter die deutlichen Spuren des Eigendünkels und der Anmaßung in diesen Reformazionsversuchen nachwies. Hierauf bezieht sich die Stelle in meiner zu Ostern 1824 gehaltenen Entlaßungsrede.« Soweit Matthiä selbst. Die bezeichnete Stelle lautet: »Fern sei von Ihnen der lächerliche Eigendünkel derer, welche in einem Alter, wo jeder noch genug an sich selbst zu bilden und zu beßern hat, auf andere beßernd einzuwirken strebt und über Plänen von Weltverbeßerung brütet, im Grunde nur, um unter dieser gleisnerischen Hülle sich die schwerere Aufgabe der eignen Bildung und Beßerung zu sparen.« Inzwischen ward von dem Königl. Preußischen Ministerium des Innern an das Herzogl. Geh. Ministerium zu Gotha unter dem 20. April 1824 berichtet, daß schon mehrere junge Leute von der Altenburger Schule auf der Hochschule sich in staatsverbrecherische Verbindungen eingelaßen hätten, daß auch jezt unter den Altenburger Schülern eine Verbindung bestehe, die mit den burschenschaftlichen Bestrebungen zusammenhange, kurz daß auf der Altenburger Schule der Keim zu hochverrätherischen Verbindungen gelegt werde. Das beigefügte Aktenstück enthielt die nähern Angaben über das erwähnte Theekränzchen. **Matthiä**, der zugleich mit **Messerschmid** in dem Königl. Preuß. Bericht nicht undeutlich als Beförderer der demagogischen Umtriebe bezeichnet war, entwarf damals eine außführliche Rechtfertigungsschrift, die nebst den Akten über die angestellte Untersuchung nach Berlin gesendet ward. Er hat darin unter anderem erwiedert: »In wie geringer Berührung unser Theekränzchen mit der Burschenschaft gestanden, geht auch darauß hervor, daß der Student Bergt (der vorzüglich in jene Untersuchungen verwickelt, aber kein Altenburger war) fol. 17. des Preuß. Aktenstücks selbst sagt, die Burschenschaft habe von diesen Verbindungen der Gymnasiasten nie Notiz genommen, sondern habe sie vielmehr für lächerlich gehalten. Darauß aber, daß ehemalige Zöglinge unserer Schule an verbotenen akademischen Verbindungen theilgenom-

men, dürfte eben so wenig folgen, daß schon auf dieser Schule der Grund zu jener Theilnahme gelegt worden sei, als auß dem Umstande, daß noch ganz neulich eine sehr große Anzahl Studierender auß Halle wegen verbrecherischer Anschläge entfernt worden sind, sich schließen läßt, daß schon auf den Preußischen Schulen, von denen diese abgegangen, ein ähnlicher schädlicher und verbrecherischer Geist herrsche. Was nun diesen Geist überhaupt betrifft, so würde ich mich der ärgsten Unredlichkeit schuldig achten, wenn ich hier nicht meine auf lange und genaue Beobachtung gegründete Ueberzeugung außspräche, daß, obgleich wir mehrere unfleißige, leichtsinnige und ungesittete Schüler haben, ein Schicksal, das uns mit allen Schulen gemein ist, und ungeachtet einzeler Exzesse, doch im ganzen der Geist eines regen wißenschaftlichen Strebens und einer bereitwilligen Beobachtung der bestehenden Gesetze, sowie der Anordnungen der Lehrer, auf unserer Schule herrschend ist.« Das Ergebnis war, daß das Herzogl. Geh. Ministerium zu Gotha in einem Erlaß v. 17. Sept. 1824 erklärte, »es sei demselben angenehm gewesen zu ersehn, daß die über bestehende unerlaubte Verbindungen unter den Schülern des Altenburger Gymnasiums geführten Untersuchungen weder eine politische Tendenz dieser Verbindungen, noch einen Zusammenhang mit der Burschenschaft oder andern auf Universitäten bestandenen geheimen Verbindungen gezeigt hätten.« Matthiä hat diese Angelegenheit in der Entlaßungsrede vom J. 1826 (Verm. Schr. S. 276) mit folgenden Worten berührt: »Es ist Ihnen nicht unbekannt, wie durch den Leichtsinn oder die Ueberspanntheit einiger unsere ganze Anstalt in einen tief kränkenden, aber ungerechten Verdacht gerathen ist; Sie wißen, wie Misgunst und Verleumdungssucht überall lauern, um auch das Gute zu benagen.« Zur Würdigung jener Anklage diene auch noch folgender Außzug auß einem Schreiben Matthiäs an seinen in Leipzig studierenden ältesten Sohn vom Nov. 1827: »Wegen Deines Leipziger Aufenthalts bin ich nescio quo pacto sehr in Sorgen. In Leipzig blühen die Landsmannschaften, und einige Professoren sind ihnen nicht abgeneigt. Zwar ist es mir, wie ich Deine Gesinnung zu kennen glaube, nicht wahrscheinlich, daß Du in eine von diesen trittst, was mir und der Mutter auch keineswegs gleichgiltig sein würde. Es gibt aber dort noch andere, entgegengesezte Verbindungen, die für Dich besonders gefährlich sind und zwar auß folgenden Gründen: Das Leipziger Universitätsgericht ist unserer

Schule und also auch mir nicht hold. Es sind mir mehrere ungünstige Urtheile eines Mitgliedes jener Behörde berichtet worden, wiewohl diese ganz ungegründet sind; denn von den Schülern, die von uns nach Leipzig gegangen sind, hat kaum ein Viertel zu Strafen, zu bedeutenden der allergeringste Theil Veranlaßung gegeben. Auch ist mir von glaubwürdigen Leuten versichert worden, daß die Verleumdung unserer Schule, als wenn hier burschenschaftliche Verbindungen beständen, von Leipzig außgegangen sei. Du siehst hierauß, wie leicht selbst ein geringfügiger Anlaß Dir und mir die größten Verdrießlichkeiten zuziehn könnte. Also wenn Du mir noch ferner Freude machen willst, so hüte dich vor jeder Verbindung. Ihr Leute wißt nicht, was ihr durch das alberne Verbindungswesen euern Eltern für Sorge macht.«

In einem Briefe an Wilh. Berg vom 18. März 1826 hat sich Matthiä über seine damaligen Zustände folgendermaßen außgesprochen: »Ich genieße Gottlob noch immer eine feste Gesundheit, habe zwar viel zu thun, aber doch mein gutes Außkommen, lebe in einer sehr glücklichen Ehe, auß der ich 7 Kinder habe, 5 Knaben und 2 Mädchen (3 sind mir gestorben) *), und stehe auch als Schriftsteller, besonders durch meine Griechische Grammatik und meine Außgabe des Euripides, in Ansehn. Manchmal fallen zwar amtliche Verdrießlichkeiten vor; allein in welcher Lage des Lebens fänden sich diese nicht.«

Matthiäs Jubeljahre.

Am 30. Januar 1827 war seit Matthiäs und Ramshorns Anstellung am Altenburger Gymnasium und seit der Einführung des namentlich vom seligen Demme entworfenen neuen Schulplans das 25. Jahr verfloßen. Dies gab Veranlaßung zu einer mannigfachen Feier. Sie begann mit einem Morgengesang der Koralisten vor den

*) Adeline geb. d. 18. Sept. 1805; Immanuel Konstantin geb. d. 20. Jan. 1808; Georg Bernhard geb. d. 18. Sept. 1811; Adelheid Elfriede geb. d. 24. Jun. 1813 †; Hedwig Arminie Viktorine geb. d. 17. Sept. 1814 †; Franz. Reinhold geb. d. 12. Okt. 1815; Karl Rudolf Ferdinand geb. d. 13. Jan. 1817; Friedrich August Woldemar geb. d. 27. Okt. 1819; Luise Arminie geb. d. 21. Sept. 1821 †; Mathilde Eugenie geb. d. 1. Dez. 1822. A. d. H.

Wohnungen der beiden Lehrer. Darauf in den ersten Stunden des Vormittags die Glückwünsche der nähern Freunde und Verwandten. Des Herzogs Durchlaucht begrüßte die Jubilare durch eine Zuschrift, die von einem Glückwunschschreiben des Uebersenders, des Konsistorialpräsidenten Freiherrn von Ende, begleitet war; die Mitlehrerschaft durch ein von Messerschmid gefertigtes Lateinisches Gedicht, das zwar nicht die dichterische Frische der frühern Jahre trug, aber doch den sprudelnden Genius des Verfaßers nicht verleugnete; der Generalsuperintendent Großmann durch eine in klassischem Latein geschriebene freundliche Epistel, worin die Verdienste der beiden Männer mit Wärme geschildert und mehrere Stellen auß alten Klassikern mit philologischer Gründlichkeit besprochen waren *). Um 10 Uhr vor Mittag Schulfeierlichkeit im Gymnasialgebäude **), der außer den Mitgliedern des Geh. Ministeriums und der übrigen Landeskollegien auch des Erbprinzen Durchlaucht beiwohnte. Der Höhepunkt des Festes war aber das den zwei Lehrern von 158 ehemaligen Schülern, 60 abwesenden und 98 anwesenden, im Gasthof zur Stadt Gotha veranstaltete Mittagsmal, woran außer den übrigen Lehrern und dem Konsistorialrath Große auch die gesammte Schulinspekzion, insbesondere der G. S. Großmann und das älteste Mitglied dieser Behörde, der Hofrath Wagner, theilnahm. »Die Ufer der Pleiße, Mulde und Saale, die waldigen Höhen der westlichen Theile unseres Ländchens und die kornreichen Hügel der Aemter Altenburg und Ronneburg hatten ihre Vertreter geschickt ***).

---

*) Epistola ad viros doctissimos Augustum Matthiaeum et Ludovicum Ramshornium. Scripsit Christ. Gottl. Leber. Grossmannus. Alt. in typoth. aul. 1827. 16. S. 8, von Matthiä schon in den Pfingstferien desselben J. beantwortet durch die den Reliquiis Alcaei vorausgeschickte Epistola ad V. M. et S. R. Chr. Gottl. Leb. Grossmannum, worin er sein Urtheil abgibt über die von Gr. besprochenen Stellen, zugleich aber ihm öffentlich dankt für die öffentlichen Beweise einer echt freundschaftlichen Gesinnung. In einer Anzeige der Großmannschen Epistel in der Jen. Allg. L. Z. v. 1827. N. 32. ist diese besonders als „öffentliches Dokument der gegenseitigen Amtsverhältnisse der drei Männer" hervorgehoben.

**) Matthiä hatte dazu besonders eingeladen durch ein Deutsches Programm: „Nachricht von dem Gymnasium zu Altenb. während des 25jährigen Zeitraums von 1802 biß 1827."

***) Wir geben hier einen Außzug auß der Festbeschreibung des Pastors Höfler im Eahlaischen Nachrichtsblatte v. 1827. S. 98 ff.

Das Mal eröffnete der 1. Vers von »»Nun danket alle Gott!«« unter Begleitung von Trompeten und Pauken. Mit jedem Augenblicke wuchs die Theilnahme an einem so fröhlichen Ereugnisse, und das volle Herz legte mit beredtem Munde die Gefühle dar, die uns alle durchströmten. Lag nicht eine schöne Jugendzeit hinter uns? Schmückte sich nicht die Gegenwart mit dem Kranz der Freude? Attischer Wiz würzte das Mal biß zu dessen Ende, und der Genius wißenschaftlicher Bildung sprühte seine Lichtkugeln durch die begeisterte Versammlung. Alles aber geschah in stetem Bezuge auf die Gefeierten und die Veranlaßung des Festes. Bald nach dem Beginn des Males erhob sich der G. S. Großmann, indem er im Namen des Herzogl. Konsistoriums den Gefeierten zwei Glückwunschschreiben einhändigte: »»Die Berufstreue,«« heißt es in dem einen, »»und der Diensteifer, mit welchem der Kirchen- und Schulrath rc. Matthiä bei außgezeichneter, vom In- und Außlande rühmlichst anerkannter Gelehrsamkeit für den Flor der Landesanstalt unverdroßen und mit segensreichem Erfolg gewirkt, macht es dem Herz. Konsistorium zur angenehmen Pflicht demselben unter Bezeigung belobender vollkommenster Zufriedenheit mit den zeitherigen Diensterweisungen zu dem heutigen Tag mit der Hinzufügung Glück zu wünschen, daß seine rühmliche Thätigkeit dem Gymnasium noch eine lange Reihe von Jahren hindurch in ungeschwächter Kraft und ungetrübter Heiterkeit zum Heil des Landes erhalten werden möge.«« Der Herr G. Superintendent sprach dabei gediegene geistvolle Worte, wie er denn überhaupt durch seine Urbanität und Gewandtheit in Förderung der geselligen Freuden alle Herzen gewann. Darauf entfernten sich die vier ältesten anwesenden Schüler und kehrten in kurzem, an ihrer Spitze den Konsistorialsekretär Rath Hase auß Altenburg, zurück. Dieser hielt eine gehaltvolle Rede an die beiden Lehrer, worin er der Verdienste derselben um unsere Schule, ja um die ganze literarische Welt gedachte. Zwei andere überreichten jedem der Gefeierten einen silbernen Pokal, begleitet von einer Griechischen Ode des Pastors Schuderoff auß Reichstädt. Jezt brachte der Pastor Pleißner auß Flemmingen nach einer geistreichen Anrede, worin er besonders an den Häuptern des Festes bewies, daß die Musen nie altern, einen Trinkspruch auß, in den alle mit lautem Jubel und unter Trompeten- und Paukenschall einstimmten. Mit Thränen im Auge dankten die beiden Herrn in Worten, die bald di~ tiefste Rüh-

rung erstickte. Von nun an stand das Fest auf seinen Lichtpunkten. Ein Trinkspruch folgte dem andern. Zur Vermehrung der heitern Stimmung hatte man nicht allein für fortwährende Tafelmusik, sondern auch für drei eigens hiezu gedichtete Rundgesänge, zwei Lateinische vom Archidiakonus Mörlin und einen Deutschen vom Pastor Höfler, gesorgt. Nach aufgehobener Tafel erschienen unter den Fenstern des Saales die Gymnasiasten, Ihren verehrten Lehrern ein Vivat zu bringen. Drei Abgeordnete überbrachten dem Kirchenrath Matthiä auf einem Kissen von weißem Atlas eine goldene Dose und drei andere dem Professor Ramshorn auf ähnlichem Kissen mehrere silberne Tafelgeräthe. Beiden Geschenken war eine gedruckte Lateinische Ode, die den Gymnasiasten Götz zum Verfaßer hatte, beigefügt. So war die Feier eines Tags beschaffen, der noch lange in unserm Gedächtnisse fortleben wird« *).

Diesem öffentlichen Jubelfeste folgte den 12. Juli 1828 ein häusliches, Matthiäs silberne Hochzeit. Der Tag begann und verlief unter zahlreichen Glückwünschen. Am Abend hatte sich im Matthiäschen Hause ein Kreiß von Verwandten und Bekannten beiderlei Geschlechts zu geselliger Heiterkeit versammelt. Die Matthiäschen Kinder hatten hier in Verein mit drei jungen Leipzigerinnen eine theatralische Vorstellung veranstaltet, die in unmittelbarer Beziehung stand zu dem Leben und den Neigungen des Jubelpaars.

Matthiä schrieb um diese Zeit an Wilhelm Berg in Amsterdam: »Der Ueberbringer dieses Briefs ist unser Rath und Konsistorialsekretär Hase — als Unterthan eines Königs sind Sie jezt vielleicht mehr als sonst an Titulaturen gewöhnt —, einer meiner ältesten Altenburgischen Schüler, den auch dieses besonders interessiert, daß er an Ihnen noch einen ältern Schüler von mir wird kennen lernen. Können Sie diesem Herrn seinen Aufenthalt in Amsterdam angenehm und nüzlich machen, so werde ich dieses als einen mir

---

*) In einem Lat. Briefe an seinen ältesten Sohn hat Matthiä das ganze Fest in folgende Worte zusammengefaßt: „Hesterno die actus oratorius, quem vocant, Principis hereditarii praesentia condecoratus est. Antea jam rescripto laudatorio Ducis Serenissimi honorati eramus. Post meridiem coena splendida nobis parata est ab iis, qui inde ab anno 1802 disciplina nostra usi adhuc superstites erant vel non nimis longe ab urbe nostra habitabant. Deinde discipuli qui nunc sunt munera cum carmine nobis attulerunt.“

erwiesenen Freundschaftsdienst betrachten. Suchen Sie mit H. Hase Ihr Deutsch wieder hervor; er spricht aber auch recht gut Französisch. Es ist mir lieb durch denselben endlich einmal von Ihnen, Ihren häuslichen Verhältnissen und den lieben Ihrigen außführlichern Bericht zu erhalten als es durch Briefe thunlich ist. Was machen denn meine ersten Zöglinge, William und Daniel Willink? Was macht unser Sausewind Stadnitski? Könnte ich nur auch einmal einen Außflug nach Amsterdam machen! Oder hätten Sie nur wieder einmal eine Reise nach Wien zu machen und kämen bei dieser Gelegenheit wieder zu uns! Aber nicht wahr, wenn man Frau und Kinder hat, geht man nicht gern weit weg? Den 31. Jan. dieses Jahres bin ich nun schon 26 Jahre hier gewesen und habe vor einigen Tagen, am 12. Juli, meine zilvere bruitloft gefeiert. Frankenstein ist todt; auch Huschke, nächst jenem mein bester Freund in Amsterdam, ist neulich dahingegangen. Ich habe dazu noch keine Lust, obgleich ich den 25. Dez. das 60. Jahr antrete.«

Matthiä stand jezt auf der Höhe der Entwickelung. Wir versuchen es ihn hier als Menschen, Schulmann und Gelehrten seinen Hauptzügen nach zu schildern.

Matthiä als Mensch.

Matthiä war von kleiner Gestalt, aber breitschulterig und untersezt und von kräftigen derben Muskeln (S. 139). Er that sich etwas zu gute auf seine körperliche Kraft und legte sie, wenn er gut gelaunt war, gern an den Tag. Ueberhaupt waren alle Theile seines Körpers in gesunder kräftiger Verfaßung. Die Wände dröhnten, wann er nießte. Mit bildsamen Sprachorganen versehn galt er oft wegen seiner guten Außsprache des Englischen und Französischen für einen geborenen Engländer und Franzosen. Eine Lust war es ihn Griechisch lesen zu hören. Er hatte einen langsamen Gang, den gewöhnlichen Begleiter der Wohlbeleibtheit und Körperstärke; ein scharf gezeichnetes Gesicht mit dem Außdruck eines gemütlichen Ernstes; ein ruhig freundliches, aber frisches und spiegelhelles Auge von eigentümlichem Glanze, mit dessen ungewöhnlicher Schärfe er sich biß ins hohe Alter zu rühmen pflegte, und ein paar angenehm geformte Lippen, deren leises Beben der Vorbote des hervorbrechenden Zornes war. Nicht vortheilhaft

für sein Aeußeres war die Perrücke, zu der er sich in den sechziger Jahren seiner Gesundheit wegen bequemen muste. Weit ehrwürdiger und behaglicher nahm er sich in dem schwarzen Käppchen auß, das er im Hause über dem spärlichen, aber silberhellen Haupthaar trug.

Seine überwiegende Geisteskraft war ein gerader, klarer Verstand, gestüzt von einem tüchtigen Gedächtnis. Alles Unklare, Unnatürliche, Gekünstelte, Geheimnisvolle, zumal das hochtrabende Helldunkel gewisser neuerer Philosophen war ihm verhaßt biß auf den Grund der Seele. Von Natur mit einem tüchtigen Sinn begabt war er durch den längern Aufenthalt in Holland, wo er die Uebergangsjahre vom Jüngling zum Manne lebte, von hohlen Grübeleien ab- und zum praktisch Verständigen hingezogen worden. Insbesondere aber hatte der Kritizismus der Kantischen Philosophie, von der er durchdrungen war, seinen Gedankenkreiß schon früh gelichtet und seinen Geist gepanzert gegen Vorurtheile und Phantasiegebilde. Er erkannte überall das rechte Maß im Denken und im Wollen, wuste fremdes leicht zu seinem geistigen Eigentum zu machen und für seine Zwecke zu benutzen und besaß namentlich einen gesunden Blick in der Beurtheilung von Menschen, Zuständen und Begebnissen. Sein Wille war bestimmt durch das Gewicht gewißenhafter Prüfung, sein Thun geleitet von Mäßigung und Ueberlegung. Doch war er in gewissen Fällen leicht erregbar, so namentlich, wenn man ihn in seiner Ordnung, dem Gesetze seines Lebens, störte. Er erboste sich auch gewaltig, wenn ihm eine arge Dummheit vorkam, und ließ sich darüber in urkräftiger Derbheit auß.

Dabei besaß er ein redliches, zartes, für alles Gute, Schöne und Wahre sehr empfängliches Gemüt. Pietät und Humanität waren zwei Hauptzüge in seinem Karakter. Der armen Schüler nahm er sich väterlich an. Viele haben bei ihm Tisch, einige freie Wohnung und Kost gehabt. Offen und ehrlich gegen jedermann theilte er Liebe auß, wo er Liebe nicht empfieng. In den 50 Jahren seines Lebens nur selten getäuscht pflegte er andere Menschen nach sich selbst zu beurtheilen und traute ihnen in der Regel nur gutes zu. Trübe Erfahrungen der lezten Jahre lehrten ihn zu spät, daß hinter glattem und geschmeidigem Aeußern oft arglistige Bosheit lauert. Biß ins hohe Alter der innigen Verehrung gegen Heyne und Suchfort, die Lehrer seiner Jugend, voll ward er durch scheinbare Undankbarkeit oder feindseliges Entgegenwirken seiner Schüler, gegen die er

doch treuer Liebe sich bewust war, leicht wehmütig und weich gestimmt. Bei der Entlaßung der Abgehenden, der sogenannten Valedikzion — sie fand in Altenburg vor dem zahlreichsten Publikum statt, das oft der weite Raum nicht faßte, und war nicht leicht an einem andern Gymnasium so feierlich, erhebend und einfach schön wie dort —, bei diesem öffentlichen Schulfest war er immer sichtbar ergriffen und sprach zu seinen scheidenden Selektanern, besonders in seinen lezten Lebensjahren, nie ohne Thränen der Rührung das ihm sehr liebe Bibelwort: »Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen.« Mit feuchtem Auge und zitternder, oft versagender Stimme pflegte er in die beiden Lieder von Messerschmid und Mörlin einzustimmen, die regelmäßig bei dieser Gelegenheit — das eine vor, das andere nach der Valedikzion — gesungen wurden *). Sie bewegten ihn durch ihren beziehungsvollen Inhalt und sprachen durch ihre gelungene Form und ihre schöne Melodie zu seinem Herzen. Ueberhaupt liebte er die Kunst in jeglicher Gestalt, besonders die Ton- und Dichtkunst. Er hatte sich in den Jahren der musikalischen Selbstthätigkeit seine Lieblingsstücke eigenhändig aufgeschrieben, darunter eine Komposizion des Schillerschen Gedichts »die Ideale« und die Baß-Arien auß der Zauberflöte. Die Mozartschen Opern giengen ihm über alles, und er besaß sie im Klavieraußzuge. Selbst gespielt hat er jedoch in den lezten zehn biß sechzehn Jahren nicht, bißweilen auß Vorliebe für gewisse Tonstücke und zur eigenen Erheiterung gesungen, um so lieber Gesang und Spiel gehört. Wenige Tage in der Woche vergiengen, wo nicht des Abends in seinem Hause musiziert ward. Ins Schauspiel war er aber in Altenburg nicht leicht zu bringen; lieber blieb er daheim im Kreiße der Familie. Unter den Deutschen Schriftstellern waren seine Lieblinge Schiller, Lessing, besondersin der »Emilia Galotti«, und Zschokke. Klopstock war ihm zu gekünstelt, Göthe im allgemeinen zu kalt, wiewohl er dessen »Iphigenie« und »Tasso« sehr hoch stellte und besonders die Stelle des erstern Stücks, wo Iphigenie den noch unerkannten Bruder zum Opfer schmückt:

„Unglücklicher, ich löse Deine Bande

---

*) Den Text dieser beiden Gesänge, die wohl manchem frühern Zögling des **Fridericianum** noch heute in den Ohren klingen, haben wir nebst Matthiä's lezter, noch ungedruckter Entlaßungsrede am Ende dieses Buches wiederholt. S. Beilage II.

Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Krone, die dein Jugendhaupt umschwebt,
Ist wie der lezte lichte Augenblick
Des Tieferkrankten, Todesbote,"

sehr oft mit Wärme als eine der herrlichsten heraußstrich. Sich selbst in der Poësie versucht hat er seit dem ersten mislungenen Plagiate (S. 3) nie; dazu gebrach es ihm an einer lebendigen fruchtbaren Phantasie; der Verstand regierte. Seiner natürlich einfachen Anschauungsweise und seinem natürlich vernünftigen Gefühl entsprechend war seine religiose Ansicht: es war die auf Natürlichkeit des Gemüts beruhende rein und vernünftig christliche, geläutert und gehoben durch Kantische Lebensweisheit. Er ehrte den christlichen Gottesdienst und hörte und las gern geistreiche und von religiosem Ernst durchdrungene Predigten, insbesondere die Demmischen, Tschirnerschen, Großmannschen, so sehr er sich langweilte und ärgerte über kanzelrednerische Mittelmäßigkeit und Stümperei, die, wie er meinte, mehr zur Abstumpfung und Erschlaffung als zur Erweckung und Erhebung des religiosen Sinnes diente. Selbst durch und durch fromm und gottesfürchtig haßte er doch auß tiefster Seele die Frömmelei und war ein Todfeind des Pfaffentums und der Jesuiten. In Trübsal und Unglück zeigte er äußere Mäßigung und Ruhe. Von Menschen gekränkt tröstete ihn das Bewustsein treuer Pflichterfüllung; von Gott geprüft fand er Beruhigung in der Religion; nur ein schwerer Seufzer verrieth in beiden Fällen bißweilen den innern Schmerz.

Zur Geselligkeit war er geschaffen, und diese angeborene Neigung war ihm durch den neunjährigen Aufenthalt in Amsterdam, wo er sich nach Herzenslust ins vielbewegte Leben warf, zur eigentlichen Natur geworden. Leutselig, gesprächig, heiter und des launigen Witzes voll wuste er seiner Unterhaltung durch reiche Erfahrung, vielseitige Bildung, genaue Geschichts- und Menschenkunde, gesundes Urtheil über Gegenstände aller Art und gemütlich behaglichen Vortrag einen eigenen Reiz zu geben und würzte dieselbe durch unzählige Anekdoten, deren einige in die Beschreibung seines Lebens verflochten sind, und die im geselligen und häuslichen Kreiße zu wiederholen seine Freude war. Es war ein behagliches Gefühl, wenn man ihn lachen hörte, und man muste mitlachen, ohne daß man wuste weshalb. Dabei hatte er sich durch den frühen und ununterbrochenen Verkehr

mit Menschen auß allen Ländern und Ständen, besonders mit feingebildeten Franzosen, eine gewisse Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgang angeeignet, die sein Benehmen jederzeit gefällig machte. So war er überall ein willkommener Gast und war hinwiederum nicht froher, als wenn er muntere Gäste bei sich empfangen konnte. »Er hatte ein williges Ohr für alle, die ihn aufsuchten. Man mochte bei dem Vielbeschäftigten mit einem Anliegen eintreten, wenn man wollte, nie kam man oder schien man wenigstens ungelegen zu kommen. Das Abfertigen war seine Sache nicht. Vom Pulte weg gab er sich so ganz dem Gegenstande und dem Anbringer hin, als wenn es eben nichts wichtigeres für ihn zu thun gäbe.« Höchst angenehm waren ihm die Besuche von außwärtigen Gelehrten. Unter andern waren es Buttmann, Böckh, Jakobs, Böttiger, Eichstädt, Marezoll, Zumpt, besonders Dindorf und Wunder, die er auf längere oder kürzere Zeit empfieng. Reisig und Niemeyer, Krug und Tzschirner sprachen auf der Durchreise bei ihm ein. Am häufigsten aber geschah es, daß der eques grammaticus Gottfried Hermann, mit dem er seit den zwanziger Jahren in sehr freundschaftlichem Verhältnis stand, im Reiterschmucke bei ihm eintrat und den Abend bei ihm verbrachte. Das waren ihm herrliche Stunden. Zum Stubengelehrten war er bei dieser Liebe zur Gesellschaft natürlich nicht gemacht. Dazu nahm er auch viel zu warmen Antheil an allem, was in der Nähe und Ferne um ihn vorgieng. Nur Stadt- und Familienklätschereien und den Herd derselben, die Weibergesellschaften, konnte er durchauß nicht leiden und pflegte tüchtig zu keifen, wenn ihm eine solche Klätscherei über die Schwelle kam, oder wenn die Mutter zu einem »verwünschten Theeklatsch,« wie er es nannte, gebeten war. Dagegen folgte er mit gespanntem Interesse den Erscheinungen des Deutschen oder außländischen Schriftentums und den Ereugnissen der Zeit. Seine Vorliebe für Geschichte und Politik hatte sich vom Amsterdamer Leben her ungeschwächt erhalten. Alle neu erschienenen Geschichtswerke las er begierig durch. Der Zeitungslektüre wurden mehrere Stunden des Tags geopfert. Unter seinem schriftlichen Nachlaß fand sich eine Reihe von kleinern Aufsätzen politisches Inhalts, sowie eine Vergleichung der neuen Altenburger Konstituzion von 1831 mit der Kurhessischen. Seine politischen Gesinnungen waren ein natürliches Ergebnis seines Karakters. Er haßte Gewaltherrschaft und Willkür auf der einen und demokra-

tisches Wesen auf der andern Seite und hielt republikanische Gesinnungen in Europäischen Staaten und bei dem jetzigen Bildungsstande der Menschheit für Schwindelei. Die wahre Wohlfahrt eines Staates, meinte er, sei undenkbar ohne ein weises und gerechtes Oberhaupt, das sich nicht über, sondern unter das Gesez, wie der geringste seiner Unterthanen, stellte *). Das Urbild eines solchen Fürsten war ihm Ernst II, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. Mit Begeisterung verfolgte er in den zwanziger Jahren den Freiheitskampf der Griechen und war ein eifriges Mitglied des in Altenburg gebildeten Griechenvereins, auf dessen Kosten daselbst zwei vaterlose Griechenknaben erzogen wurden. Im Juliaufstand glühte er für Lafayette, »den Schützer des Volkes gegen die List der Großen, den Schützer der Großen gegen die Wut des Volkes,« und er kaufte sich sein Bild; doch hat er es nachher, mit dessen Benehmen nicht zufrieden, wieder von der Wand genommen. Schmerzlich berührte ihn das Schicksal Polens. Eine Thräne im Auge und mit weicher Stimme hinterbrachte er uns im September 1831 die neuste Zeitungsnachricht, Warschaus Fall.

In seinem Wesen war er anspruchslos und einfach. Er gab sich ganz wie er war, er mochte stehn vor wem er wollte. Und dieser Einfachheit seines Wesens entsprach seine Rede und sein Stil — klare Gedanken in natürlich ruhigem Erguße —; seine Tracht — regelmäßig ein Frack und ein weißes Halstuch —; und namentlich seine Lebensweise. Unnöthige Bedürfnisse kannte er außer dem Schnupftaback und einem Morgenpfeifchen nicht. Ueber den erstern

---

*) In den vorerwähnten politischen Aufsätzen findet sich folgende Stelle: „Der Vorwurf, den man den Monarchien macht, daß nach einem guten Könige oft ein schlechter komme, trifft auch die Republiken. Denn wer steht dafür, daß nach einem guten Repräsentanten-Körper oder Präsidenten nicht ein schlechter komme oder in dem erstern eine schlechtere Partei die Oberhand gewinne. Ferner hängt keine Regierungsform mehr von der moralischen Bildung der Staatsbürger ab als die republikanische; sie kann allein durch allgemein verbreitete Moralität bestehn; Gesetze helfen gegen die einreißende Sittenverderbnis nichts; denn ihre Dauer hängt ja gerade von denen ab, bei denen die Verderbnis der Sitten eintritt. In einer ordentlich organisirten Monarchie kann weder der Monarch, wenn er auch noch so schlecht ist, die Grundgesetze des Staates ungestraft umstoßen, noch der Adel, noch das Volk; denn so groß auch der Verfall der Moralität ist, so wirkt doch das Interesse jener drei Bestandtheile des Staates zur Erhaltung der eingeführten Ordnung."

sagt er in einem Briefe an seinen in Halle verweilenden ältesten Sohn: »Gewöhne Dir nur in dem stinkigen Halle den Schnupftaback nicht an, wie ich in der Mennoniten-Kirche zu Amsterdam.« Spielen that er an öffentlichen Orten nie, im Hause ganz selten einmal Whist, wenn es am vierten Manne fehlte. Es war sein Aerger, daß in Fleischers und später in Dörfels Garten, wohin er gegen Abend gieng, fast alles dem Spiele und nicht der Unterhaltung sich ergab. Im Eßen und Trinken hielt er Maß. Den Wein liebte er sehr und stach bei heitern Schmäusen gewöhnlich sein Fläschchen auß. Dann war er wohl gemütlicher und herzlicher als sonst, aber immer seiner Sinne vollkommen Herr. Betrunken ist er nie gewesen, kaum einmal berauscht; er konnte viel vertragen. Sein Haupteßen war Rindfleisch. Knaupliges Geflügel, besonders Tauben, durfte man ihm nicht bringen. Reis und grüner Sallat waren Zielscheiben seines Spottes; den erstern pflegte er »Elefanten-«, den leztern »Nebukadnezarfraß« zu nennen. Dagegen aß er seit dem lezten Krankheitsfall i. J. 1822 alle Mittage mit ganz seltenen Außnahmen gelbe Rüben, und es war ihm eine heitere Ueberraschung, als bei dem glänzenden Jubelmale i. J. 1827 ein Gericht gelber Rüben vor seinem Gedecke stand.

Zwei hervorstechende Eigenschaften Matthiäs waren Sauberkeit und Ordnungsliebe. In seinem Wesen begründet hatten sich diese Kardinaltugenden der Holländer durch längern Verkehr mit diesem Volke auch in ihm als karakteristisches Merkmal außgeprägt, waren aber, wie die den Fußboden seines Studierzimmers bedeckenden Myriaden von Tintenflecken zeigten, nicht in die Holländische Uebertreibung außgeartet. Ein Abdruck seiner Sauberkeit war seine Handschrift — regelmäßig, fast zierlich, überhaupt auß einem Guße, wie sein ganzes Wesen. Und wie in seinen Briefen, Berichten und andern amtlichen Schreiben, so herrschte auch in seinen Protokollen, Rechnungen, Tabellen, Verzeichnissen, Tagebüchern die gröste Reinlichkeit, Genauigkeit und Ordnung. Alles im Bereiche seiner Thätigkeit hatte seinen bestimmten Plaz. Keine Frauenhand durfte an die Bücher kommen, wie sie einmal lagen oder standen; lieber sah er sie mit Staub bedeckt. Am grösten aber zeigte sich seine Ordnungsliebe in der Art, wie er seine Zeit eintheilte und benuzte. Hierin war er Meister. Troz der Leichtigkeit, womit ihm seine Arbeit von der Hand gieng, war es doch vorzüglich diese weise Zeitbenuzung, die

es ihm möglich machte bei seinen vielen Schulstunden *) und Schulgeschäften (S. 104), denen er auf das pflichtgetreuste nachkam, nicht nur so fruchtbar zu sein an schriftstellerischen Erzeugnissen, sondern sich auch mit den politischen Tagesereugnissen und den neusten Werken aller wißenschaftlichen Fächer und Richtungen vertraut zu machen und doch noch mehrere Stunden des Tages und namentlich die ganzen Abende dem geselligen Leben und seinem Familienkreiß zu widmen.

Früh gegen 5 Uhr stand er auf — die Schule begann im Sommer schon um 6, im Winter um 7 Uhr — und trank in der Stube auf- und abgehend und seine Pfeife — die einzige für den ganzen Tag — rauchend seinen Kaffee. Das war die Zeit, wo er, wie er zu sagen pflegte, sich Luftschlößer baute. Sein Unterricht begann gewöhnlich mit der ersten Stunde. In der Freiviertelstunde, um 8 im Sommer, um 9 im Winter, aß er ein Butterbrot, entweder in der Schule oder zu Hause, je nachdem seine Stunden fielen. Dann gieng er auf sein Studierzimmer. Dies war biß einige Jahre vor seinem Tode im dritten Stock nach dem Hof und Garten zu gelegen; dann verlegte er es vornhin nach der Straße zu, vorzüglich um in dem größern Raume seine Bibliothek beßer aufstellen zu können. Erwähnenswerth ist, daß er nur ein einziges Mal den freilich sehr schlichten Garten besucht hat und zwar, wie es einmal des Abends in dem Hussitenturme, der am Ende des Gartens stand, gespukt haben sollte. Bewaffnet mit einem Knüppel durchsuchte er die alten Räume des Turms und stöberte alle Winkel auß, ohne das Gespenst zu treffen; es würde sich aber auch wohl seiner menschlichen Abkunft bewust geworden sein, so derb schlug er im Vorwärtsgehen um sich. Oft ergezte er sich am Pulte stehend und in den Garten schauend, wo ein Turnplaz von seinen Söhnen angelegt war, an den Sprüngen der Turnenden und wollte sich vor Lachen außschütten, wenn einmal einer sich versah und einen »Purzelbaum schoß.« Oefters, wenn er Gedanken sammelte, sah er zum Fenster hinauß auf den Hof, der unmittelbar unter seinen Fenstern lag und von verschiedenem Geflügel, in der spätern Zeit auch von einem Schweinepaar bewohnt war. Wann er auf seiner Stube war, durfte kein Lärm im Hof

*) Von 1802 biß 1818 achtzehn, von 1818 biß 1831 ein und zwanzig (S. 112), vom 21. Aug. 1831 biß Weihnachten desſ. Jahres drei und zwanzig.

sein. Sein Studierzimmer — in zwei anstoßenden ziemlich dunkeln Stuben befand sich seine reichhaltige Bibliothek — war ganz einfach und hatte nichts auffallendes, außer daß die Tische meistens mit Büchern und allerhand Papieren besezt waren. Einen besondern Plaz nahmen allemal die Schulbücher ein, die er für den nächsten Tag brauchte, und die von da sein Famulus — der famulus communis, wie man ihn nannte — abzuholen hatte. Auf seinem auß Eichenholze gefertigten, mit lauter Fächern versehnen, sehr langen Schreibepulte stand die Büste seines unvergeßlichen Freundes Mörlin; über dem Stehpulte hieng Gottfried Hermanns lithographiertes Bild. Die Stube durfte nur, wann er auf Reisen war, von Grund auß gesäubert, sonst nur alle Sonnabende gekehrt werden. Er arbeitete meistens stehend. Nach 11, gewöhnlich ½12 Uhr gieng er in das Wohnzimmer hinab. Hier trank er ein paar Gläser Wein und las dabei entweder Zeitungen — die Leipziger Zeitung und den Nürnberger Korrespondenten — oder irgend ein neueres Werk des Deutschen, Englischen oder Französischen Schriftentums. Punkt 12 Uhr ward gegeßen. Großen Spaß machte ihm das Brot-Abschneiden und Vertheilen, wenn er da die lange Tafel hinab — es waren in der Regel 6—12 Schüler, gröstentheils Kostgänger, am Tisch — jedem Einzeln sein Stückchen zuwarf, der es fangen muste. Unerträglich war es ihm, wenn er bei Tisch durch Besuch gestört ward. Nach Tisch hielt er biß ½2, wann er keine Stunde hatte, wohl auch biß 2 Uhr sein Mittagsschläfchen. Dann trank er Kaffee, wozu er wieder in der Stube auf- und abgieng. Unmittelbar nach der Mittagsruh war er etwas knurrig und machte ein saueres Gesicht; auch in der Schule war da keine gute Zeit; erst nach einer halben oder ganzen Stunde kehrte die alte Gemütlichkeit zurück. Um 3 Uhr an freien Nachmittagen oder sonst gleich nach der Stunde gieng er auf seine Studierstube und trank der Holländischen Sitte gemäß von 4 Uhr an Thee, den er sich selber aufgoß. Im Sommer gieng er dann gewöhnlich um 6 Uhr spazieren — was er auch manchmal des Vormittags um 11 oder des Nachmittags um 3 Uhr that — oder auch in einen Gesellschaftsgarten. Sonst blieb er biß gegen 7 Uhr in seinem Zimmer und kam dann in die Wohnstube herunter. Vom Spaziergang kehrte er immer regelmäßig gegen 8 Uhr zurück; und wenn er sich einmal verspätet hatte, da wurden von der Mutter, die sich gleich ängstigte — wiewohl er ihr immer anzeigen muste, wo er hin

gieng — Boten nach allen Seiten ausgeschickt. Ehe die Familie mit den Kostgängern zu Abend aß, genoß er seit den lezten Krankheitsfällen sein sehr einfaches Butterbrot allein; dazu trank er ein paar Gläser Bier und später einige Gläser Zuckerwaßer. In diesen Abendstunden las er die Allgemeine Zeitung und andere unterhaltende Schriften. Regelmäßig gieng er auch hier immer eine Zeitlang in der Stube auf und ab. Hier muste auch die Familie beisammen sein, und er schalt gewaltig, wenn der weibliche Besuch, der bißweilen bei der Mutter war, über 8 Uhr blieb. Während des Abendeßens seiner Familie und der Kostgänger sezte er sich gewöhnlich auf das Sopha daneben und ergezte bei heiterer Laune durch Erzählung von Anekdoten und dergleichen und machte seine Witze und Späßchen. Sehr gern sah er es, wenn dann Verwandte oder befreundete Männer, allein oder mit ihren Frauen, sich einfanden. Gleich nach 10 Uhr gieng es zu Bett. Haus- und Hofthür schloß er des Abends immer selbst zu.

Matthiä ward mehrmals angegangen sich malen zu laßen. Diesen Anträgen begegnete er immer damit, daß er meinte, seine Schriften gäben sein Bild zur Genüge. Bei seiner regelmäßigen und einfachen Lebensweise genoß er eine sehr glückliche Gesundheit. Kranksein war ihm etwas ganz ungewohntes (S. 133). So schreibt er einmal (26. März 1832) an seinen Schwager in Leipzig: »Ich hätte Dir früher geschrieben, wenn ich nicht fast eine ganze Woche gegen meine Gewohnheit unpäßlich gewesen wäre, die beiden ersten Tage sogar bettlägerig. Ein sehr heftiger Katarrh, der zu den Folgen eines großen Aergers sich gesellte, hatte mich umgeworfen, und es geht noch immer nicht, wie es sollte und wie ich es sonst gewohnt bin. Doch

ϑαρσεῖν χρη, φίλε γαμβρὲ, τάχ' αὔριον ἔσσετ' ἄμεινον.«

Matthiä als Schulmann.

Auch als Pädagog besaß Matthiä einen gesunden, klaren Blick, der es ihm leicht möglich machte einen jeglichen unter seinen Schülern nach seiner geistigen und sittlichen Besonderheit zu erkennen und zu behandeln. Sein Urtheil, durch Uebung von früh an noch geschärft, betrog ihn selten. Nur den echt boshaften und heimlich tückischen Karakter zu durchschauen, ehe der unzweideutige Beweis ihm

vorlag, war er nicht gemacht; dazu war seine Meinung von der Menschheit zu gut; doch hat von allen seinen Schülern, so lange sie solche waren, wohl keiner in dieser Weise sich gegen ihn selbst gekehrt. Wo er Talent und Fleiß entdeckte, war er glücklich. Wer mit diesen Tugenden noch Sittlichkeit verband, der war sein Liebling im vollsten Sinne; den konnte er mitten im Drange der Geschäfte ganze Stunden unter lehrreichen Gesprächen oder Beschäftigungen auf seiner Stube haben. Sehr gern sah er es, wenn Schüler ihn um Bücher zu ihren Studien angiengen, da ihm dies von eignem innerem Drang und reger Wißbegierde zeugte. Bereitwillig lieh er dann seine besten Außgaben der alten Klassiker oder andere größere Werke, sowie er auch den Fleiß und die Liebe zur Wißenschaft dadurch zu fördern und beleben suchte, daß er die Lektüre erleichternde und versüßende Außgaben dieses oder jenes Schriftstellers empfahl und darbot. Je mehr er sich aber über Fleiß und gesittetes Betragen zu freuen pflegte, desto mehr Unmut empfand er über Unsittlichkeit und Unfleiß, und nicht ohne Mühe konnte der so Erkannte sich bei verändertem Wesen wieder seiner Gunst erfreuen.

Den Menschen geistig und sittlich sich auß sich selbst entfalten zu laßen; den geistigen Trieb zu wecken, aber keine die edle Freiheit des sich entwickelnden Bewustseins einengende und die Individualität vernichtende Bahn vorzuschreiben; nur leitend, hütend, vor Abwegen warnend hier und da einzugreifen, war Matthiäs pädagogischer Grundsaz. Nur so, meinte er, bilde sich Kraft des Willens und Festigkeit des Karakters, Klarheit der Selbsterkenntnis und Freudigkeit des Selbstvertrauens, Reife des Verstandes und Zartheit des Gewißens, und vor allem eine tüchtige Gesinnung. Diese **sittliche Bildung** und ihre natürliche Frucht, der **Fleiß**, sei die sicherste Grundlage der echten Schulzucht oder Disziplin d. h. »der freudigen Befolgung der Schulgesetze und Verordnungen der Lehrer und der freiwilligen Beobachtung des Anstandes und der guten Sitte.« Sie müße aber noch durch mannigfache Mittel gefördert werden, durch Religions- oder religiose Erbauungsstunden *), durch Ermahnungen,

*) Auf diese Erbauungsstunden, womit seit 1802 der Unterricht in den drei obersten Klassen des Alt. Gymnasiums allwöchentlich eröffnet ward, und die besonders von den Professoren **Mörlin** und **Wagner** mit dem segensreichsten Erfolge gehalten worden sind (s. S 85), legte Matthiä den grösten Werth und that nachdrücklichen Einspruch, als man sie einzustellen beabsichtigte. Da-

Warnungen, Zurechtweisungen u. s. w., und namentlich auch durch das Beispiel des Lehrers, der ohne Amts- und Berufstreue, ohne Anstand und Würde, ohne sittlich ernsten Wandel die Sitten mehr zu verderben als zu veredeln geeignet sei. Aber der sicherste Grund zur sittlichen Bildung werde dadurch gelegt, daß man dem Schüler gegenüber die strengste Gerechtigkeit übe. Allerdings sei Pietät, d. h. Liebe und Achtung gegen den Lehrer, eine der schönsten Tugen-

---

gegen hielt er es für unzweckmäßig die Morgenstunden mit Gebet oder Gesang zu beginnen und gab, als diese Einrichtung im Werke war, in Einklang mit seinen Kollegen die nachstehende Erklärung: „In Ansehung des Gebetes oder Gesanges, mit dem jede erste Morgenstunde anfangen soll, kann ich noch immer nicht die Ansicht meiner Herrn Kollegen aufgeben. Ich bin überzeugt, daß das regelmäßige Anfangen mit einem Liede oder Gebete dieses allmählich auch bei dem besten Willen des Lehrers durch die beständige Wiederkehr zu etwas mechanischem, zu einer bloßen Gewohnheitssache macht, die dann das religiose Gefühl mehr abstumpft als erhält und belebt, wie dann bei jedem Gefühle die oft wiederkehrenden absichtlichen Erregungsmittel immer die entgegengesezte Wirkung von dem haben, was man beabsichtigt. In der Theorie sollte man freilich glauben, jene Anordnung müste das religiose Gefühl heben; allein unsere Ansicht stüzt sich auf Erfahrungen, die theils ich in den J. 1802 und 1803, theils meine jüngern Herrn Kollegen als Schüler unter dem sel. Mörlin und dem Herrn Konsistorialrath Grosse, der eine von ihnen noch ganz neulich auf einer benachbarten Schule, gemacht haben. Wie schwer muß es überhaupt dem Lehrer werden ein Verfahren, von dessen Zweckmäßigkeit er nicht überzeugt ist, so zu beobachten, daß die Schüler den Zwang nicht merken, den er sich anthun muß? Denn wenn sie diesen bemerken, damm ist alle Wirkung verloren. Ein Versuch läßt sich hierin nicht machen; denn das Einstellen dieser Methode, wenn sie die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringt, möchte gefährlicher sein als wenn sie gar nicht eingeführt wäre, nicht zu gedenken, daß nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge die Schuld des Mislingens auf den Lehrer kömmt, der es nicht verstanden hätte die Sache gehörig anzugreifen. Es hat mich gefreut ganz ähnliche Ansichten in Niemeyers Grundſ. der Erz. I. S. 169 ff. zu finden." Weiterhin heißt es: „Unsere Schüler haben wenigstens dreimal die Woche, in der Erbauungsstunde und den Religionsstunden, die öffentliche Gottesverehrung abgerechnet, Gelegenheit ihr religioses Gefühl zu entwickeln und zu pflegen, und wie viele Veranlaßungen dieses ungesucht anzuregen finden sich in andern Lehrstunden, z. B. den geschichtlichen, und namentlich bei den Zurechtweisungen der Fehlenden. Seit Bretschneider zur Weckung des religiosen Gefühls den Unterricht in der philosophischen Religionslehre empfohlen hat, habe ich diesem Fache in Selekta jährlich wenigstens ein Vierteljahr gewidmet. Ob es mir damit gelungen ist, weiß ich nicht; aber das glaube ich bemerkt zu haben, daß die große Mehrzahl der Schüler jedesmal ein großes Interesse an den Vorträgen bezeigte."

den des Schülers; aber Wahnsinn sei es diese zu fordern einem ungerechten, eigenmächtigen, willkürlichen Lehrer gegenüber, und erzwungen führe sie zum verwerflichsten Laster, zur Heuchelei. Anstatt hier ins Einzele zu gehen, wollen wir einige Hauptstellen auß Matthiäs Deutschen Schulschriften und hinterlaßenen ungedruckten Papieren außziehn, die ihn seinen pädagogischen Grundsätzen nach am besten zeichnen.

»Daß auf öffentlichen Schulen nicht bloß der Unterricht, sondern auch die Erziehung der Jugend den Lehrern obliegt, ist jezt wohl allgemein anerkannt, obgleich auf Schulen, wo die Schüler nicht unaußgesezt unter der Aufsicht und Leitung ihrer Lehrer oder anderer Vorgesezten sind, auf den sogenannten freien Schulen, die eigentliche Erziehung nicht den Umfang und die Wirksamkeit haben kann, wie in den häuslichen Verhältnissen. Indessen scheint mir doch in dem, was man über öffentliche Erziehung hört, fast außschließlich die Einführung und Handhabung der äußern guten Zucht, der äußern Ruhe und Ordnung berücksichtigt zu werden. Diese ist unerläßlich, aber nicht das einzige und nicht das höchste Ziel; sie artet gar zu leicht in ein Abrichten zu gewissen Zwecken, in ein Dressieren auß, anstatt daß die echte Erziehung auf die Außbildung der Gesinnung, auf Erweckung, Belebung und Leitung des moralischen Gefühls geht. Diese moralische Bildung ist die sicherste Grundlage jener äußern Zucht, und ohne sie wird alles, was man zur Erweckung des religiosen Sinnes thut, nicht über die Hervorbringung eines äußern Formelwesens hinaußgehn, zuweilen gar nur einen Heuchelglauben bewirken.«

»Wenn der Lehrer durch sein Benehmen zeigt, daß er alle seine Geschäfte nicht bloß auß Amtspflicht, sondern mit wahrer Lust und Liebe verrichtet; wenn er sich zu den Schülern nicht in das Verhältnis eines reizbaren, strengen Zuchtmeisters, sondern eines ältern Freundes sezt; wenn er auch in seinen Strafen nicht die Leidenschaft des Beleidigten, sondern das Wohlwollen zeigt, dem es nicht um Strafe als solche, sondern um Belehrung und Beßerung zu thun ist; wenn er sich endlich in allen Verhältnissen, sowohl öffentlichen als häuslichen, als einen Mann bewährt, dem Sittlichkeit und Tugend heilig sind, so wird auch in seinen Schülern ein moralischer Sinn geweckt und gepflegt, der mit dem religiosen Sinne in der genausten Verbindung steht.«

»Wenn es wahr ist, daß das Beispiel bei der Erziehung mehr wirkt als alle Regeln und Vorschriften, so wird bei der öffentlichen Erziehung das Beispiel der Lehrer am wohlthätigsten wirken .... Berufstreue der Lehrer bringt auch in dem Schüler das Bestreben hervor seinem Berufe zu genügen; sie gründet bei dem Schüler den Fleiß, nicht einen solchen, der, durch fast ununterbrochene nähere Aufsicht erzwungen, nichts verdienstliches hat und gewöhnlich mit jenem Zwange aufhört, sondern den Fleiß, der durch Berücksichtigung dessen, was Beruf und Pflicht fordern, hervorgebracht wird. Man thut Unrecht, wenn man diesen Fleiß als etwas von der Disziplin ganz verschiedenes betrachtet; er ist vielmehr die sicherste Grundlage einer guten Disziplin; denn so wie er auß pflichtmäßiger Gesinnung entsprungen ist, so befördert und stärkt er auch dieselbe. Wenn auf einer Schule jener Geist des Fleißes sich im ganzen d. h. bei der Mehrzahl verbreitet hat, so wird dort auch ein guter Ton, eine gute Sitte, es wird Ruhe, Ordnung und Folgsamkeit herrschen.«

»Die sicherste Grundlage der moralischen Erziehung ist die Gerechtigkeit. Man fordere von dem Schüler mit aller Strenge die unbedingte Erfüllung dessen, was Schulverfaßung oder Lehrer ihm auferlegen, und laße keinen Fehltritt irgend einer Art ungerügt oder ungeahndet hingehn. Dabei entferne man alle Rücksicht auf die Person, auf die Verhältnisse, in denen man zu der Familie des Schülers oder zu diesem selbst steht; man laße sich nie durch Gunst bestechen oder durch Ungunst erbittern. Aber auch so kann man noch sehr ungerecht werden, wenn man alle Rücksicht auf die Sinnesart des Schülers, auf seine frühere Erziehung, auf sein früheres Leben auß den Augen sezt. Oder soll der Schüler, der sich stets folgsam, bescheiden und fleißig zeigte, wenn er einmal auß jugendlicher Unbesonnenheit sich vergeht, eben so bestraft werden, wie wegen desselben Vergehens der, welcher in der Regel keine seiner Schuldigkeiten erfüllte und nur deshalb seine Pflicht that, weil er die Strafe fürchtete. Freilich gibt es Vergehungen, die gleich das erste Mal mit aller Strenge gerügt werden müßen. Aber unterscheidet man wohl immer genau, ob einer auß Bosheit oder auß jugendlicher Uebereilung gefehlt hat? Keinem Schulmann ist es unbekannt, daß bei einigen jungen Leuten ein ernster, aber väterliche Gesinnung verrathender Beweis eben so viel oder noch mehr fruchtet, als bei

andern harte, selbst körperliche Strafen. Soll bei der Bestrafung auf diese verschiedene Sinnesart keine Rücksicht genommen werden? Bequem ist es freilich für jedes Vergehen rücksichtslos dieselbe Strafe festzusetzen, aber auch gerecht?«

»Niemand wird leugnen, daß es dem Lehrer obliege nicht nur den Geist der Jugend durch wißenschaftlichen Unterricht zu bilden, sondern auch die Sittlichkeit ihrer Gesinnungen zu entwickeln und zu befördern. Dieses ist nicht anders möglich, als wenn der Lehrer es sich zur Regel gemacht hat immer streng rechtlich gegen seine Schüler zu verfahren und alle Willkür, d. h. alles, was nicht in den Gesetzen der Schule gegründet ist, zu entfernen, nicht nach bloßem Verdachte, nach individuellen Ansichten, nach einer sogenannten moralischen Ueberzeugung zu verfahren, sondern nur durch das, was offen vorliegt, sich leiten zu laßen. Denn wie soll der junge Mensch veranlaßt werden rechtlich zu handeln, wenn er von Seiten seiner Lehrer einer unrechtlichen und willkürlichen Behandlung außgesezt ist?«

»Auch gegen Schüler und überhaupt gegen junge Leute Gerechtigkeit zu üben ist eine Pflicht, der sich kein billig denkender und moralisch guter Mann entziehen wird, zumal da der Lehrer auch das moralische Gefühl des Schülers außzubilden hat, dieses aber nicht möglich ist, wenn nicht auch gegen sie ein streng moralisches Verfahren, wovon Gerechtigkeit unzertrennlich ist, beobachtet wird, weil durch Nichtachtung der Gerechtigkeit die Lehren des Lehrers mit seinen Handlungen in Widerspruch gerathen, das Gefühl für Gerechtigkeit in den jungen Leuten erstickt wird und an dessen Stelle Troz und Starrsinn tritt. Streng, aber gerecht ist von je her die Regel meines Verhaltens gewesen; und ich kann mit dem besten Gewißen betheuern, daß ich nie mit Vorsaz ein Vergehen, wenn es zu meiner Kenntnis kam, ungeahndet habe hingehn laßen, und daß ich bei Anwendung der uns vorgeschriebenen Bestrafungs- und Beßerungsmittel immer die Angemeßenheit der Strafe zu dem Vergehen im Auge behalten habe, also weder zu streng, noch zu gelinde verfahren bin.«

»Es ist öfters der Grundsaz aufgestellt worden, daß dem Lehrer in dem, was er gegen einen Schüler außsagt, unbedingt geglaubt werden müße. Diesen Grundsaz kann ich unmöglich als einen pädagogisch richtigen anerkennen, auß dem einfachen Grunde, weil der

Lehrer, wie jeder Mensch, sich irren kann, wie ich dann von mir gern und offen bekenne, daß ich mich zuweilen bei Beschuldigungen gegen Schüler geirrt habe; und ich glaube nicht, daß ein Verständiger sich je für untrüglich außgeben wird. Sowie in bürgerlichen Verhältnissen nie den einseitigen Außsagen eines Mannes, so hoch er auch stehe, unbedingt Glauben geschenkt, sondern noch die Ueberführung oder das Eingeständnis des Beschuldigten erfordert wird, ehe man ihn verurtheilt, so muß nach meiner Ueberzeugung auch in den Verhältnissen der Schule ein Schüler nie auf die bloße Behauptung des Lehrers hin verurtheilt werden, ohne seine Schuld eingestanden zu haben oder durch andere Umstände überführt worden zu sein, zumal da es bei einer Schule nicht bloß auf Unterricht und auf eine gewisse Dressur ankömmt, sondern auch auf Bildung von Religiosität und Sittlichkeit, die ohne Sinn für Gerechtigkeit nicht möglich ist. Wie sollen junge Leute den Sinn für Gerechtigkeit in sich erhalten, wenn sie sehen, daß diese von ihren Lehrern nicht geachtet wird, daß die Lehrer parteiisch für ihren Mitlehrer gegen den Schüler entscheiden? Oder wie soll der Lehrer die Achtung oder Liebe seiner Schüler behalten, der durch seine Außsagen allein die Verurtheilung eines Schülers bewirkt hat, ohne daß dieser nur gehört ist oder sein Vergehen eingestanden hat?«

»Gesezt es trete der Fall ein, daß ein Lehrer auß Irrtum oder Parteilichkeit oder auß unedeln Absichten einem seiner Schüler ein Vergehen andichtet: soll da der Schüler ungeachtet aller Betheuerungen seiner Unschuld bloß auf die Außsage eines Lehrers hin verurtheilt werden? Sollen die übrigen Lehrer, die mit dem Kläger zu Gerichte sitzen und vielleicht den Ungrund der Anklage einsehn, ihrem Gewißen entgegenhandeln und den Beschuldigten mit verurtheilen, damit etwa dem Ansehn der Lehrer, der »moralischen Idee des Lehrers« kein Eintrag geschehe? Und welches wird der Eindruck sein, den ein solches Verfahren auf den Schüler macht? Natürlich muß es ihn, der sich seiner Unschlud bewust ist, erbittern, und nicht bloß den Bestraften, sondern alle seine Mitschüler, die von seiner Unschuld überzeugt sind; die Achtung nicht bloß gegen den Lehrer, der die Klage geführt hat, sondern auch gegen seine Mitlehrer, die auß Schwäche ihm beigepflichtet haben, muß zerstört und die moralische Idee des Lehrers vernichtet werden. Und nicht bloß unpädagogisch ist der Grundsaz, daß einem Lehrer in allen Fällen, wo er einen Schüler

anklagt, unbedingt geglaubt werden müße, sondern auch unmoralisch. Die Schüler sehen die Gerechtigkeit, für die schon der Knabe ein sehr lebhaftes Gefühl hat, auf das gröblichste verlezt; wie sollen sie noch einige Achtung dafür bewahren? Sie sehen die Unwahrheit und Unredlichkeit siegen; werden sie da nicht dieselben Mittel anwenden, um auch ihre Absichten zu erreichen? Man sage nicht, daß, wenn man jenen Grundsaz aufgeben wollte, die den Lehrern schuldige Achtung verlieren würde. Der Lehrer sinkt nie in der Achtung seiner Schüler, der durch seine Handlungen beweist, daß ihm Wahrheit und Gerechtigkeit über alles geht . . . Beispiele einer solchen kurzsichtigen Leichtgläubigkeit, die in einseitiger Beschränktheit nur dem Lehrer Glauben schenkt, finden sich noch immer hin und wieder. Aber ich fürchte, Schulen, auf denen die Gerechtigkeit verspottet wird, dürften dann Anstalten werden, denen nicht Apoll der Musaget, sondern Apoll der Schinder des Marsyas vorsteht."

»Ist Pietät von Seiten des Schülers ohne Gerechtigkeit von Seiten des Lehrers möglich? Ist es möglich, daß der Schüler Pietät gegen den Lehrer hege, den er als leidenschaftlichen, ungerechten und unbilligen Mann kennt? Man sagt, das Verhältnis der Schüler zum Lehrer solle dem der Kinder zu ihrem Vater gleich sein. Gut! Nur vergeße man dabei nicht, daß die Liebe, welche schon die Natur den Kindern gegen ihren Vater eingepflanzt hat, in dem gegenseitigen Verhältnisse der Lehrer und Schüler nicht von selbst durch einen Naturtrieb entsteht, sondern erst erworben und gewonnen werden muß. Und wodurch anders kann der Lehrer sich diese Liebe erwerben, als durch Wohlwollen und besonders Gerechtigkeit?«

»Was versteht man unter Recht, wenn man behauptet, zwischen Schülern und Lehrern finde kein Rechtsverhältnis statt? . . . Gesezt (exempla sunt odiosa) ein heftiger und reizbarer Lehrer sei so wenig Herr über sich selbst, daß er gegen Einzele oder ganze Klassen die größten Schimpfreden außstieße, oder er bestrafe einen Unschuldigen, den er für schuldig hält, sehr empfindlich durch Schläge oder auf andere Art, soll da der Schüler alles über sich ergehen laßen, sich über seinen rechtlosen Zustand beruhigen, aber nicht mit einer bescheidenen Klage sich an den Vorgesezten des Lehrers wenden? Auf den Preußischen Schulen ist dies dem Schüler gestattet; wenigstens heißt es in der Instrukzion für die Klassenordinarien § 2: »»Der Ordinarius darf

nie und unter keiner Bedingung Klagen eines Schülers über einen Mitlehrer annehmen; dies gehört unter allen Umständen vor den Direktor.««

Bei Abfaßung der neuen Statuten des Gymnasiums im J. 1832 verwandte sich Matthiä mit Wärme für die Beibehaltung des Paragraphen im alten Regulativ, wo es S. 25 hieß: »Schimpfen, Schlagen oder Drohung mit Schlägen von Seiten der Lehrer findet in keinem Falle statt.« »Biß jezt,« sagt er bei dieser Gelegenheit, »hat der Paragraph als Gesez im Regulativ gestanden. Wird er in den neuen Statuten weggelaßen, so wird ein jeder dieses so deuten, von jezt an sei es den Lehrern erlaubt zu schimpfen, zu schlagen und mit Schlägen zu drohn; anstatt also von den Lehrern zu fordern, daß sie ihre Schüler zu gesitteten Menschen zu bilden suchen, erlaube man jezt den Lehrern ihren Schülern das Beispiel der Unsitte und Rohheit zu geben. Das kann auch den Eltern unserer Schüler nicht gleichgiltig sein. Gefahr für das Ansehn der Lehrer fürchte ich von der Beibehaltung dieses Gesetzes gar nicht; biß jezt weiß ich kein einziges Beispiel, daß das Ansehn der Lehrer dadurch gelitten hätte, wohl aber dadurch, daß Einzele unvorsichtig genug waren das Gesez zu übertreten . . . Wenn aber einer der Achtung, die er fordert, durch Uebertretung eines Gesetzes selbst schadet, so ist nicht das Gesez daran Schuld, sondern der Unverstand, mit dem man das Gesez überschritten hat. So wenig eine vernünftige Regierung je befürchtet hat ihrem Ansehn zu schaden, wenn sie in einem Grundgesetze selbst bestimmt, wie weit sie gehen dürfe, so wenig wird ein vernünftiger Lehrer, si parva licet componere magnis, sich etwas zu vergeben fürchten, wenn er durch Gesetze der Schule in seiner Willkür beschränkt wird. Wer dagegen deklamiert, verräth nur, daß er zu dergleichen Außbrüchen der Rohheit geneigt ist, nicht gern darin beschränkt sein will und sich für einen absoluten Herrscher hält.«

Diese Außzüge werden hinreichen, um Matthiän nach seinen pädagogischen Ansichten zu erkennen. Seine Erziehung war im eigentlichen Sinne ingenua ac liberalis. Humanität galt ihm als Grundprinzip der Pädagogik. Ihm ganz auß der Seele gesprochen war der von Pölitz irgendwo aufgestellte Grundsaz: »Der Lehrer achte in seinem Schüler sich selbst.« Ueberhaupt stimmte er biß in das Kleinste hinab mit Niemeyer, dem praeceptor Germaniae,

überein *) und begrüßte dessen unschäzbares Werk über die Erziehung, worin er seine eignen Gesinnungen wiederfand, mit um so größerer Freude, da es ihm keineswegs entgieng, daß diese auf Menschentum gegründete freiere Pädagogik ein Gegenstand des Aergers und der Verdächtigung sei für Schleicher, Filister und Finsterlinge.

In vollkommnem Einklang mit diesen pädagogischen Ansichten stand Matthiäs schulmännische Wirksamkeit. In allem, was er als Lehrer that und sprach, bewährte er den nicht eben häufigen pädagogischen Takt, der, um seine eignen Worte zu gebrauchen, »durch das Leben in der Welt und durch eine vorurtheilsfreie, billige und wohlwollende Gesinnung« erworben wird. Gleich freundlich und liebreich gegen alle seine Schüler, so lange sie ihre Pflicht thaten oder wenigstens einen redlichen Willen zeigten, war er doch in vorzüglichem Grade gütig gegen die Vorzüglichen. Leicht zog er sie durch Aufrichtigkeit und Zutraulichkeit an sich heran und versüßte ihnen die Mühe des Lernens und Denkens am rechten Orte oft durch muntern Scherz. Heiter war er, wenn er die Jugend heiter sah, und lachte auß vollem Herzen mit den Lachenden, wo etwas wahrhaft lächerliches vorkam. Freude war es ihm auf ihre Wünsche einzugehn, so lange sie nicht heraußtraten auß den Schranken der Bescheidenheit und des Gesetzes. So waren die Schüler mit Lust bei seinem Unterrichte und vermieden es ihn zu kränken; wie er denn selbst einmal in einem Schreiben vom Nov. des J. 1831 äußert: »So viel Lust und Eifer die Schüler in meinen Stunden zeigen, so sehr scheuen sie sich auch mich böse zu machen.« Das alles war eine natürliche Frucht der ihm angeborenen »innigen Liebe zu der Jugend, der Liebe, die immer das Beste und den wahren Vortheil der anvertrauten Jugend selbst mit eigner Aufopferung berücksichtigt und die immer mit Liebe zum Geschäft verbunden ist« **).

Troz dieser freundlichen Herablaßung zu seinen Schülern vergab er sich nie das geringste von seiner Lehrerwürde; war nie willfähriger und nachgiebiger, als es der Standpunkt der Schüler und der

---

*) In der 26. Nachricht von dem Gymn. zu Alt. (v. 1833) S. 10 beklagt er es, daß „die gesunden pädagogischen Ansichten, wie sie der in seinem Leben als ein zweiter Melanchthon gefeierte, nun aber fast vergeßene Niemeyer in seinen Grundsätzen der Erziehung dargelegt habe, noch keineswegs, selbst nicht unter Schulmännern, herrschend geworden seien."

**) Matthiäs Worte Vermischte Schr. S. 216.

Begrif einer freien Schule duldete, sondern eiferte sogar gegen diejenige Hinneigung zur Jugend, »die, auß Schwäche entsprungen, sich auch den Launen und Neigungen der jungen Leute hingibt oder wohl gar um ihre Gunst buhlt« *); fertigte Vorwiz und Anmaßung immer in derber Weise ab **); war überhaupt unermüdlich und streng gewißenhaft in Handhabung der äußern guten Zucht und Ordnung und ließ nie ein Vergehen, das er erfuhr oder selbst bemerkte, ungerügt oder ungeahndet hingehn. Dann konnte er tüchtig und lange schelten, und seine Stirn zog tiefe Falten. Besonders böse ward er, wo sich ungebührliche Frechheit kund gab. Wenn seine Lippen zitterten, war wohl keinem wohl zu Mute (S. 151). Doch waren seine Strafen, sowohl wörtliche als thätliche, immer genau gemeßen nach den Umständen, sowie nach der Individualität und der sonstigen Aufführung des Schülers, und er hielt es für pädagogische Plumpheit für ein Vergehn ohne Rücksicht auf Umstände und Personen schon im voraus dieselbe Strafe festzusetzen. Dabei hielt er sich immer in den Grenzen des Anstandes. Daß er niedrig schimpfte, boshaft stichelte, brutal verlezte, kam nicht vor. »Einfältiger dummer Mensch« und das in Hannövrischer Mundart gedehnt und breit gesprochene »Flegel« waren die Scheltworte, in denen sich sein Unmut Luft zu machen pflegte. Seine Rügen und Strafen waren aber nie ohne bedeutende Wirkung; denn überall blickte bei ihnen die wohlwollende Gesinnung durch, die auch durch Strenge nur beßern will. So war sein Benehmen als Lehrer ein Wechsel zwischen freundlicher Milde und wohlgemeinter Strenge, je nachdem das Verhalten seiner Schüler war. »Ein volles halbes Jahr bin ich nun in Lehrerthätigkeit,« schreibt ihm 1818 ein ehemaliger Schüler, jezt selbst Direktor einer Schule, »und habe manchmal daran gedacht, mit welchem Rechte Sie uns die Stirne falten konnten. Ich lebe mein ganzes früheres Leben wieder, nur ein paar

*) Verm. Schr. S. 216.

**) Wenn es im Altenburger Hauskalender v. 1838 heißt: „Matthiä sezte bei Knaben und Jünglingen schon eine gewisse sittliche Entschiedenheit, man möchte sagen eine gewisse Befähigung zum Richteramt in fremder und eigner Sache voraus," so ist dies rein auß der Luft gegriffen. Eine solche pädagogische Kurzsichtigkeit steht in geradem Wiederspruch mit seinen Erziehungsgrundsätzen, die der Verf. jener biograph. Skizze freilich nicht verdaut hat. Vgl. S. 145. 177.

Schritte weiter von der Bank; aber immer noch thut mir Ihr Bild wohl und gibt mir wieder Mut und Kraft, wenn ich zugleich des freundlichen Blicks gedenke, der wie ein milder Regenbogen auß den Wolken drang.«

Durchauß verhaßt war ihm alles Auflauern und Spionieren von Seiten des Lehrers, und er hätte sich bei seiner Ehrlichkeit und Geradheit nie dazu verstanden. Solch ein verstecktes Handeln schien ihm nicht nur die moralische Würde des Lehrers zu verletzen, sondern auch die moralische Bildung des Schülers zu untergraben; denn indem so des Schülers auf Liebe und Achtung beruhendes Vertrauen zu dem Lehrer, die Grundbedingung einer sittlichen Erziehung, verloren gehe, werde nun auch der Schüler durch des Lehrers Beispiel und durch das unaußbleibliche Bestreben der Jugend ihren Aufpasser dennoch zu hintergehn *) zu größerer Heimlichkeit in seinen Handlungen gereizt, und so entspinne sich allmählich das unselige Verhältnis gegenseitiger Täuschung und Betrügerei. Und noch abscheulicher und verwerflicher schien es ihm Aufpasser unter den Schülern selbst zu haben. »Wie zerrüttend es für alle Moralität ist,« schreibt er Verm. Schriften S. 219, »wenn ein Lehrer unter den Schülern heimliche Aufpasser, delatores — nicht Aufseher, die von dem Kollegium der Lehrer angestellt und in Pflicht genommen werden und als solche ihren Mitschülern bekannt sind —, unter der Hand anstiftet ihm alle Aeußerungen seiner Mitschüler zu hinterbringen, braucht wohl nur mit einem Worte erwähnt zu werden.«

Ueberauß gewißenhaft und beinah ängstlich war Matthiä seinen Schülern gegenüber in der Beobachtung der Gerechtigkeit. Alle seine Handlungen entsprachen aufs Härchen den Grundsätzen, die wir ihn S. 164 ff. haben außsprechen laßen. Völlig fremd war ihm jede kleinliche Rücksicht auf Reichtum und Armut, auf hohen und niedern Rang. Seine persönliche Stellung zu den Eltern eines Schülers

---

*) Er theilte hierin die Ansicht eines tiefdenkenden neuern Pädagogen, der sich hierüber äußert: „Verstehe sich nur erst der Lehrer dazu den lauernden Aufpasser gegen den Schüler zu spielen, so fordert er damit nur die List heraus, und in dem dann sich entspinnenden Kampfe zwischen der beiderseitigen Schlauheit trägt die Pfiffigkeit des Schülers um so sicherer den Sieg davon, weil eine Menge Schüler sich's bald zur Ehrensache machen werden zu wetteifern, wer den Zuchtmeister am geschicktesten und durchtriebensten hinters Licht führen könne."

oder zum Schüler selbst kam nie auch nur im entferntesten in Anschlag. Im J. 1812 trug er auf Exklusion eines Schülers an, der in seinem Hause wohnte. Späterhin, als einer von seinen Kostgängern, ein Knabe von 10 Jahren, einen leichtsinnigen Streich begangen hatte, schrieb er an die Schulinspekzion, »er habe den Schuldigen, weil ihn seine That sehr reue, und weil er noch ein unbesonnener Knabe sei, erst selbst mit einigen Stunden Karzer und mit einem Strafsitze in seiner Klasse bestrafen wollen; allein theils des Beispiels wegen, theils damit es nicht heiße, er habe diese den Schülern schon bekannte Sache deswegen in der Stille abgemacht, weil der betreffende Schüler bei ihm im Hause wohne, glaube er es jezt der Schulinspekzion melden zu müßen.« Als 1830 einer von seinen Söhnen der Theilnahme an einem Unfuge beschuldigt war, schrieb er an den Ephorus: »Es muß mir alles daran gelegen sein, daß die Sache aufs reine kömmt, damit nicht etwa über Jahr und Tag ein Vater, dessen Sohn ich streng bestrafte, mir den Vorwurf mache, ich strafte andere streng, bei meinen eignen Söhnen aber ignorierte ich ihre Vergehungen. Ich will durchauß nicht, daß meine Söhne etwas vor andern Schülern voraus haben. Mich selbst bitte ich bei dieser ganzen Untersuchung unberücksichtigt zu laßen.« Aehnliche Beispiele liegen in Unzahl vor. So war seine Gunst immer nur bedingt durch Fleiß und löbliches Betragen (S. 161). Auch die entschiedenste Gunst ließ in dem Augenblicke und in dem Grade nach, wie sich der Schüler verschlechterte. Begründete Klagen eines andern Lehrers reichten hin, um seinem Liebling nach Maßgabe seiner Schuld Verweise, Rügen, Strafen, ja selbst Entfernung von der Schule zuzuziehn *). Er wollte jedes Unrecht bestraft wißen, aber gerecht. Eine schlaflose Nacht konnte ihm der Gedanke machen, daß ein Schüler ungerecht bestraft sei, und er ließ dann kein Mittel unversucht und machte Berichte über Berichte, um eine Linderung der Strafe zu bewirken. Der kollegialische Einklang zwischen Matthiä einerseits

---

*) Diesen offenkundigen Thatsachen gegenüber weiß man in der That nicht, was man von der wunderlichen Bemerkung des Verf. der biographischen Skizze im Altenb. Hauskalender v. 1838 denken soll: „Leicht wurde der Begabtere Matthiäs Liebling und erfreute sich dann wohl einer Begünstigung, welche der sittlichen Entwicklung Gefahr drohen konnte": eine Bemerkung, die überdies, vielleicht nicht übel gemeint, aber doch einer sehr übeln Deutung fähig, also unbesonnen ist.

und seinen frühern Kollegen Mörlin, Messerschmid, Schneider und namentlich Meyner und Wagner anderseits hatte seine Wurzeln vorzugsweise in der Uebereinstimmung dieser Männer in Bezug auf die humane und gerechte Behandlung ihrer Schüler. Mit Unwillen verwarf Matthiä in diesem Rechtsgefühl den Grundsaz, daß man bei gröbern Erzessen diejenigen ohne Rücksicht auf ihre Gegenversicherungen bestrafen müße, die von dem betreffenden Lehrer als Theilnehmer bezeichnet würden, eine Maßregel, die er um so willkürlicher fand, da er auß eigner Erfahrung wuste, wie viel Schwankendes und Wiedersprechendes oft in diesen Außsagen eines Lehrers war. Auch nachzutragen, wo sich Reue und Beßerung zeigte, hielt er für ungerecht; nur Verstockten und beharrlich Schlechten machte er selbst unter veränderten Umständen die Versöhnung etwas schwer. Genau unterschied er bei der Wahl der Strafe zwischenBöswilligkeit und jugendlicher Unbesonnenheit. Einen Schüler wegen jugendlicher Uebereilung, wenn sie auch noch so arg war, von Grund auß zu verdammen oder wohl gar das öffentliche Verdammungsurtheil über ihn zu sprechen fiel ihm nicht ein, und es schien ihm eine rücksichtslose Härte die Bestrafung solcher Vergehen sogar auf die künftige Laufbahn des Jünglings außzudehnen. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art liegt auß den zwanziger Jahren vor. Ein sonst musterhafter Schüler hatte vorzüglichen Antheil genommen an einer Pocherei und war dieses Vergehens geständig relegiert worden. Hierüber berichtete Matthiä im nächsten Osterprogramm: »Wegen Theilnahme an einem Unfuge wurde auf Befehl des Herzogl. Konsistoriums entfernt A... auß P..., der sich biß dahin immer als einen im Betragen sowohl als im Fleiß vorzüglichen Schüler gezeigt hatte.« Als diese Angabe wegen des beigemischten Lobes von einigen sehr übel aufgenommen ward, schrieb Matthiä an ein Mitglied der obern Behörde folgendes: »Es ist mir lieb eine Gelegenheit gefunden zu haben, um meine Ansicht über diese Sache außzusprechen. Hätte ich in dem Programm bloß angegeben, A... sei wegen des verübten Unfugs auf Befehl des Herzogl. Konf. exkludiert worden, so hätte ich dadurch die Meinung begünstigt, daß er ein durchauß nichtstaugender, schlechter Schüler gewesen sei; denn noch nie ist einer relegiert worden, den man nicht in diesem Lichte hätte betrachten können. Indem ich aber jene irrige Meinung begünstigte, hätte ich A... schreiendes Unrecht gethan; denn während seines gan-

zen Schullebens ist er von uns einstimmig für einen sowohl im Fleiß als im Betragen musterhaften Schüler gehalten worden, und selbst der Lehrer, gegen den er sich vergangen, hat zu seiner guten Zensur, zu seiner Ernennung als Inspektor seiner Klasse u. s. w. beigetragen und nie eine Klage über ihn geführt. Es forderte also die Pflicht des Lehrers von mir, daß ich jene nachtheilige Meinung von A..., wodurch ihm großes Unrecht geschehen wäre, zu entfernen suchte. Der Lehrer vertritt ja Vaterstelle bei seinen Schülern, und welchem Vater würde man es verargen, daß er, wenn sein Sohn wegen eines groben Vergehens bestraft worden wäre, öffentlich und laut versicherte, sein Sohn sei sonst nicht in jeder Rücksicht schlecht. Hierbei bitte ich sehr die Wörtchen »biß dahin« ja nicht zu übersehn. Wenn ich sage: A... war biß zu dem verübten Unfuge ein vorzüglicher Schüler, so heißt das doch offenbar nicht: jener Unfug gehört mit zu jenen Vorzüglichkeiten und ist zu billigen, sondern: vorher und ehe er diesen Unfug verübte, war er ein vorzüglicher Schüler; der Unfug wird also außgeschloßen als etwas, das dem übrigen guten Betragen wiederspricht. Uebrigens hat es mich und mehrere andere nicht wenig befrembet A...'s Vergehen so gewendet zu sehn, daß es durch die Anzeige bei dem akademischen Senat in Leipzig seine künftigen Verhältnisse stören und seine Aufnahme auf der Universität, wo nicht verhindern, doch verzögern zu sollen schien, während doch sonst der Grundsaz gegolten hatte, daß das, was einer als Schüler verbrochen, durch die Schulstrafe der Exklusion hinlänglich gebüßt sei und keine weitern Folgen haben dürfe. Wie im J. 1812 ein sehr liederlicher Schüler (von seinem eignen Vater ein »privilegierter Taugenichts« genannt und des Diebstahls höchst verdächtig) förmlich exkludiert wurde, verlangte er von mir ein Zeugnis. Um sicher zu gehn, fragte ich nicht nur bei dem seligen Demme, sondern auch bei dem damaligen Konsistorial-Vizepräsidenten von Mühlen an, wie ich mich zu verhalten hätte. Von beiden erhielt ich die Antwort, daß ich das Zeugnis ohne Bedenken außzustellen habe, weil ein Schulvergehn nie auf die folgende Laufbahn eines Menschen Einfluß haben dürfe. Auf ähnliche Weise äußerte sich Herr Geheime Rath von Ende bei der Exklusion eines Untersekundaners, der ein förmliches Komplott gegen einen Lehrer angezettelt hatte. Und A..., der biß zum Tage des erwähnten Unfugs für einen unserer besten Schüler gegolten hatte, sollte wegen eines zwar groben Vergehens, das

er aber selbst aufrichtig bereute, in seiner akademischen Laufbahn gehindert werden.«

Eine besondere Erwähnung verdient Matthiäs Ansicht über zwei auf Gymnasien nicht seltene Erscheinungen, über das Verbindungswesen und über das Auflehnen der Schüler gegen einen Lehrer durch Pochen, Scharren u. s. w. Was den erstern Punkt betrifft, so meinte er, daß der den Menschen angeborene Trieb zu engerer Vereinigung bei der Jugend um so wirksamer hervortrete, je lebendiger und frischer, je empfänglicher und inniger sie sei; nur Jünglinge ohne Karakter und Gemüt, die sich zu dünkelhafter Selbstgefälligkeit oder niedriger Selbstsucht hinneigten, schlößen sich gewöhnlich von der innigern Gemeinschaft ihrer Mitschüler auß. Dieses engere Anschließen des Schülers an den Schüler, selbst wenn sie einen bestimmten Zweck damit verbänden, sei auch an sich ganz unschuldig, und es sei Sünde an der Jugend dies zu wehren. Wenn aber das jugendliche Gemüt, dessen Bildung noch im ersten Stadium begriffen sei, auf Abwege gerathe; wenn der saftstrotzende junge Baum seine Außwüchse in Freiheit suche, so sei dies nicht ein Zeichen von schlechtem Grund und Boden oder von schlechter Zucht und Pflege, was nur plumpe Beschränktheit wähnen könne, sondern es sei der gesunde Lauf der Natur; nie mache eine noch ungeregelte kräftige Natur ihren Durchbildungsgang ohne hier und da die Bahn der Ordnung zu überschreiten. Jugendliche Uebergriffe in das Gebiet der Politik, wenn sie wirklich auf Gymnasien vorkämen, hiengen immer genau zusammen mit gewissen politischen Aufregungen, die eine lebendige, thatkräftige Jugend immer am leichtesten durchdrängen und von dieser wegen ihrer unvermeidlichen Beziehung zu den sich vorzugsweise hierbei betheiligenden Universitäten durchauß nicht fern zu halten seien. Solche Erscheinungen von vorn herein zu verhüten sei unmöglich, und nur der lächerlichste Vorwiz könne dies verlangen. Verbote und Beschränkungen von außerordentlicher Art reizten nur zum Wiederstand, d. h. zu größerer List und Heimlichkeit, und machten nun das Uebel noch unergründlicher und zäher. Heimliches Aufpassen von des Lehrers Seite habe, abgesehn von der Unwürdigkeit dieser Maßregel (S. 171), dieselbe Wirkung. Es gäbe hier nur zwei Mittel: erstens müße die Jugend bei jeder Gelegenheit, besonders in öffentlichen Reden, mit freundlichem Ernst an ihre wahre Bestimmung erinnert und vor derartigen Abschweifungen gewarnt; zweitens müße über ihr

Thun und Treiben gewacht und, wo man die Spur eines solchen Uebergrifs entdecke, schnell und kräftig eingeschritten werden. Wie Matthiä während seiner Amtsführung diesen Grundsätzen gemäß gehandelt habe, geht nicht nur auß seinem Bericht über den Schülerverein v. J. 1824 hervor (S. 144), sondern auch auß den vielen Stellen seiner Entlaßungsreden, wo er vor den versammelten Schülern gegen dieses Heraußtreten der Jugend auß ihrem Wirkungskreiß geeifert hat. (Vgl. Beilage II und Vermischte Schrift. S. 267. 269. 272 f. 276. 279. 298.)

In Bezug auf den zweiten Punkt behauptete Matthiä, daß sich eine größere Schülermasse nie gegen den Lehrer in solcher Art erhebe, ohne daß dieser die Veranlaßung dazu gegeben, eine Ansicht, die auch bei Gelegenheit eines solchen Vorfalls auf der Altenburger Schule im J. 1828 nicht nur vom damaligen Konsistorial-Präsidenten, sondern auch vom Herzogl. Konsistorium selbst, wenigstens in Bezug auf jenen bestimmten Fall, außdrücklich außgesprochen worden sei. Immer sei es ein auffallender Verstoß gegen die Gerechtigkeit oder brutale Härte oder hämische Bosheit, die das noch in erster frischer Zartheit und Glut begriffene Gefühl der Jünglinge verletze und empöre. Gegen gerechte und humane, wenn auch noch so strenge Lehrer habe sich diese jugendliche Anmaßung noch nie gekehrt. Auß einzeln seltenen Fällen dieser Art zu schließen, es herrsche auf der betreffenden Schule ein schlechter Geist, sei Böswilligkeit oder Albernheit. Jünglinge von der trefflichsten Erziehung und auß den gebildetsten Familien und solche, die in jeder andern Hinsicht zu den vorzüglichsten Schülern gehörten, betheiligten sich oft am meisten bei solchem Unfug, weil sie von Kindheit auf an eine humane und anständige Behandlung gewöhnt wären. Ueberhaupt könne vom schlechten Geist einer Schule nirgends die Rede sein, wo Uebereilungen der Jugend, wenn auch noch so strafbar, durch den Zufall, d. h. durch eines Lehrers zufällige Uebereilung, hervorgerufen würden; es wäre denn, daß man den lebendigen Sinn für Recht und Anstand als schlechten Geist bezeichnen wollte; diesen Sinn aber auf den Fall hin, daß einmal ein Lehrer sich vergäße, geflißentlich und mit allen Kräften zu ersticken sei Sünde an der Menschheit. Um so vorwitziger sei es, wenn unberufene Schwätzer verlangten, die Lehrerschaft oder der Direktor müße dergleichen Unfug von vorn herein verhüten. Dies sei geradezu unmöglich. Von je her sei die strengste Strafe, gewöhnlich

Verweisung von der Schule darauf erfolgt, und dennoch sei das Uebel bei ähnlichen Veranlaßungen zurückgekehrt. Auf Schulen, die berühmt wären durch ihre strenge Zucht, kämen gerade die auffallendsten Beispiele eines solchen Schüleraufruhrs vor. In den Augenblicken der innersten Aufregung erwäge die heißblütige Jugend nicht die Folgen ihres Thuns. Es gäbe hier nur ein wirksames Mittel, ein Mittel, das eben so leicht als natürlich und ohnehin durch die Pflicht geboten sei, daß nemlich jeder Lehrer seine Schüler bei aller Strenge doch gerecht und human behandle, daß er in dem Schüler sich selber achte, daß er sich zu ihm in das Verhältnis eines Vaters oder ältern Freundes stelle *). In der Vorstellung, die er im Nov. des J. 1832 machte (S. 168), als man die Absicht zu haben schien den § des alten Regulativs, »daß Schimpfen, Schlagen u. s. w. von Seiten des Lehrers in keinem Fall stattfinde,« in den neuen Statuten außzulaßen, lehnte er feierlichst alle Verantwortlichkeit für die üblen Folgen, die darauß entstehen würden, ab. Er habe erfahren, sagt er, daß sich Lehrer öfters selbst niedriger Außdrücke, wie »Schufte«, »Saujungen« u. s. w. bedient hätten; dies könne unter den Schülern eine üble Stimmung hervorbringen, worauß wieder Exzesse hervorgiengen. Bei alle dem war Matthiä weit entfernt solche Außbrüche der Unzufriedenheit auch nur im geringsten in Schuz zu nehmen, sondern ist, so oft dergleichen auf dem Altenburger Gymnasium vorgekommen — was in den 33 Jahren seiner Amtsführung etwa drei= biß viermal geschah —, immer schnell und kräftig eingeschritten und hat die erwiesene Theilnahme jederzeit rücksichtslos und mit der grösten Strenge bestraft wißen wollen.

Matthiä wuste wohl, daß seine pädagogischen Grundsätze, überhaupt die ganze besonders von Niemeyer vertretene und auß echt christlicher Moral geschöpfte freiere und menschlichere Erziehungsart entschiedene Gegner hatte. Dies waren theils solche, die überall gern herrschen und nach Willkür schalten, theils solche, die sich über jede lautere Aeußerung einer lebendigen Jugendfrische ärgern oder wohl gar in der kräftig aufstrebenden Jugend die Keime einer kommenden

*) Diese Beobachtung des väterlichen Verhältnisses bildet auf den Königl. Preußischen Gymnasien das Grundprinzip der Disziplin.

Revoluzion erblicken *). Dieser an sich gleichgiltigen Misstimmung wegen, die sich ohnehin auf die Parteiansichten von einigen wenigen beschränkte, seine langbewährten Erziehungsprinzipien aufzugeben kam ihm nicht in den Sinn, sondern er ist denselben biß ans Ende seines Lebens unwandelbar treu geblieben. Bedeutend in dieser Hinsicht ist die Erklärung, die er noch 1833, also kurz vor seinem Tode, in der Vorrede zu seinen Vermischten Schriften gegeben hat. Sie lautet: »Leider scheint die moralische Bildung der Jugend auf vielen unserer Schulen noch zu wenig berücksichtigt zu werden. Die Willkür, der man im öffentlichen Leben so kräftig entgegentritt, ist in den Schlupfwinkeln der Schulen noch zu wenig erreicht worden. Wer sich dieser hingibt, wird ein kräftiger, wer ihr wiedersteht und nur nach den Begriffen von Recht und Billigkeit verfährt, ein schlaffer Handhaber der Disziplin genannt. »Junge Leute sind noch nichts,« heißt es dann. Allerdings sind sie noch nichts; allein sie können und sollen einmal etwas werden, nicht sowohl Männer von Rang und Würden, die es dem, der sie, wie sie noch nichts waren, verlezt hat, entgelten laßen können, sondern tüchtige, redliche und gewißenhafte Menschen; und eben deswegen maxima debetur pueris reverentia, nicht bloß indem man alles unsittliche von ihnen fern hält, sondern indem man ihren Sinn für Sittlichkeit und Gerechtigkeit zu pflegen und zu bilden sucht.«

Als Lehrer war Matthiä sehr gewißenhaft und pünktlich. Mit dem Glockenschlage war er in der Schule, und er erboste sich förmlich, wenn er durch Besuch oder auf andere Weise daran verhindert ward. Nie hat er in dem Zeitraum von 33 Jahren seine Stunden auß andern Gründen als wegen Krankheit außgesezt, und auch dieser Fälle waren äußerst wenig (S. 113). »Ueberhaupt war das Lehramt seine Freude. Mit jedem neuen Kursus war er selber neu. Nie hörte man von ihm eine Klage über die Beschwerden des Lehrerberufs, über das immer wiederkehrende Einerlei, über Geschäftsdruck,

*) Auß diesem Gesichtspunkt ist wohl die vorlaute Bemerkung zu betrachten, die sich der Verf. der schon erwähnten biogr. Skizze erlaubt hat: „Er (Matthiä) war bißweilen nachsichtiger und bereitwilliger, als es der ernster in den Zeitgeist und in die Zukunft blickende Pädagog rathsam finden konnte," eine Bemerkung, die sich erledigt durch das S. 169 f. Gesagte.

selbst wenn verschiedenartige Arbeiten sich häuften.« *) Eine äußerst kostbare Zeit waren ihm die Ferien, weil er sich da ganz seiner gelehrten Muße überlaßen konnte. Doch pflegte er sich am Ende der Ferien immer wieder auf die Schule zu freuen; selbst körperlich fühlte er sich in der Schulzeit wohler. Sein Lehrtalent war ein sehr glückliches, und er unterschied sich darin von vielen andern Philologen, die bei aller Gelehrsamkeit doch nicht im Stande sind in die geistige Sphäre ihrer Schüler herabzusteigen. »Er wuste sich jeder Klasse gleich nüzlich zu machen, wie er es überhaupt verstand nicht nur dem mangelhaften Wißen, sondern auch der schwachen Kraft zu Hilfe zu kommen und sie vorwärts zu führen. Seine Unterrichtsweise, fern von aller Pedanterei, war so natürlich und zusagend, daß vielleicht die meisten seiner ins Lehramt gekommenen Schüler dieselbe, sogar biß zu kleinen Einzelheiten — als müste es so sein —, wieder in ihre Lehrart haben übergehen laßen.« Dabei vermied er jeden Schein der Untrüglichkeit, gestand sogar etwaige Irrtümer und Versehen immer aufrichtig ein. Dadurch ward das Vertrauen der Schüler zu ihm nur noch erhöht, so daß sie ihn oft zum Richter über Behauptungen eines andern Lehrers wählten, wobei er aber immer nur seine eigne Meinung gegenüberstellte, ohne die des andern Lehrers, wenn sie es auch wirklich war, für falsch zu erklären. »In den untern Klassen übte er in den ersten Jahren seiner Amtsführung die Formenlehre und andere Theile der Griechischen Grammatik ein und erklärte leichtere Schriftsteller, um zu einer tüchtigen Grundlegung mitzuwirken. Späterhin beschränkte er sich mehr auf die obern Klassen, Selekta und Prima; nur die Geschichte trug er noch eine lange Reihe von Jahren (erst 1812, dann 1822—1831) in der dritten, zwei Jahre (1820—1822) hindurch selbst in der vierten Klasse vor **). Welche Griechischen und Lateinischen Autoren er in reiflich erwogener Wahl und Aufeinanderfolge ***) und mit gesteigerten Ansprüchen las, darüber geben seine jährlich zu Ostern herausgegebenen »Nachrichten von dem Gymnasium« Außkunft. Sie bezeichnen den

*) Altenburger Hauskalender v. 1838.

**) In den zwei obern Klassen hat er den Geschichtsunterricht von 1812 an biß an seinen Tod gehabt. S. den Aufsaz „über den Vortrag der Geschichte" Verm. Schr. S. 192 ff.

***) S. den Aufsaz „Gedanken über die Wahl der Lat. u. Gr. Autoren rc." Verm. Schr. S. 155 ff.

Höhepunkt, den das Gymnasium erreicht hatte. Meister in der Interpretazionskunst *) wuste Matthiä wie die Sprache, so den Geist der Alten mit einer Klarheit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu entwickeln, daß dem wißbegierigen, wohl vorbereiteten Schüler die Unterrichtsstunden pfeilschnell hinflogen. Sein lebendiger Vortrag ward unterstüzt durch ein angenehmes Organ. Nicht minder außgezeichnet war seine Anleitung zum Lateinischen Stil und die Uebung im Lateinisch-Sprechen und Schreiben **). Seine Aufgaben zu Lateinischen Außarbeitungen waren meist auß der Geschichte und dem Ideenkreiße der Alten entlehnt und für die Fähigern ebenso interessant als bildend. Zum Stof der von ihm lebhaft in Schuz genommenen Extemporalien ***) benuzte er häufig neuere Lateinische Schriftsteller, namentlich Muretus, Ruhnken, Wyttenbach. Auf das Griechisch-Schreiben legte er ebenfalls großen Werth †). Höchst lehrreich und anziehend waren seine alljährlich fortgesezten Vorträge über Griechische und Römische Altertümer und über die Literatur der klassischen Völker ††). Hier war er ganz auf seinem Felde und immer neu im Wechsel der vorzuführenden Gegenstände und der Lehrform. Auch trug er in einem philosophischen Kursus Logik und Psychologie, immer in Ver-

---

*) S. den Aufsaz „über die Methode bei Erklärung der alten Autoren in den obern Klassen der Gelehrtenschulen" Verm. Schr. S. 161 ff.

**) S. die drei Aufsätze über diesen Gegenstand Verm. Schr. S. 168 ff. 174 ff. 180 ff.

***) S. Vermischte Schrift. S. 188 f.

†) Er that dies besonders auß drei Gründen: weil es das tiefere Eindringen in den Geist der Sprache befördere und so das Verständnis der Schriftsteller erleichtere; weil es auch eine unerläßliche Bedingung sei, um die Schönheit der Darstellung und des Außdrucks in den Werken der Griechen fühlen und beurtheilen zu lernen, und weil es auß diesen Gründen eines der trefflichsten Mittel der geistigen Bildung sei, mithin dem formalen Zwecke der Gymnasien vorzüglich entspreche. Weitläufiger hat er hierüber gesprochen in der Vorrede zur Griech. Schulgr. S. VI u. in seinen Vermischten Schr. S. 190 f., wo er die Gegner dieser Uebungen mit den Worten abfertigt: „Die Ignoranten, welche gleich befürchten, man wolle lauter Philologen bilden, wenn man über den gewöhnlichen Hausbedarf hinaußgeht, braucht man wohl in unsern Tagen nicht mehr zu berücksichtigen." Im Interesse dieser Uebungen spornte er auch in der Vorrede zur Griech. Schulgr. S. VI den befreundeten Jakobs zur Herausgabe seiner schon entworfenen Anleitung zum Uebersetzen ins Griechische an.

††) S. den Aufsaz „über den Vortrag der Literargeschichte" Verm. Schr. S. 200 ff.

bindung mit praktischen Uebungen der Denkgesetze (wozu er den Stof auß dem täglichen Leben nahm), in der ersten Klasse vor. Er erklärte jene Disziplinen für untrennbar vom Gesammtzweck des Gymnasialunterrichts und wollte dadurch keineswegs den philosophischen Vorlesungen auf der Universität vorgreifen, sondern vielmehr auf dieselben vorbereiten. Auß allen Kräften förderte er unter seinen Schülern den häuslichen Fleiß und das Privatstudium der Alten. Er bewies es mit seiner eigenen Erfahrung, daß dies der Weg zu wißenschaftlicher Tüchtigkeit und Selbständigkeit sei« *).

Fest hielt Matthiä am formalen Zweck der Gelehrtenschulen. Daher galt ihm als Hauptheil der Gymnasialbildung der Unterricht in den alten Sprachen, durch den seiner Meinung nach nicht etwa Philologen gebildet, sondern theils die Kräfte des Geistes, besonders die Urtheilskraft geweckt und geschärft, theils diejenigen Sprachkenntnisse befördert werden sollten, die den Schüler zum Uebergange zu jedem gelehrten Fache tüchtig machen. Als 1832 ein Anonymus in den Altenburger Blättern Nr. 23 eine »Gymnasial-Reform« verlangte, die darauf hinauß lief, daß den Gymnasien der Zuschnitt von Realschulen gegeben werden sollte, trat Matthiä Nr. 25 derselben Blätter mit einer längern Entgegnung auf **), worin er, was er schon 1830 in einer Lateinischen Rede zur Feier der Augsburger Konfession ***) gethan, die Wichtigkeit der altklassischen Studien für eine tüchtige Geistesbildung nach allen Seiten hin hervorhob. Wegen dieses formalen Zweckes der alten Sprachen verwarf er auch den heutzutage so beliebten Mechanismus, der das Gemüt des Schülers mit Wiederwillen gegen jene Studien erfüllt und doch nur ihr Gedächtnis mit todten sprachlichen Massen oder anderem gelehrten Beiwerk überhäuft. Verhaßt war ihm in obern Klassen alles Einhetzen von Formen und Vokabeln, von ganzen Oden oder Satyren des Horaz †), von unerquicklichen metrischen Systemen ohne objektive

*) Altenb. Hauskal. von 1838.

**) Wieder abgedruckt Verm. Schr. S. 206 ff.

***) Wieder abgedruckt Verm. Schr. S. 127 ff.

†) Jedoch musten die Schüler der zweiten Klasse bei ihm der Reihe nach ein durchgenommenes Kapitel auß einer Rede des Cicero memorieren und vortragen, wodurch besonders die richtige Deklamazion geübt und das Ohr an den echt Römischen Rhythmus gewöhnt werden sollte.

Geltung u. s. w., und die vom Herz. Konsistorium sehr weise geordnete Abgangsprüfung erheischte solche Nebendinge nicht; selbst in den untern und mittlern Klassen wollte er diese Gedächtnisübungen nur auf die nöthigen Formen und Wörter beschränkt wißen. Und doch zeigten die Abgehenden im Wesentlichen keine fühlbare Lücke. Mit einer gewissen Befriedigung pflegte er zu erzählen, daß der selige Buttmann einst, wie er als Gast dem Unterricht auf dem Altenburger Gymnasium beigewohnt, sein Erstaunen geäußert habe über die Leistungen der Selektaner.

In Bezug auf den äußern Organismus der Gymnasien war Matthiä durchauß gegen den hier und da geltend gemachten Grundsaz, daß jeder Lehrer in allen Klassen unterrichten müste. Denn dadurch werde mancher Lehrer, der zum Unterricht in den höhern Klassen vorzüglich geschickt sei, auß diesen Klassen verdrängt und umgekehrt mancher mehr zum Elementarunterricht geeignete Lehrer in die obern Klassen hinaufgeschoben. Beides sei für die Schule von großem Nachtheil. Das Ansehn des Lehrers bei den Schülern hange nicht davon ab, ob er nur in einer oder in allen Klassen unterrichte, sondern von der Tüchtigkeit seiner wißenschaftlichen Bildung und seines Karakters. Auf der andern Seite äußerte er noch im J. 1832, daß er sich von der Zweckmäßigkeit der Klassenlehrer oder, wie sie auf den Königl. Preußischen Gymnasien hießen, der Ordinarien immer weniger überzeugen könne, je länger er darüber nachgedacht habe. Die Einführung solcher Ordinarien finde in der Individualität vieler Lehrer die bedeutendsten Schwierigkeiten. Dagegen empfahl er sehr die auf dem Altenburger Gymnasium schon seit 1802 bestehende Spezialinspekzion, die denselben Zweck und Erfolg wie das Klassenordinariat, aber nicht dessen Nachtheile habe. Außführlicher hat er über diesen Gegenstand gesprochen in der Allgemeinen Schulzeitung vom J. 1828. S. 101 ff.

Als Direktor war Matthiä stets Herr seiner Geschäfte. »Sein klarer und sicherer Ueberblick über alle das Schulwesen angehenden Verhältnisse, seine ruhige und kluge Haltung, seine Macht über die Gemüter ließen den Mangel einer imponierenden äußern Persönlichkeit bei ihm niemals empfinden. Höchst sorgfältig und expedit war er selbst in minder anziehenden Direktorialgeschäften, in der Führung von Protokollen und Rechnungen, in der Anfertigung von Tabellen,

Verzeichnissen *) u. s. w., die er mit seiner saubern Hand, auch unter großem Arbeitsdrange anderer Art, jedesmal zur Stunde und nicht ungern schrieb. In kollegialischer Hinsicht war er gefällig und dienstfertig. Er ließ jeden Mitarbeiter in dessen eigentümlichem wißenschaftlichen Fache ungestört gehn und verhehlte, wenn ihm dasselbe fremd war, gar nicht, daß er nichts davon verstehe. Gegen den jüngern Kollegen machte er seine Ueberlegenheit nie geltend. Selbst Wiederspruch in wißenschaftlichen Dingen war ihm nicht unwillkommen; er gieng darauf ein.« **) Auch in amtlicher Beziehung war er fügsam, verträglich und anspruchslos, ehrte abweichende Ansichten, wenn sie die Frucht der verständigen Ueberlegung waren, ließ sich den besonnenen Wiederspruch gefallen, so weit er der Sache galt, und fügte sich gern den Vorschlägen und Meinungen seiner übrigen Kollegen. Ueberall, wo es sich thun ließ, nahm er zarte kollegialische Rücksichten. Selbst da, wo dies mit dem höhern Interesse der Schule unvereinbar war, schlug er immer erst den Weg der gütlichen Vorstellung ein. Den grundehrlichen, aber leider dem Trunk ergebenen Messerschmid hat er lange Zeit durch freundschaftliche Erinnerungen, die dieser auch immer dankbar hinnahm, auf den rechten Weg zu bringen sich bemüht; als aber das Uebel bedenklich zunahm und die Schule darunter zu leiden begann, wirkte er bei der Behörde für seine Versetzung in den Ruhestand. Auß gleichen Gründen gegen den sonst so talentvollen Professor S....... nach vergeblichen Vorstellungen einzuschreiten überhob ihn im J. 1831 dessen Tod. Bei alle dem wuste er die Selbständigkeit seiner Stellung zu behaupten. Anmaßungen und Eingriffen in die ihm durch Herkommen und durch das Regulativ von 1808 zustehenden Direktorialrechte trat er jederzeit mit Ernst entgegen. Doch hat ihm dazu in den ersten 27 Jahren nur ein einziger unter seinen eigentlichen Kollegen Veranlaßung gegeben (S. 100. 106. 109).

*) Daß er die Protokolle selbst führte und auch bei den vierteljährlichen Prüfungen die Rangordnung sämmtlicher Schüler durch Zusammenrechnung der in den verschiedenen Probearbeiten gemachten Fehler selbst bestimmte, hatte Matthiä wohl mit wenigen Direktoren gemein. Aber gerade diese lezte Arbeit war ihm sehr angenehm.

**) Altenb. Hauskalender von 1838.

Matthiä als Gelehrter.

Was Matthiän als Gelehrten karakterisierte, war die Besonnenheit; es war der klare, ruhige und gesunde Blick, den er auch in allen übrigen Lebensverhältnissen bewährt hat. Damit umfaßte er alle Theile der Philologie, daneben die Philosophie und die Geschichte. Nach allen diesen Seiten hat er schriftstellerisch gewirkt. Nur mit der eigentlichen Kunstgeschichte hat er sich weniger abgegeben.

Geschichte und Philosophie, die Hauptstudien seines Amsterdamer Lebens, kreuzen sich in seiner Holländischen Preisschrift (S. 39. 40), die er im J. 1802 ins Deutsche umarbeitete und als Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den Nazionalkarakteren *) neu heraußgab. Die Ursachen, auß denen er diese Verschiedenheiten erklärt, zerfallen in nothwendige und zufällige. Die nothwendigen sind ihm theils physische und liegen dann entweder im Klima und dessen einzeln Abstufungen oder in der Natur des Bodens, d. h. in der Art seiner Benutzung, seiner Ergiebigkeit, seiner äußern Gestalt und Beschaffenheit und seiner Lage; theils sind es moralische, und diese liegen in den verschiedenen menschlichen Einrichtungen, in der Erziehung, der Regierungsform, der Religion u. s. w. Die zufälligen Ursachen sind ihm namentlich der Umfang eines Landes, der Geist der Nazionen, in deren Nähe ein Volk gestellt ist, die Kriege, in die es verwickelt worden ist, der Karakter seiner Staatsverwalter und Regenten, kurz seine Geschichte. Wir geben hier als Probe auß dieser weniger bekannten Schrift die Stelle der Einleitung, wo der Begrif des Nazionalkarakters festgestellt wird.

»Unter Nazionalkarakter versteht man das jeder Nazion eigentümliche Gepräge der Seelen- und Geisteskräfte in ihren Aeußerungen, in sofern sie sich durch dasselbe von andern Nazionen unterscheidet. — — Der Stof der Seelenkräfte, um so zu sagen, ist bei allen Menschen ursprünglich derselbe; aber ein und derselbe Stof kann sich unter mancherlei Formen darstellen. Wo sich verschiedene Kräfte vereinigen, kann, obgleich sie ursprünglich bei allen gleichartig sind, doch die Art ihrer Mischung und Verbindung und ihr Verhältnis zu einander unendlich verschieden sein. Bei einer Nazion kann ein Theil

*) Leipzig bei Joh. Benj. Georg Fleischer 1802.

der Geisteskräfte auf den höchsten Grad der Stärke und Lebhaftigkeit gespannt und dadurch überwiegend sein, während bei einer andern die entgegengesezte Seite zum Nachtheile der andern die Oberhand zu haben scheint. So ist z. B. bei den Italiänern Einbildungskraft und Schönheitsgefühl, bei den Franzosen Wiz und Gefühl für das Schickliche, bei den Deutschen tiefsinniger, oft grübelnder Geist, und bei den Engländern praktischer Verstand im Verhältnis zu den übrigen Geisteskräften überwiegend. Selbst bei verschiedenen Nazionen, bei denen eine und dieselbe Gattung der Geisteskräfte hervorzuragen scheint, ist dieselbe doch auf verschiedene Art modifiziert. Einbildungskraft und lebhaftes Gefühl sind bei dem Spanier wie bei dem Italiäner hervorstechend; aber bei jenem ist die erstere mehr düster und abenteuerlich, bei diesem mehr gefällig und sanft; bei jenem ist das Gefühl mehr erhaben und edel, bei diesem mehr flatterhaft und sinnlich. Durch solche Verschiedenheiten in der Grundlage und Rangordnung der Geisteskräfte und durch solche oft sehr feine und fast unmerkliche Schattierungen bietet das Menschengeschlecht im Großen eine eben so starke Mannigfaltigkeit dar als einzele Menschen, oft auch Mitglieder einer Familie, im Kleinen zeigen; sie erwecken größtentheils das lebhafte Interesse, das den Philosophen an das Studium der Menschheit feßelt, und entzücken durch das Schauspiel eines unendlichen Wechsels, der sich doch wieder auflöst in die schönste Harmonie.«

Diese Schrift fand damals in der Hall. Lit. Z. ihren groben Rezensenten. Matthiä äußerte hierüber in einem Brief an Böttiger: »Meine Sachen finden vor den Augen der Hallischen L. Z. wenig Gnade. Erst meine Animadversiones, quantas tragoedias excitarunt! und nun sind die Nazionalkaraktere an die Reihe gekommen. Ich denke das Beste ist, man läßt den Narren von Rezensenten laufen, besonders da Schütz jezt bramarbasiert und die Taktik der Injurienklagen vorgezogen hat, nachdem ihm der Wiz wahrscheinlich außgegangen ist.« In welchem Verhältnis Matthiä zu Schütz als Schüler Heynes stand, deutet Böttiger an in einem Briefe vom Juni 1803, worin es heißt: »Die armen Göttinger! Bonaparte und Schütz rüsten zugleich ihre Horden gegen sie; es ist die Frage, welches die feindlichsten sind.«

Der Geschichte allein gehören die Zeittafeln zur allgemeinen Geschichte, die Matthiä für den Gebrauch seines Gym-

nasiums ohne seinen Namen drucken ließ (S. 111) *). Das Büchlein gibt auf 65 eng gedruckten Seiten in abgebrochenen Notizen den wesentlichen historischen Grundstof von den ältesten Zeiten biß zur Eröffnung der Deutschen Bundesversammlung (1816), den der Schüler biß zum Abgang auf die Universität zu seinem festen Eigentum machen sollte. Ferner gehört hieher die ungedruckte Geschichte Roms biß zur Schlacht bei Aktium, eine Göttinger Preisschrift (S. 7), und die außführliche Geschichte des Achäischen Bundes, die ursprünglich für die Allg. Enzyklop. v. Ersch u. Gruber bestimmt war **). Der Stof der leztern ist unmittelbar auß den ältesten Quellen, dem Strabo, Pausanias, Plutarchus, Livius und besonders dem Polybius, geschöpft; von neuern Schriftstellern sind namentlich Manso und Sainte-Croix benuzt; die betreffenden Stellen dieser Werke sind unter dem Texte angegeben. Mehr didaktischer Art ist sein Aufsaz über den Vortrag der Geschichte, worin er in den untern und mittlern Klassen die Griechische, Römische und Deutsche Geschichte ethnographisch, in den zwei obern Klassen die ganze Weltgeschichte nach dem Grundsaz eines bedingten Synchronismus, wie ihn Herodot befolgt hat, und mit Vermeidung alles moralischen, politischen und philosophischen Geschwätzes vorgetragen wißen will ***). Sichern Anzeichen nach hatte er die Absicht sein schon in Holland angelegtes Heft der Universalgeschichte (S. 38) späterhin einmal dem Druck zu übergeben.

Eigentliche philosophische Schriften hat Matthiä zwei herausgegeben. Die erste ist die unter dem Titel Hugo (S. 66. 69) anonym erschienene, acht Bogen starke Flugschrift, worin sich sein Kantischer Eifer gegen Herder, Kants freilich weder ebenbürtigen, noch würdigen Gegner, Luft gemacht hat (vgl. S. 63. 72). Was ihn besonders hierzu gereizt hatte, war der hoffärtige und vornehm spöttelnde Ton, dessen sich Herder gegen Kant bediente. Als Probe auß dieser ziemlich unbekannten Schrift stehe hier der Schluß derselben, in welchem auch Freund Wieland seinen Theil bekömmt (vgl. oben S. 63. 75):

»The charm is wound up, der Zauber ist vorbei, könnten

*) Altenburg (in der Hofbuchdruckerei) 1819.

**) Wieder abgedruckt Vermischte Schr. S. 239 ff.

***) Dieser Aufsaz steht in den Vermischten Schr. S. 192. ff.

wir jezt dreimal mit den Hexen beim Shakspeare rufen *), wenn uns dieser Ausruf nicht zu prahlerisch und in der That zu hexenmäßig vorkäme. Wir könnten diese Schrift auch mit einem Apolog schließen, wenn wir nicht glaubten, daß dergleichen da, wo es auf kalte Ueberzeugung und nicht auf Bestechung durch Blendwerke und dichterische Phrasen ankömmt, am unrechten Orte sind. Man möchte Kants Abhandlung »von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie« gegen die Metakritik gerichtet glauben, wenn jene nicht schon 1796 erschienen wäre. Wir weisen darauf hin, um dadurch den Ton, der in der Metakritik herrscht, einigermaßen zu karakterisieren, obgleich derselbe noch nicht vollkommen darin dargestellt ist. Denn sie sagt nichts von dem freilich auß jener geniemäßigen Methode zu philosophieren folgenden vornehmen Herabblicken auf den Verfaßer der Kritik und von den plumpen und beleidigenden Benennungen, die ihm und seinem Systeme in der Metakritik gegeben werden, was alles zusammen einen Ton hervorbringt, den man nichts weniger als human nennen möchte **). Er trägt meistentheils den Stempel einer Animosität und Erbitterung, welche sonst gewöhnlich die Folge einer gereizten Eitelkeit ist, und die man auch oft bei Schülern antrifft, die sich selbst eines höhern Geistesschwun-

---

*) So that nemlich Herder in Bezug auf die kritische Philosophie in der Vorrede zur Metakr. S. 20 f.

**) So läßt Herder in der Vorrede S. 14 f. die Unholdin Hägsa (Hexe) zu einem vor dem Thale der Akademischen Weisheit entschlafenen Jüngling sagen: „Hier nimm dies kleine Rohr; auß ihm bläsest du Formen, Formen der Sinnlichkeit und jedes möglichen Denkens vor allem Denken. Merk auf! ich blase: Raum und Zeit, Kategorien der absoluten Nothwendigkeit, Postulate alles Denkens. Sieh, wie hoch sie steigen, sie transzendieren. Erleuchte dies Kästchen für die Geweihten; ihr Grauen vor der Dunkelheit wird sich zulezt in ein angenehmes Staunen über den Imaginazionsbrennpunkt der absoluten Allheit jenseit aller Grenzen der menschlichen Vernunft sanft verlieren. So weit warf noch niemand Geschoß und Pfeile; seitdem aber der Weg offen ist, schwingt jeder Zaunkönig sich mit allgiltiger Vollmacht der absoluten Welt- und Wortallheit entgegen." Ebendas. S. 20 heißt es: „Zwölf Jahre hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielt und wir sehen ihre Früchte. Welcher Vater wünscht, daß sein Sohn ein Autonom kritischer Art, ein Metaphysikus der Natur und Tugend, ein dialektischer oder gar ein Revoluzionsrabulist nach kritischem Schlage werde? Nun sehet umher und leset. Welches jüngere Buch, welche Wißenschaft ist mehr oder minder mit Flecken dieser Art nicht bedeckt, und wie manche edle Talente sind zu Grunde gerichtet!"

ges bewust von ihren Lehrern die Bewunderung und den Beifall nicht erhalten, den sie zu erwarten und zu fordern sich für berechtigt halten. Zuweilen wird der Verfaßer auch witzig; nur sind seine Witzeleien meistens von einer und derselben Art, auf Sprache und Worte, wie seine ganze Philosophie, gegründet, in Wortspielen bestehend, und daher etwas schwerfällig. Bei dem Wortspiele mit dem Namen Kant *) denkt vielleicht der in der Literargeschichte bewanderte Leser an das Wortspiel, womit Milton, der ein großer Poët, wackerer Grammatiker, aber sehr mittelmäßiger Politiker und Philosoph war, seinen Gegner Saumaise (Salmasius) zu Boden schlug: er verglich ihn mit dem Fluße Salmacis, der dem, welcher sich in ihm badete, nur die Hälfte seiner Mannheit ließ. Einen wirklich witzigen Gedanken haben wir jedoch am Ende des ersten Theils gefunden; nur Schade, daß er etwas betrifft, worüber ein Anderer wohl am wenigsten witzig sein möchte, nemlich — nichts. Was andere Nazionen von dem Eingange, den die kritische Philosophie in Deutschland gefunden hat, urtheilen mögen, ob sie darauß schließen, daß es in Deutschland gar keinen philosophischen Kopf gebe, weil jene Philosophie beinah die herrschende geworden ist, ob sie die Auflösung der Fragen über das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Freiheit des Willens, so wie die Erörterung alles dessen, was sich hierauf bezieht, für leeren Zeitverderb halten, oder ob sie die Art, wie andere früheren Philosophen diese Fragen zu lösen gesucht haben, troz der geringen Einigkeit, die dadurch über diese Punkte erreicht worden, für befriedigender, die Methode der Kritik hingegen für zu schwerfällig, unangenehm und scholastisch halten mögen; alles dieses sollte, wofern wir uns anders für fähig halten dürfen ein eigenes Urtheil über dergleichen Gegenstände zu fällen und nicht bloß andern nachzubeten, auf unsere Meinung keinen Einfluß

---

*) S. 19 der Vorrede: „Die kritische Schule hat sich in dieses System hineinstudiert und muß seinen cant (im Engl. die Gaunersprache, das Rottwelsch) reden. Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, sein salve, und er hat nichts mehr zu sagen." Und doch hatte Herder selbst S. 18 erklärt: „Von einem Buch ist die Rede, von keinem Verfaßer, noch weniger von eines Verfaßers Gaben und Absicht, sondern von eines Buches Inhalt und Wirkung. Wer diese Begriffe verwirrt und den Verfaßer zum Buch, das Buch zum Verfaßer macht, weiß weder von reiner Vernunft, noch von Kritik und Metakritik etwas."

haben, so lange wir nicht überzeugt sind, daß diejenigen, welche so urtheilen, wirklich eine genaue Kenntnis des Systems haben, worüber sie urtheilen, daß sie der Behandlung solcher abstrakten Materien nicht zu ungewohnt sind, um sie in einer fremden und sehr schweren Sprache gehörig zu würdigen, und daß sie endlich der Schönheit der Schreibart nicht zu viel Wichtigkeit beilegen, um ein Werk, welches darauf keine Ansprüche macht und für das große Publikum nicht da ist, eben deswegen, weil es für dieses und besonders für Frauenzimmer nicht bestimmt ist, also den Mann wegen seines Rockes zu verschmähen. Und ohnehin,

Soll Hermanns Sohn und, Leibnitz, Dein Zeitgenoß
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns),
Soll der in Ketten denen nachgehn,
Welchen er kühner vorüberflöge?

Eine Probe von der Art, wie die Engländer, deren Weisheit im ganzen noch immer ein Nachhall von der Weisheit des weisen Locke ist, hierüber urtheilen, liefert das VI. Stück des N. Deutschen Merkurs von 1799. Nach derselben wundert sich der Rezensent im Critic. Review gar sehr, daß Kants Philosophie weder Atheismus noch Theismus, weder Materialismus noch Idealismus, weder Libertinismus noch Fatalismus, weder Dogmatismus noch Skeptizismus ist. Seiner Meinung nach müste also jede Philosophie, die diesen Namen verdienen will, wenigstens einen von den hier einander entgegengesezten Punkten in ihr System aufnehmen. Da es nun aber nicht fehlen kann, daß nicht das Gegentheil von dem, was der Eine annimmt, von einem Andern behauptet werde, so ist wohl schwerlich zu hoffen, daß sich die Philosophen über Punkte, welche eben nicht zu den unwichtigsten gehören, jemals vereinigen. Und Uneinigkeit in Bezug auf die Grundsätze der Metaphysik gehört also wohl auch nach der Meinung jenes unkritischen Rezensenten zum Karakter der echten Philosophie? Wenn solche Leute uns zurufen: »»seid ihr da, ihr Deutschen, die ihr in manchem so weit wart«« *), wahrlich dann sind wir sehr zu beklagen. Herr Wieland hat im V. Stück seines N. Deutsch. Merk. von 1799 auch ein Wort zur Anpreisung der Herderschen Metakritik zu sagen für gut befunden, worüber sich niemand wundern wird, der dieses berühmten

*) So läßt Herder auswärtige Nazionen in Bezug auf die Kantische Philosophie ausrufen in der Vorrede zur Metakr. S. 20.

Mannes Neigung zum Anpreisen und Empfehlen kennt. Die kritische Philosophie kömmt in dem Aufsatze erbärmlich schlecht weg. Wir müßen den Leser dabei auf eine Methode aufmerksam machen, die sinnreich genug ist, um ein System, das man angreifen will, in Verdacht zu bringen. Da in der Kritik so viel von Noumenen, transszendent, Ideen, Paralogismen, Antinomien u. s. w. gesprochen wird, so darf man nur diese Außdrücke als den Inhalt der Kritik enthaltend zusammenstellen, um dem Publikum die Idee beizubringen, daß in dem Werke uns übersinnliche Kenntnisse mitgetheilt werden sollen. In welcher Absicht jene Außdrücke in der Kritik vorkommen, ob, um in Ansehung derselben uns etwas positives zu lehren, uns eine transszendente Noumenen- oder Ideenwelt wirklich zu eröffnen, oder, um die Begriffe, die jenen Außdrücken zu Grunde liegen, als inhaltsleere, ehemals zwar in der Metaphysik figurierende, nach einer gründlichen Untersuchung und Bestimmung der Grenzen unseres Erkenntnisvermögens aber entweder darauß zu verbannende oder nur als negativ zuläßige Begriffe vorzustellen, das kann dem einerlei sein, der entweder bloß den Zweck im Auge hat oder von jener Unterscheidung selbst nichts ahnet. Wem fällt hierbei nicht der witzige Attische Skurra ein, der den Karakter und die Philosophie des Sokrates durch ähnliche Kunstgriffe lächerlich zu machen suchte, was, wie Herr Wieland so schön bewiesen hat, einzig und allein daher kam, daß der gute Mann den Sokrates und seine Philosophie nur von — Hörensagen kannte. Herr Wieland hätte also in jedem Falle beßer gethan, wenn er sich bei dem Einen, von dem er (wir wißen nicht mit welchem Rechte) sich überzeugt hält, daß er durch die Metakritik bekehrt sich auß der kritischen Philosophie wieder heraußstudieren werde, — wenn er sich bei diesem erst Raths erholt hätte, ehe er mit einem eigenen Urtheile hervorgetreten wäre.« (S. 118 ff.)

Matthiäs zweite philosophische Schrift war das seiner Entstehung nach schon S. 111 besprochene Lehrbuch der Philosophie, worin er zuerst eine Uebersicht aller Theile der Philosophie als Einleitung gab, dann die empirische Psychologie, die Logik, die Metaphysik und die philosophische Moral behandelte, dieser leztern aber der Vollständigkeit wegen noch die Rechtslehre als zweiten Theil der praktischen Philosophie beifügte und zulezt noch kurze Ta-

bellen zur Geschichte der Philosophie anhängte *). In diesem Buche war außer einer wißenschaftlichen und logisch richtigen Anordnung Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe sein Hauptaugenmerk. Eigene Ansichten hat er zwar an verschiedenen Stellen vorgetragen, wie § 28. 39 ff. 71. 92. 93 ff. 96, besonders in der Lehre von den Gefühlen § 46 — 52, im allgemeinen aber war es keineswegs seine Absicht neue philosophische Grundsätze aufzustellen. Ja er behielt oft, besonders in der Metaphysik, die Worte derer, die er zu Führern gewählt hatte, unverändert bei, weil er das, was er sagen wollte, nicht beßer als mit ihren Worten sagen zu können glaubte. Was übrigens den langjährigen und zur Zeit noch unerledigten Streit betrifft, ob es zweckmäßig sei auf Gymnasien Philosophie zu lehren, so glaubte Matthiä, daß es dabei ganz auf die Methode und auf den Lehrer ankomme. Für zweckwiedrig und selbst schädlich hielt er den philosophischen Unterricht, wenn er sich weiter als auf die oberste Klasse der Gymnasien erstreckte; wenn er nicht bloß die Logik und Psychologie, sondern auch die Metaphysik nach dem gewöhnlichen Zuschnitt umfaßte, und ganz besonders, wenn er zu einer bloßen Gedächtnisübung herabgezogen würde, was freilich am allerhäufigsten der Fall sei. Aber Jünglinge, deren Verstand schon durch ein gründliches Studium der alten Sprachen und der Mathematik entwickelt und gebildet sei, in der obersten Klasse durch die Psychologie auf das Wirken ihres Geistes und auf die Gesetze, nach denen dieser wirkt, aufmerksam zu machen, sie zu gewöhnen mit Außdrücken, die sie in Schriften und im gemeinen Leben finden, bestimmte Begriffe zu verbinden und in der Logik ihnen die Regeln, die sie oft schon unbewust befolgt haben und die jeder gesunde Verstand befolgt, in systematischem Zusammenhange als Gesetze des Verstandes zu geben, das, meinte er, müße höchst nüzlich und wohlthätig sein. Mit Recht betrachte man das Studium der Mathematik

*) Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Leipzig bei Brockhaus. 1. Auflage 1824. 2. Aufl. 1827. 3. Aufl. 1832. 4. Aufl. 1844. Ins Italiänische übersezt von **Passerini: Manuale di Filosofia di A. Matthiae, traduzione dal Tedesco** (nach der 2. Auflage), **con un saggio della nuova filosofia Francese del Signor V. Cousin. Lugano 1829.** Ins Französische übersezt von **M. K. Poret: Manuel de philosophie par Auguste Henri Matthiae, traduit de l'Allemand sur la troisième édition. Paris 1837.**

als eine vorzügliche Gymnastik des Geistes, denn sie gewöhne den Geist an ein streng folgerechtes, alles auß seinen Gründen entwickelndes Denken; aber ein anderes Vermögen, das für jede wißenschaftliche Beschäftigung eben so wesentlich sei, das Vermögen eine Reihe von Begriffen und Sätzen, die sich durch kein äußeres Zeichen fixieren laßen, bloß durch die Aufmerksamkeit des Geistes festzuhalten und zu verfolgen, dieses übe nur das Studium der Philosophie, und wer dasselbe nicht schon auf der Schule einigermaßen geweckt habe, der werde auß den philosophischen Vorlesungen auf der Universität wenig oder keinen Nutzen ziehn. Eine wahre Gymnastik des Geistes werde aber der philosophische Unterricht erst durch die Methode. Matthiäs Methode war in der Hauptsache die Sokratische. Er knüpfte die philosophischen Sätze meistens an einen leichten, dem Schüler nah liegenden Stof an und ließ nun den Inhalt derselben durch vorgelegte Fragen, zu deren Beantwortung nur gesunder Verstand und Nachdenken erforderlich war, von dem Schüler selbst auffinden und entwickeln. Auf diese Weise machte er den philosophischen Unterricht zu praktischen Denkübungen. Die Uebersicht aller Theile der Philosophie, die er in seinem Handbuche als Einleitung vorausgeschickt hatte, gab er immer erst am Schluße des ganzen Kursus, weil es ihm eine wiedersinnige Methode schien das Ganze vor der Kenntnis der einzeln Theile aufzustellen *). Hierzu fügte er in den ersten Jahren gewöhnlich noch einen kurzen Abriß der Geschichte der Philosophie. Doch kam er späterhin zu der Ueberzeugung, daß dies mehr ein Gegenstand des akademischen Studiums sei. Um so merkwürdiger war es ihm, wie Joh. Aug. Ernesti hatte behaupten können, für Schulen gehöre weiter nichts als eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie, eine Ansicht, die auch der Oberhofprediger Reinhard in Dresden theilte. »Ich habe nie begreifen können,« sagte er, »wie die Geschichte einer Wißenschaft, die man noch gar nicht kennt, für jemanden interessant und nüzlich sein könnte. Bloß im ersten Jahre meines Hierseins (1802) fieng ich mit einer Geschichte der Philosophie an, wurde aber eben dadurch sehr bald inne, wie unzweckmäßig dieses war.«

---

*) Dies bezieht sich natürlich bloß auf den Gang des Unterrichts. In einem Handbuche, das auf wißenschaftliche Anordnung Anspruch macht, muß das Allgemeine dem Einzeln vorangehn.

Mehr in das Fach der Moralphilosophie schlug Matthiäs zweite Göttinger Preisschrift: Quibus rationibus ac momentis etc. ein, über die er selbst S. 13 f. dieses Buchs gesprochen hat.

Weit ergiebiger war er in der eigentlichen Philologie. Insbesondere war es die Sprachkunde, der er sich seit seiner Uebersiedelung nach Altenburg ergab. Die ersten Keime seiner Griechischen Grammatik entsprangen wohl auß dem Eifer für die Belebung des damals sehr oberflächlichen und lückenhaften Griechischen Unterrichts, der wiederum erweckt war durch den mächtigen Anlauf, den die Griechische Sprachlehre seit dem Beginne des laufenden Jahrhunderts nahm.

Acht volle Menschenalter hatten sich mit den elementarischen und etymologischen Trivialitäten der Aristarchischen Schule begnügen müßen, als endlich im 2. Jahrhundert n. Chr. Apollonius Dyskolus und dessen Sohn Herodianus, der eine die Formenlehre, der andere die Syntax der Hellenischen Sprache, mit klarem Blick durchdrangen. Aber die Ergebnisse ihrer umsichtigen Gelehrsamkeit waren unter dem leidigen Mechanismus von beinah 16 Jahrhunderten theils wenig oder gar nicht benuzt, theils wieder verflacht oder zersplittert worden. Nicht unbedeutend waren die Verdienste eines Laskaris, Gaza und Chrysoloras als mittelbarer Begründer der Deutschen Gräzität (S. 124); aber ihre eigenen grammatischen Systeme waren nichts als verworrene Exzerpte auß den Lehren der genannten Grammatiker, die erst in der nächsten Zukunft durch Männer wie Reuchlin, Erasmus, Stephanus einigermaßen verarbeitet und vervollständigt, obgleich bei weitem nicht von ihren Schlacken gereinigt und zu einem zusammenhangenden Ganzen umgeschaffen wurden. Mit zugebundenem Auge und in der Pfaffenmütze wanderte der Griechische Sprachschaz in das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert, wo Viger, Weller, Hoogeveen, Fischer, Zeune und andere ihre fleißige Hand anlegten. Aber was sie schichteten und speicherten, war nur ein Aggregat von ungeregelten Bemerkungen und altmodischen, abgenuzten Regeln, eine Sammlung ohne Geist und Methode, ohne Einheit und Ordnung. Selbst die umfaßende Gelehrsamkeit eines Hemsterhuis, der ihre Mängel mit Glück verbeßerte und ihre Lücken füllte, wuste seinen Massen nicht den belebenden Funken und einen innern geistigen Zusammenhang zu geben. Jezt kam noch Lennep, und sein verrückter Luftbau beschloß die

Periode des ängstlichen Mechanismus mit einem würdigen Extrem. Alle diese misrathenen Gerüste zertrümmerte das neue gelichtete Jahrhundert. Mit Kantischem Scharfblick und feurig anstrebendem Geiste durchdrang Gottfried Hermann das Chaos des Sprachmaterials und hauchte den todten Massen Leben und Ordnung ein, nachdem bereits Buttmanns scharfes, klares und ruhiges Auge die Stoffe der Formenlehre zu sichten und gegen die Lennepische »Hyder« auf diplomatischem Wege zu sichern begonnen hatte *).

Die Bahn war gebrochen. Tüchtige Gelehrte, wie Schäfer, Jakobs, Lobeck, Heindorf u. s. w. in Deutschland, Porson und Elmsley in England, schloßen sich, wenn auch in abweichender Richtung und mit verschiedener Befähigung, den beiden Forschern an. Unter ihnen war auch Matthiä. Die Griechischen Studien zu fördern stellte er zuerst die zerstreuten Ergebnisse fremder und eigner Untersuchung, besonders über die früher nur wenig und fragmentarisch behandelte Syntax, zu einem vollständigen und zusammenhangenden wißenschaftlichen Ganzen zusammen und führte so ins praktische Leben ein, was biß dahin fast nur Eigentum der Grammatiker von Fach gewesen war.

Unter wißenschaftlicher Grammatik verstand aber Matthiä etwas anderes, als es heutzutage eine gewisse Klasse von Philologen thut. Ihm war weder diejenige Grammatik eine wißenschaftliche, welche die sprachlichen Erscheinungen a priori d. h. auß den der Sprache ihrer Meinung nach zu Grunde liegenden Denkgesetzen herleitete und nach diesen allgemein logischen Begriffen den oft widerstrebenden Sprachgebrauch bequemte; noch diejenige, die in einer sogenannten grammatisch historischen Entwickelung der Sprache sich gefiel, aber auf analytischem Wege und in den hochtrabenden Hieroglyphen einer Modephilosophie sich über die sprachlichen Idiome verbreitete und im Grunde doch nur längst bekannte Resultate wiederholte oder wahrhaft schwieriges unerklärt ließ und nur neue Hypothesen an die Stelle der alten sezte; noch endlich diejenige, die bei-

*) „Man wird finden, daß ich in Bekämpfung dieser Hyder (denn dies war es ganz eigentlich durch den Lennepianismus geworden) nicht der trägste war." Buttmann Vorrede zur mittlern Griech. Gramm. S. VII. „Buttmanns kurzgefaßte Griech. Gramm. (Berl. 1782) ist die erste dieser Art, die auf historischem Grunde mit philosophischer Kritik ein System der Sprache aufbaut." Matthiä Außführl. Gr. Gr. I. S. 20.

läufig in das Sanskrit pfuschte oder den Sprachstof biß ins Unendliche zersplitternd ein künstliches Schachtelsystem von Regeln zusammenfügte; sondern wie er Philosophie als die Wißenschaft, die alles, was sie in den Kreiß der Untersuchung zieht, auß seinen Gründen entwickelt, und wie er jede Sprache und deren Grammatik als etwas historisch gegebenes, als ein historisches Faktum, betrachtete, so verstand er unter philosophischer oder wißenschaftlicher Behandlung der Grammatik die Methode das historisch Gegebene als feste Grundlage zu setzen, die gesammelten Data mit einander zu vergleichen, das Gleichartige unter gewisse Arten und diese wieder unter ihre Gattungen zu ordnen, und so auf synthetischem Wege und durch genaue Beobachtung *) das Gemeinschaftliche aller zusammenzufaßen und Regeln aufzustellen, kurz, da das Gemeinschaftliche von mehrern verwandten Erscheinungen mit dem Grunde derselben zusammenfällt, die sprachlichen Erscheinungen auß ihren Gründen zu entwickeln und hiernach zu einem organischen Ganzen zu vereinigen **).

War dieses das Prinzip, das ihn bei der Anlage seiner Grammatik leitete, so hatte er bei der Außführung selbst vornehmlich folgendes im Auge. Erstlich erstrebte er die möglichste Vollständigkeit in der Darstellung sowohl der Formenlehre als der Syntax. Zweitens suchte er sich so deutlich und so bestimmt wie möglich außzudrücken und alles schwankende, dunkele, verblümte und geschraubte aufs strengste zu vermeiden. Drittens sollte jede Regel durch eine hinlängliche Anzahl von paßenden Beispielen begründet sein, zu welchem Behufe er die klassischen Schriftsteller der Griechen von Homer biß auf Alexander nochmals durchgelesen hatte. Viertens sah er darauf, daß diese Beispiele diplomatisch sicher waren, weshalb er sich der gediegensten Außgaben be-

---

*) „Allgemein logischen Begriffen bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschloßenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, die ich als die Seele der Sprachforschung betrachte. Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewisheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten." Grimm Deutsche Gr. S. VI.

**) S. Vorrede zur 1. Auflage der Außf. Gr. Gramm. S. IX f. Vorerinnerung zur Syntax (2. Aufl.) S. IV f. VI f. Enzyklop. der Philol. S. 32—40.

diente und in zweifelhaften Fällen immer noch selber prüfte. Fünftens endlich war ihm der Griechische Sprachschaz ein Ganzes, das in sich selbst bestimmt sei und dessen einzele Theile sich wieder wechselseitig bestimmten. Er befolgte daher durchgängig den Grundsaz, daß alle Formen und syntaktischen Eigenheiten der Griechischen Sprache auß dieser Sprache selbst erklärt werden müsten, und hat die neuerdings mehr zum Schaden der Lehrbücher eingerißene Heranziehung der verwandten Asiatischen Sprachen, namentlich des Sanskrit, so wichtig ihm eine gründliche Kenntnis dieser Sprachen für die allgemeine Sprachvergleichung schien, bei seinen Griechischen Studien durchauß vermieden.

Diese Grundsätze waren es im allgemeinen, die Matthiä bei der Bearbeitung seiner Außführlichen Griechischen Grammatik (S. 90) befolgte *). Daß selbst in den spätern Auflagen das vorgesteckte Ziel noch immer nicht erreicht, daß seine Grammatik nicht frei von Mängeln war, hat er selbst am deutlichsten erkannt und am offensten bekannt. Das Quintilianische Motto, das er noch bei der dritten Auflage auf das Titelblatt seiner Grammatik geschrieben hat: »Mihi inter virtutes grammatici habebitur aliqua nescire,« beweist am besten, wie er noch im hohen Alter von seinen Leistungen dachte. Es hat aber dieses Buch eine Unzahl der verschiedenartigsten und widersprechendsten Beurtheilungen gefunden. Auf der einen Seite schrieb Heyne: »Ihre Grammatik ist ein mächtiges Buch; ich wünschte, ich könnte nun erst anfangen Griechisch zu lernen. Unstreitig hat man das feinere Sprachstudium ungleich weiter getrieben als es noch vor zwanzig Jahren gebracht war. Aber gewisse Herren wollen jezt die Grammatik a priori feststellen und den Sprachgebrauch nach ihren willkürlichen Regeln bestimmen; das ist sehr abenteuerlich, wiewohl im Grunde jede Grammatik eine Logik ist.« Jakobs schrieb: »Sie haben mit einem Male einen großen Schritt vorwärts gethan

---

*) Außführliche Griechische Grammatik. Leipzig bei F. Chr. W. Vogel. 1 Aufl 1807, ein Theil. 2. Aufl. 1825—27, zwei Theile. 3. Aufl. 1833—35, drei Theile. Ins Englische übersezt von Ed. Val. Blomfield. Cambridge 1821. Ins Italiän. übersezt von Peyron. Ins Französ. übersezt von Gail und Longueville. Paris 1831. Im Mai des J. 1825 ward Matthiä von drei jungen Neugriechen besucht, deren einer — Ἰωάννης Βενζέλου Σμυρναῖος — ihm erzählte, er habe seine Griech. Grammatik ins Griechische übersezt, und sie sei in den Schulen Griechenlands eingeführt.

und ein Gebäude aufgeführt, das nun jeder mit geringerer Mühe weiter ausbilden und bereichern kann.« In der Rezension eines Unbekannten vom J. 1808 war gesagt: »Die Matthiäsche Grammatik zeichnet sich nicht bloß durch ihre Ausführlichkeit aus, sondern auch durch ihre Gründlichkeit und ihre Unbefangenheit von grammatischen Hypothesen, worin so viele ihre gloriole suchen. In philosophischer Behandlung des Gegenstandes läßt sich mit ihr nur die treffliche Italiänische Grammatik von Fernow in Parallele setzen. Zugleich ist die richtige Ansicht festgehalten, daß die Sprache ein historisches Faktum sei, das sich nicht willkürlich zerren und formen läßt, und daß die Grammatik den Gang der Sprache historisch verfolgen und ihre Gesetze aus ihr selbst entwickeln müße.« In der Vorrede zur Englischen Uebersetzung hieß es: »The Greek Grammar, of which a Translation is here presented to the public, in perspicuity of arrangement, in fulness of exemplification and in philosophical views of general grammar is far superior to all publications of the same nature which had preceded etc.« Die Französischen Uebersetzer erklärten: »A. Matthiae a le mérite d'avoir réuni et classé avec le plus d'ordre, de clarté et d'équilibre les faits isolés, les notions éparses dans une infinité d'écrits et les doctrines lentement élaborées par les autres savants. On peut appeler son livre une véritable Grammaire des grammaires Grecques.« Fritzsche in Rostock nannte besonders die Syntax eine sehr wißenschaftliche und überhaupt treffliche *). Auf der andern Seite hatten gewisse Herren, die an alles den Maßstab ihrer eignen überschäzten Individualität zu legen pflegen, bald dieses bald jenes an der Grammatik zu mäkeln. Was er nicht gewollt hatte, weil es seinen Grundsätzen und seinem Zwecke wiedersprach, ward ihm als Mangel an Scharfsinn oder Gründlichkeit oder Sorgfalt ausgelegt. Man vermißte Plan, Einheit, Präzision,

---

*) Jahrb. für Phil. u. Päd. X. S. 22. Böttiger schrieb: „Ihre Sprachlehre ist ein köstliches Stück Arbeit. Hoc erat in votis, werden alle Schulmänner sagen, denen Sie es so maulrecht gemacht haben. Wohl hätte ich gewünscht, daß Sie um der Harthörigen willen die Sache des Etazismus gegen den abgeschmackten Itazismus noch etwas nachdrücklicher geführt hätten. Der übrigens so brave und achtungswerthe Superintendent Tittmann erboßt sich allezeit, so oft sich ein Kandidat beigehen läßt Erasmisch zu lesen, und so ist die falsche Aussprache in unserm Sachsen fast kanonisch."

Kritik, philosophischen Geist. Am wenigsten behagte das Buch den hohen Geistern, die nur tief nennen, wo man keinen Boden findet, und wißenschaftlich, wo der schlichte Gedanke »in eine Unzahl von unnahbaren Phrasen« gewickelt ist. Hervorstechend durch ihren gehäßigen, anmaßenden und vornehm wegwerfenden Ton war eine Rezension der zweiten Auflage von C. W. Krüger *) in den Jahrb. für wißensch. Krit. v. J. 1829. S. 24—52. Auf eine andere Rezension dieser Art bezieht sich folgende Erklärung vom J. 1831, die sich unter Matthiäs Papieren fand, unseres Wißens aber ungedruckt geblieben ist. »Herr Rektor P..., der sich zum Zensor aller neuerdings erschienenen Griech. Grammatiken aufgeworfen, hat auch die 2. Auflage meiner Grammatik in der Jenaischen Lit. Z. außführlich rezensiert. Für seine dort mitgetheilten Bemerkungen und Ergänzungen danke ich ihm, obgleich er meine Grammatik oft nur auß der Buttmannischen, zuweilen selbst durch Zitate auß dem N. T. und den LXX ergänzt hat und von mir selbst hierin noch bedeutend unterstüzt werden könnte, da ich mir noch weit mehr, als Herr P. dort beigebracht, gesammelt habe, was ich aber natürlich in meiner Grammatik nicht alles außkrame. Den meisternden, höchstens einem Schullehrer gegen seine Schüler zustehenden Ton jener Rezension übergehe ich mit Stillschweigen. Ueber die Anordnung meiner Grammatik, die ich schon in der Schulgramm. v. 1808 großentheils nach Hermanns Erinnerungen in der Leipziger Lit. Z. befolgt habe, sagt Herr P. in der Rezension selbst nichts, hat aber sein Urtheil hierüber in der Rezension von Bernhardys »wißenschaftlicher Syntax« in der Leipz. Lit. Z. nachgeholt, vielleicht durch Bernhardys anmaßende Aeußerung in der Vorrede seines Buchs S. IV **), worauf ich erst neulich durch Hermann aufmerksam gemacht worden bin, ermuntert; denn das Beispiel ist ansteckend. Nachdem er nemlich in seinen frühern grammatischen Schriften und Außgaben dem Gang

*) Der Mann hat jezt nach beinah 20 Jahren bei zehnfach reichern Vorarbeiten selbst eine Griechische Grammatik geschrieben, die bei manchem gediegenen doch eben so viele als bedeutende Mängel hat.

**) „Die scheinbare Fülle (der Matthiäschen Grammatik) konnte ihre innersten Mängel, ihre Planlosigkeit und verborgene Armut, unbefangenen Blikken nicht entziehn.“ Bernhardys „wißenschaftliche Syntax“ nannte Matthiä einen hellblauen Dunst, wiewohl er die Einleitung rühmte und auch von der Syntax selbst einräumte, daß sie einige geistreichen Winke gäbe.

meiner Grammatik gefolgt ist, und während ein kompetenter Richter, Herr Prof. Fritzsche in Rostock, meine Syntax eine sehr wißenschaftliche nennt (S. 197), urtheilt Herr P. in der Leipz. L. Z. »Bei Matthiä ist die Anordnung die schwächste Seite des Buchs, da die Syntax, weit entfernt wißenschaftlich geordnet zu sein, vielmehr in den meisten Abschnitten ein bloßes Aggregat von mehr oder minder gleichartigen Regeln ist.« Die Ansichten der Menschen sind verschieden. Ich und andere nennen eine Anordnung wißenschaftlich, wenn das Material nach gewissen allgemeinen, in der Natur der Sache, nicht in äußern Umständen begründeten Grundsätzen und Gesichtspunkten, nach Gattungen und Arten geordnet ist (s. meine Gr. § 313 f. § 381 u. Vorrede zum 2. Theil S. VI ff.). Herrn P. scheint dieses nicht zu genügen; er fordert, um ein Buch wißenschaftlich zu nennen, daß dieses nach seinen Grundsätzen und Ansichten, die aber noch nicht bekannt sind, eingerichtet sei. Woran soll ich mich da halten? Das Beste wird sein, daß ich nach bester Ueberzeugung, wie bißher, meinen eignen Weg gehe; denn wenn zwölf Männer ein System der Griechischen Syntax entwürfen, so kämen gewis zehn abweichende Systeme zum Vorschein, von denen das eine das andere der Unwißenschaftlichkeit zeihen würde.« Außerdem findet sich im Handexemplare der 2. Auflage seiner Grammatik auf das Titelblatt geschrieben: »Mancher Schriftsteller wird von Leuten heruntergemacht, die ihr Wißen eben erst auß seinem Buche holten. Raumer Br. auß Par. I. S. 188.« Rezensionen von jenem Schlage hat Matthiä nicht beachtet. Nur die gründlichen und bei allen Außstellungen doch in anständigem und würdigem Tone gehaltenen Beurtheilungen von Hermann in der Leipz. L. Z., von Sommer in der Krit. Bibl. und von Mehlhorn in der Hall. L. Z. hat er bei neuen Auflagen gewißenhaft benuzt. Ueberhaupt ließ er sich gern belehren, wie er denn im nachher erwähnten Excursus zu Cic. Cat. einmal erklärt: »Nihil minus decet grammaticum quam sua tantum mirari, quae alii afferant, cum supercilio fastidire.«

Der Hauptzweck seiner Grammatik, die Beförderung und Veredlung der Griechischen Studien, konnte aber nur halb erreicht werden, wenn nicht schon auf der Schule ein festerer Grund gelegt ward. Daher entschloß er sich, was er durch seine größere Sprachlehre ins Leben eingeführt hatte, durch einen Außzug auß jener der Schule

zugänglich zu machen (S. 90). Diese Schulgrammatik erschien schon im August des nächsten Jahres *). Die in der außführlichen Grammatik befolgten Grundsätze leiteten ihn im allgemeinen auch hier, nur daß er hier den Standpunkt des Lernenden schärfer ins Auge faßte und zu diesem Behufe sich noch größerer Uebersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung befleißigte. Auß Gründen, die er in der Vorrede gegen Buttmanns Ansicht (Schulgr. 4. Aufl. S. XIV), daß die Syntax in einer Schulgrammatik durchauß nur ein Anhang sein könne, umständlich entwickelt hat, ließ er der Syntax und besonders auch den Partikeln eine möglichst außführliche Behandlung angedeihn. Sehr zu Statten kam ihm bei der Bearbeitung dieser Schulgrammatik die Rezension seiner größern Grammatik von Gottfried Hermann (S. 199), von der er sagt (Vorr. S. VIII): »Viele Regeln glaube ich in dieser Grammatik bestimmter und somit richtiger als in der größern vorgetragen zu haben; und hierin, wie in der beßern Anordnung des Ganzen, verdanke ich vorzüglich viel der vortrefflichen Rezension in der Leipz. L. Z. (v. 1807). In der Anordnung des Einzeln konnte ich zwar dem scharfsinnigen Rezensenten nicht ganz folgen. Aber doch enthielt jene Rez. manche Winke und Ansichten, durch deren weitere Verfolgung es mir gelungen ist z. B. den Gebrauch eines jeden Kasus auß einem Prinzip zu deduzieren, was mir bei der größern Grammatik nicht möglich war.«

Bei dem Gebrauche dieser Grammatik überzeugte sich aber Matthiä, daß sie für den Anfänger noch viel zu viel enthalte, und daß es sehr mühsam für ihn sei sich darin gehörig zu orientieren. Daher ward nun wiederum ein Außzug auß der Schulgrammatik gemacht, der für den ersten Griechischen Unterricht gleichsam die Quintessenz der Formenlehre darbot (S. 90) **).

Auch mit der Lateinischen Grammatik hat er sich gründlich beschäftigt, wovon er in seinen exegetischen Schriften vielfache Beweise gegeben; wiewohl auß diesen Studien kein größeres Werk hervorgieng, sondern nur die drei Abhandlungen de anacoluthis apud Ciceronem, de usu futuri exacti Latinorum und de formula haud scio an ***). Auch hier ist der Grundsaz festgehalten, der ihn als

*) Griechische Grammatik zum Schulgebrauch. Leipzig bei Vogel. 1. Aufl. 1808. 2. Aufl. 1824.

**) Griechische Formenlehre für Anfänger. Leipzig bei Vogel 1814.

***) Die erste, in der eigentlich zwei Programme auß den Jahren 1809 u.

Grammatiker karakterisiert (S. 195), daß nicht nach willkürlich oder a priori festgestellten Regeln der Sprachgebrauch bestimmt, sondern daß auß dem kritisch festgestellten Sprachgebrauche die Regel entwickelt werden müße. Ueber die Formel haud scio an gerieth er in einen gelehrten Streit mit dem Leipziger Professor Beier. Als er nemlich wegen der schon früher gegen Gernhard aufgestellten Behauptung, daß nach haud scio an in verneinenden Sätzen immer eine Verneinung wie nemo, nullus, nihil, numquam, nie quisquam, ullus, umquam folge, von Beier in der Schulzeitung v. J. 1826 heftig getadelt worden war, forderte er diesen zu einer weitern brieflichen Besprechung des fraglichen Gegenstandes auf. Der Erfolg dieses eben so langen als lebhaften Briefwechsels — es liegt uns ein großer Stoß von Beierschen Briefen vor — war, daß Matthiä seine Ansicht in einigen Stücken berichtigte und ergänzte, indem er namentlich seine Behauptung auf Cicero und dessen Zeitgenoßen beschränkte, Beier dagegen in der Hauptsache Matthiäs Ansicht beitrat, was er in der Leipz. L. Z. v. J. 1827 offen außgesprochen hat. Das Nähere ist von Matthiä in der Einleitung zu der betreffenden Schrift erzählt.

Unter seine Schriften über Lateinische Grammatik gehört gewissermaßen auch, wiewohl es mehr die Lateinische Sprache überhaupt umfaßt, sein Buch über den Lateinischen Stil *). Den Stof dazu lieferten die Bemerkungen, die er sich seit 1802 bei der Korrektur der freien Lateinischen Arbeiten gemacht hatte. Daß er aber jene Bemerkungen zu einem Buche ordnete und in den Druck gab, dazu bestimmten ihn die wunderlichen Ideen über den Lateinischen Stil, die damals ein Ungenannter in der Allg. Schulzeitung (1825. Nr. 69 und 143) außsprach. Er suchte diese zunächst in zwei langen Aufsätzen »über die Bildung des Lateinischen Stils« **)

1810 verschmolzen sind, steht in Wolfs Liter. Anal. II, S. 1 ff. u. Verm. Schr. S. 56 ff. Die zweite, ursprünglich Programm v. J. 1824, ist der 2. und 3. Auflage der sieben Reden des Cicero als Excursus angehängt und wieder abgedruckt Verm. Schr. S. 71 ff. Die dritte steht als Excursus hinter der 2. u. 3. Aufl. der Ciceronianischen Briefe.

*) Entwurf einer Theorie des Lateinischen Stils. Leipzig bei F. Chr. W. Vogel 1826.

**) Auß der Allg. Schulz. abgedruckt in den Vermischt. Schriften S. 174 ff. u. 180 ff.

zu berichtigen. Aber das wirksamste Mittel gegen die Verbreitung solcher Ansichten schien ihm eine zusammenhangende Anleitung zum Lateinischen Stil zu sein, und eine solche herauszugeben trug er um so weniger Bedenken, da bei der Unbrauchbarkeit der praecepta stili von Scheller auch für Lehrer ein derartiger Leitfaden nöthig war. Das Buch zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren erster die Rhetorik oder die Regeln des Lat. Stils, der zweite die Methodik des Lat. Stils behandelt. Der erste Abschnitt zerfällt wieder in vier Theile, in denen die vier wesentlichen Bedingungen des Stils erörtert werden, 1. die Richtigkeit, 2. die Deutlichkeit, 3. die Annehmlichkeit, 4. die Angemeßenheit des Stils. Im dritten Theile kommen die Tropen und die rhetorischen Figuren, im vierten die verschiedenen Arten der Lateinischen Aufsätze zur Sprache.

Auß der Beschäftigung mit der Altertumskunde sind folgende Schriften hervorgegangen. Die Altertümer im engern Sinne behandelt die außführliche und gründliche Schrift de judiciis Atheniensium *), deren Stof unmittelbar den unterm Texte vollständig angegebenen Quellen entnommen ist, wie er denn am Schluße selbst hierüber sagt: »Non id tantum egi, ut, quae de eodem argumento scripserunt Sigonius, Heraldus, Meursius, Petitus, alii, excerperem et alio, forsan meliori ordine disponerem, sed etiam ut oratoribus Atticis, historicis, glossographis hoc ipso consilio diligenter perlectis nonnulla, quae illi vel omiserant vel minus accurate tractaverant, adjicerem et comparandis diversis scriptorum Graecorum locis illustrarem.«

Ferner schrieb er zwei mythologische Abhandlungen, eine Lateinische: de ratione tractandae Graecorum mythologiae, und eine Deutsche: über Buttmanns philosophische Deutung der Griechischen Gottheiten, insbesondere des Apollon und der Artemis **). Beide Abhandlungen ergänzen sich einander. In der ersten spricht er sich gegen die symbolische Deutung (s. oben S.

*) Augusti Matthiae dissertatio de judiciis Atheniensium (1802). Die Schrift ist den Miscell. philol. Vol. I. p. 141 — 171 u. p. 229 — 278 einverleibt.

**) Die erste, ursprünglich Programm v. J. 1821, steht Verm. Schr. S. 115 ff. Die zweite, zuerst für Ilgens Zeitschr. f. hist. Theol. II, 2. S. 19 ff. bestimmt, ist wieder abgedruckt Verm. Schr. S. 223 ff.

141), in der zweiten gegen die von Buttmann versuchte philosophische Erklärung der Griechischen Mythen aus. Er selbst wählte mit Heyne, Voß, Lobeck den sichern historischen Weg und meinte, daß nur dieser eine wißenschaftliche Behandlung der Mythologie gestatte, aber freilich sehr mühsam sei.

Hieher gehört endlich sein Grundriß der Literaturgeschichte, über dessen Entstehung schon S. 111 das Nöthige gesagt ist *). Die Grundsätze, die ihn bei dieser Arbeit leiteten, sind zwar in der Vorrede bereits von ihm entwickelt, müßen aber hier in der Hauptsache wiederholt werden, weil von einigen Rezensenten u. s. w. über dieses Buch ins Blaue hinein geurtheilt worden ist. Erstens war er der Ansicht, daß die Literatur eines Volkes historisch dargestellt werden, d. h. daß sie in ihrer Entstehung und ihren ersten Anfängen entwickelt, durch alle Stufen ihrer Bildung biß zu der Vollendung, die sie bei dem Volk erhielt, und von dieser biß zu ihrem gänzlichen Verfall mit steter Berücksichtigung der politischen oder wißenschaftlichen Einwirkungen durchgeführt werden müste, daß aber von einer solchen Literargeschichte eine Würdigung der literarischen Werke und eine Angabe der Lebensumstände der bedeutendsten Schriftsteller unzertrennlich sei; denn auf den Geist und Karakter eines Schriftstellers hätten seine Lebensverhältnisse und seine Umgebungen meistens großen Einfluß, während sich wiederum in den schriftlichen Denkmälern einer Nazion der jedesmalige geistige Standpunkt derselben offenbare. Eine solche historische Darstellung der Literatur könne, meinte er, den Namen einer philosophischen Behandlung der Literatur mit größerem Rechte in Anspruch nehmen, als die so sehr gepriesene sogenannte wißenschaftliche Methode, die einem logischen Schematismus zur Liebe die Schriftsteller nach den Gattungen der Rede ordne und unbekümmert um den geschichtlichen Zusammenhang und um das Vorherrschen der verschiedenen Gattungen zu verschiedenen Zeiten die Literatur nicht in ihrer lebendigen Organisierung, sondern als ein starres geschloßenes Ganzes darstelle und nicht nur das Ganze der Literatur, sondern auch einzele Schriftsteller, die verschiedene Gattungen bearbeitet haben, außeinander reiße. »Hesiodus,« fährt er anders-

*) Grundriß der Geschichte der Römischen und Griechischen Literatur. Jena bei Frommann. 1. Aufl. 1815. 2. Aufl. 1822. 3. Aufl. 1834. Ins Dänische übersezt von Malthe Möller. Kopenhagen 1824. Auch ins Englische ist er übersezt; doch können wir nicht angeben, wann und von wem.

wo in demselben Sinne fort, »wird in vier verschiedenen Fächern, als Heldendichter, didaskalischer, Fabel- und Epithalamien-Dichter aufgeführt *), als ob diese von den Theoretikern durch Abstrakzion aufgestellten Dichtungsarten in dem Geiste des Dichters nicht auf das innigste verbunden gewesen wären. Die Dichterin Sappho wird in nicht weniger als neun Stücke zerrißen, wovon dann jede der neun Musen ihren Theil hinnehmen kann: sie gehört 1. den Zwischengattungen, die den Uebergang der epischen zur lyrischen Poësie vermittelt haben sollen, und zwar a. den Epithalamien, b. den Räthseln, c. der erotischen Elegie, d. dem elegischen Epigramm, dann 2. der eigentlichen lyrischen Poësie, und zwar a. dem Melos oder der Ode, b. dem lyrischen Hymnus, c. dem Skolion, d. der Monodie, e. den erotischen Liedern **). Unglückliche Dichterin! Was reiner Erguß deiner lebendigsten Empfindung, deines tiefsten Gemütes war, aber in mannigfaltigen Formen sich äußerte, das wird von denen, die vor allen andern den Geist des Altertums treu und lebendig auffaßen sollten, in die kalten leblosen Formen einer willkürlichen Theorie, in eine bloß logische Reihe von Gattungen und Arten und Unterarten eingezwängt, damit nur einmal Ordnung in das verworrene Chaos der Griechischen Literatur komme! Wann wird man doch in der Altertumswißenschaft erkennen, was in der Philosophie schon ziemlich allgemein erkannt ist, daß das ewige Spalten, Trennen und Zerlegen den Geist tödtet, und daß das in Natur, Wißenschaft und Kunst Gegebene rein aufgefaßt und redlich wiedergegeben sein will!« Ferner war Matthiä der Meinung, daß ein Schulbuch nur andeuten, nur den Grundstof in deutlichen Umrißen geben müße, und er hielt dasjenige Schulbuch für das gelungenste, das seinen Stof in den engsten Raum zusammendrängte. Endlich war sein Grundsaz, daß ein Lehrbuch, in so fern es einen wißenschaftlichen Stof in systematischem Zusammenhange darstelle, vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigen, daß aber beim Unterrichte selbst dem Gange der geistigen Entwickelung gemäß vom Einzeln und Besondern zum Allgemeinen fortgeschritten werden müße. In Erwägung dieser Grundsäze kann niemand

*) S. Passows Grundz. der Röm. u. Griech. Lit. Berl. 1816. S. 60. 62. 66.

**) S. Passows Grundz. S. 66. 68. 70. 74. 76.

zweifelhaft sein, warum Matthiä weder ein chronologisches Verzeichnis der alten Schriftsteller, noch ein Handbuch der alten Literatur nach sogenanntem wißenschaftlichen Zuschnitt, wo die Schriftsteller nach den Gattungen der Rede geordnet sind, noch endlich eine Geschichte der alten Literatur, sondern eben einen Grundriß der Geschichte der klassischen Literatur und zwar in folgender Anordnung herausgab: Er theilte jede Literatur in vier Perioden, schickte jeder derselben eine historische Einleitung voraus, worin die Entstehung, die allmähliche Ausbildung und die gegenseitigen Einwirkungen der verschiedenen Gattungen der Literatur der Zeit nach entwickelt waren, und ließ dann die bedeutendsten Schriftsteller in chronologischer Ordnung folgen. Diese Aufzählung der Schriftsteller, der auch ihre Lebensumstände, der Inhalt ihrer Werke und ihre wichtigsten Bearbeiter beigefügt wurden, sollten sich zu den vorausgehenden Einleitungen wie die Noten zum Text verhalten. Beim Unterrichte dagegen übergieng er anfangs die Einleitungen und machte den Schüler gleich mit den Namen und Lebensumständen der wichtigsten Schriftsteller, sowie mit dem Inhalte, dem Werthe und den Ausgaben ihrer Werke bekannt. Erst wenn er glaubte, daß die Schüler mit diesen Einzelheiten hinlänglich bekannt wären, gieng er die Einleitungen nachträglich durch. Der Wiederholung wegen ließ er zulezt die Schriftsteller jeder Periode von den Schülern selbst nach den verschiedenen Fächern ordnen, und dies war der einzige Nutzen, den er bei der sogenannten wißenschaftlichen Behandlung der Literargeschichte fand.

Nach diesen Erörterungen dürfte es kaum nöthig sein die wunderlichen Urtheile einiger vorwitzigen Rezensenten zu wiederlegen. Die Klasse der Gelehrten, vor deren Geistestiefe nichts Gnade findet, was nicht mit den Kunstwörtern ihrer allein seligmachenden Philosophie verbrämt ist, nannte das in schlichtem Deutsch geschriebene populäre Buch natürlich seicht; sie hätten es wahrscheinlich zweckmäßiger gefunden, wenn es kein Schüler verstanden hätte. Andere, die unbekümmert um die Tendenz einer Schrift die Gründlichkeit derselben in der grösten Ausführlichkeit suchen, nannten das Buch oberflächlich und lückenhaft; sie hatten nicht überlegt, daß es ein Handbuch für Schüler sei, das sich auf das Wesentlichste beschränken muß. Am schamlosesten aber war das Urtheil eines Rezensenten in den Jahrb. f. Phil. XIII. S. 222. Nur auf dieses hat Matthiä und

zwar in folgender Art geantwortet: »Wenn ein Ref. in den Jahrb. meinem Buche eine rein chronologische Zusammenstellung Schuld gegeben und meine Methode der, welche F. A. Wolf in seiner Gesch. der Röm. Lit. zuerst befolgte, entgegengesezt hat, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß derselbe keines von beiden Büchern recht angesehen hat; denn Wolf schickt ebenfalls jeder Periode eine allgemeine Uebersicht des Ganges der Literatur voran und läßt dann die Namen der Schriftsteller in chronologischer Ordnung folgen; und eben so bin ich verfahren und habe auch auf die Griechische Literatur angewandt, wovon jener bloß für die Römische Literatur ein Muster gegeben hatte. Nur die Anordnung der Schriftsteller nach den verschiedenen Gattungen der Literatur, die Wolf als 2. Theil hinzugefügt hatte, habe ich auß guten Gründen außgelaßen.« Mit größerem Rechte ward an der 3. Auflage dieses Handbuchs getadelt, daß es mehrere nicht unbedeutenden neuern Außgaben der alten Schriftsteller nicht enthielt. Womit sich diese Lücken entschuldigen laßen, werden wir späterhin bemerken.

Zahlreich waren auch die Schriften, in denen Matthiä die praktische Philologie handhabte. Er hat sich hier, je nachdem es gelehrte Schriften oder nur Schulschriften waren, theils in der Kritik, theils in der Hermeneutik, theils in beiden zugleich versucht. Die erste gelehrte Schrift dieser Art war die schon auf der Hochschule (1786) begonnene und S. 9 f. besprochene Abhandlung de Pherecydis fragmentis *), deren Zweck war in die zerstreuten Bruchstücke dieses Schriftstellers Ordnung und Einheit zu bringen. Dem unüberlegten Vorwurf einer »willkürlichen Anordnung,« den Sturz in seiner neusten Außgabe der Pherek. Fragmente jener Arbeit machte, ist Matthiä in der den Reliquiis Alcaei vorangeschickten Epistola ad Grossmannum p. V begegnet.

Eine zweite Schrift dieser Art waren die ebenfalls noch auf der Hochschule herausgegebenen, von ihm selbst aber in der Beschreibung seines Lebens übergangenen Observationes criticae **). Sie sind

---

*) Sie ist zum Programm v. J. 1814 benuzt und steht außerdem in Wolfs Analekten I. S. 321 u. Verm. Schrift. S. 102 ff.

**) Observationes criticae in Tragicos, Homerum, Apollonium, Pindarum etc. Göttingen bei Vandenhoek und Ruprecht 1789.

in vier Kapitel vertheilt: In Aeschylum et Sophoclem. In Euripidem. In Apollonium Rhodium et Homerum. Miscellanea. In den Göttingischen Anzeigen v. gel. Sachen v. J. 1789. 174. Stück war damals über diese Schrift gesagt: »Herr Matthiä, einer der Söhne unseres ehemaligen Professors, der schon neulich durch seine Preisschrift (S. 193) eine gute Meinung von sich erweckte, hat vor seiner Abreise nach Holland eine Probe seiner Bekanntschaft mit der alten klassischen Literatur hinterlaßen, welche zugleich Beweise einer feinen Griechischen Sprachgelehrsamkeit, einer gesunden Beurtheilung und eines kritischen Scharfsinns enthält.« Auch in den Gothaischen Gelehrten Zeitungen v. 1790. 1. Stück hieß es: »Herr Matthiä zeigt sich hier als scharfsinniger Kritiker und gelehrter Humanist, und die meisten seiner Verbeßerungen machen seiner Sprachkenntnis und seinem Geschmacke Ehre.«

Dieser Schrift folgte im J. 1800 von Belvedere auß (S. 64. 69) eine Arbeit über die Homerischen Hymnen, die er ebenfalls schon in Göttingen zum Stof einer philologischen Probeschrift ersehen (S. 10), dann aber für spätere Zeiten zurückgelegt hatte *). Was er sich hierbei für eine Aufgabe gestellt, besagt der Titel. Bei der Behandlung der Hymnen selbst, die vorzugsweise kritisch war, stand ihm eine von Mitscherlich mitgetheilte Kollazion des werthvollen codex Moscoviensis und dreier Pariser Handschriften, sowie eine Reihe von handschriftlichen Bemerkungen Ruhnkens, die ihm Wyttenbach gesendet, zu Gebote (s. S. 71). Das Buch ist Heynen, dem Begründer seiner philologischen Studien, gewidmet. Es fand in den Ergänzungsblättern der Allgem. Lit. Z. v. 1802. Nr. 96. 97. einen sehr übermütigen Rezensenten — der Ungenannte war, wie es sich später zeigte, Gottfried Hermann. Eine »Antikritik« von Seiten Matthiäs war unvermeidlich. Sie erschien im Intelligenzblatt der Allg. L. Z. v. 1803. Nr. 22. S. 180 — 185. Ihr auf dem Fuße folgte aber ebendas. S. 186 — 192 eine »Antwort des Rezensenten,« worin der schon früher gebrauchte übermütige Ton biß zu einer maßlosen Arroganz gesteigert war. Das Merkwürdigste dabei war, daß der Rezensent hier plözlich den Spieß umkehrte, indem er die Antikritik eines »unanständigen und niedrigen Tons« bezüch-

*) **Animadversiones in Hymnos Homericos cum Prolegomenis de cujusque consilio, partibus, aetate. Leipzig bei Weidmanns 1800.**

tigte. Es war aber in jener Antikritik nichts von solchem Außdruck zu bemerken; Matthiä sprach dort in dem ruhigen Tone des Unwillens, wiewohl er die Bemerkungen des Rezens. hier und da lächerlich machte, wie sie es verdienten. Er ist auf diesen Streit noch einmal zurückgekommen in der Vorrede zu seiner Außgabe der Homerischen Hymnen, die sich im J. 1805 an seine Animadversiones anschloß *). Dies war das erste Begegnen zweier Männer, die späterhin die aufrichtigsten Freunde geworden sind (S. 155). Die Vermittlung geschah besonders durch den Euripides, dem Matthiä seit 1809 seine philologische Thätigkeit zu widmen begann (S. 104 f.).

Für den Euripides war biß zum ersten Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts schon bedeutendes geschehn. Die grösten Philologen der damaligen Welt, Valkenaer in Holland, Markland und Porson in England, Gottfried Hermann in Deutschland, hatten ihm ihre Sorgfalt angedeihen laßen. Einer hatte den Andern ergänzt. Dennoch war eine neue Bearbeitung dieses Dichters ein dringendes Bedürfnis. Alle jene Gelehrten hatten nur einzele, ja oft dieselben Tragödien behandelt, und die Hälfte der Stücke war noch in traurigem Zustand. Noch war Hermann — selbst Porson nicht außgenommen — der einzige, der die Euripideische Kritik — und auch dies nur in drei Tragödien, der Hecuba, dem Herc. furens und den Supplices, — auf den dynamischen Werth der alten codices stüzte. Aber Hermanns Kritik war wiederum zu willkürlich, indem er oft änderte, was dem Euripides minder gelungen, aber doch Euripideisch war. Er hat auf diese Weise oft die Dichtung des Euripides verbeßert, aber nicht den Text berichtigt; denn die Nachwelt will den Hellenischen Dichter wie er war **). Ferner waren eine Menge werthvoller Handschriften und wichtiger Varianten entweder noch gar nicht oder ungeschickt oder unordentlich benuzt. Vor allem aber that den Scholien und Fragmenten Sichtung, Säuberung und Vervollständigung Noth. Also bedurfte es noch einer Gesammtaußgabe des Euripides, worin die Scholien gereinigt und ergänzt und der Text des Dichters, besonders seiner vernachläßigten Stücke, durch wiederholte sorgfältige Vergleichung und nach den Grundsätzen einer wißenschaftlichen und besonnenen Kritik, die nicht

*) Homeri Hymni et Batrachomyomachia. Leipz. b. Weidm. 1805.
**) Vgl. Matthiäs Enzyklop. der Philol. S. 143.

zählt, sondern wägt und den Dichter nimmt, wie er ist, so weit wie möglich wiederhergestellt war. Diese Aufgabe stellte sich Matthiä. Da er sich nicht, wie der neuste Herausgeber des Euripides *), vermaß dieselbe in kritischer Beziehung vollkommen zu lösen, so suchte er einen vollständigen kritischen Apparat zu liefern und überhaupt alles zusammenzustellen, was zur Berichtigung des Textes diente, um künftigen Kritikern den Weg zu ebnen; auf sachliche und sprachliche Erklärung aber gieng er nur da ein, wo, was freilich sehr oft der Fall war, entweder noch keine Erklärung vorlag oder die vorhandene nicht befriedigte oder die Beurtheilung der Varianten von der Erklärung der Stelle abhieng. Er war aber bei dieser Arbeit mit Hilfsmitteln versehn, wie sie seit Musgrave nur wenigen Bearbeitern des Euripides zu Gebote standen. Der Medizeische Bibliothekar de Furia versah ihn mit einer sehr sorgfältigen Kollazion von vierzehn Florentinischen, Amadeus Peyron mit einer Kollazion von zwei Turinischen, Hermann mit einer Kollazion von drei Augsburger und einer Dresdner, Niebuhr mit der Kollazion einer Kopenhagener Handschrift; Jakobs versorgte ihn mit den variis lectionibus des Viktorius, die er eigenhändig auß einer Münchner Aldina abgeschrieben, Langer verschaffte ihm den vortrefflichen Wolfenbüttler Kodex zur eigenen Vergleichung; vier Florentiner, ein Turiner, der Kopenhagener und besonders der Wolfenbüttler Kodex boten zur Ergänzung und Verbeßerung der Scholien reichen Stof, und für die Bearbeitung der Fragmente gelang es ihm auß der Luzakschen Bibliothek die Barnesische Außgabe mit den Randnoten Valkenaers zu erhalten. So unterstüzt war er denn allerdings im Stande für seinen Euripides etwas erhebliches zu leisten. Neun Bände waren biß zu Matthiäs Tode fertig, wovon I. II. III. den Text enthalten, IV. V. die Scholien, VI. VII. VIII. die Noten und IX. die Fragmente **). Die Hinzufügung der auf dem Titel verheißenen Lateinischen Uebersetzung scheint er aufgegeben zu haben. Aber bedeutende Materialien fanden sich bei seinem Tode zu einem Index vor, der den X. Band außmachen sollte und ungefähr so angelegt

*) Euripides restitutus von Hartung.

**) Euripidis tragoediae et fragmenta. Recensuit, interpretationem Latinam correxit, Scholia Graeca e Codicibus manuscriptis partim supplevit partim emendavit A. M. Leipzig bei Joh. Aug. Gottl. Weigel 1813 – 1829.

war, wie Poppos Index zur Anabasis. Da der Verleger diesen Index zu Matthiäs Euripides durch Herrn Dr. Kampmann hat besorgen laßen *), wobei Matthiäs reichliche Vorarbeiten unbeachtet geblieben sind, so haben sich die zwei ältesten Söhne des Verstorbenen entschloßen diese Vorarbeiten zu einem selbständigen und außführlichen Lexicon Euripideum zu benutzen **).

Nach Matthiäs Bearbeitung blieb für den Euripides freilich noch viel zu thun, wie denn noch manches Jahrhundert vergehen wird, biß der verstümmelte und von einem neuern kritischen Renommisten nach vielfacher Heilung neu zerfezte Dichter in seiner Urgestalt vor Augen liegt. Euripides nahm vorzugsweise eine glückliche Konjekturalkritik in Anspruch. Obwohl aber Matthiä für solche Stellen, deren Verbeßerung von gründlicher Sprachkenntnis und gesundem ästhetischen Urtheil abhängt, einen sehr sichern Blick besaß und den Euripides in dieser Hinsicht an zahllosen Stellen berichtigt hat, so meinte er doch mit der kritischen εὐστοχία, bei der es auf Genialität und poëtische Gewandtheit ankömmt, nicht sonderlich begabt zu sein. Er selbst sagt in der Vorrede zu den Fragm. S. IV: „Versus poëtae ut emendatiores legerentur, sedulo operam dedi; rarius tamen quam vellem hoc mihi contigit ingenii vitio, quod ad locos scriptorum coniectura sanandos parum idoneum est.“ Dazu gesellte sich für Matthiäs Außgabe ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen Text und Noten, ein Uebelstand, den der Umfang und die Anordnung des Werkes mit sich brachte; denn zwischen jenen lag der lange Zeitraum von wenigstens acht Jahren, in denen er über viele Punkte theils durch andere Gelehrte, theils durch eigne Studien eines Beßeren belehrt ward. Ueberhaupt hat Matthiä selbst am besten über seinen Euripides geurtheilt, wenn er in der Vorrede zum 1. Bande sagt: »Wie ich auch das übernommene Geschäft verwaltet haben mag, das denke ich soll mir gelungen sein, daß der Dichter vielfach geheilt auß meiner Hand hervorgegangen und noch öfter durch mich der Weg gebahnt sei, der zur Entdeckung der Wahrheit führt. Doch freilich ist es, wie Xenophon sagt (Mem. Socr. 2, 8, 5), nicht leicht

*) Euripidis tragoediae et fragm. Recensuit etc. Augustus Matthiae. T. X. Indices in Euripidis tragoedias et fragm. confecit etc. Dr. C. F. Campmann. Leipz. b. Weigel 1837.

**) Lexicon Euripideum ab Augusto Matthia inchoatum confecerunt C. et B. Matthiae. Leipzig bei Friedr. Fleischer 1841. Vol. I.

ein Werk zu liefern von jeglichem Tadel frei; denn wenn es schon schwer ist ganz fehlerfrei zu sein, so ist es noch schwerer, selbst mit einer fehlerfreien Arbeit, einem verständigen Richter anheim zu fallen.«

Auf einen berichtigten Text war es hauptsächlich abgesehn beim Herodot, den Matthiä im Verein mit seinem nachherigen Kollegen Apetz herausgab *). Zu Grunde gelegt war der Text von Gaisford. Ueber etwaige Abweichungen gaben die am Ende des 2. Bandes angehängten Noten Rechenschaft, wo auch hier und da eine schwierigere Stelle erklärt und der Gebrauch gewisser Formen festgestellt war.

Kurz vor den Fragmenten des Euripides (1829) erschien eine Sammlung der übrig gebliebenen Gedichte des Alkäus **). Sie waren nach denselben Grundsätzen behandelt und geordnet wie die Fragmente des Pherekydes (S. 206). In den Noten war alles gesammelt, was andere zur Erklärung oder Verbeßerung dieser Ueberreste beigetragen hatten. Auch er selbst hat sich hier mehrfach in der Konjekturalkritik versucht, wiewohl er mehr darauf außgieng die Fehler des Textes zu ermitteln und aufzudecken als zu berichtigen, zumal da dies leztere wegen der Zerrißenheit des Textes oft gar nicht möglich war. Zur Einleitung diente eine kurze Abhandlung de Alcaei vita et carminibus. Voraus gieng die Epistola ad Grossmannum, über die S. 148 das Nöthige gesagt ist.

Hermeneutik und Kritik hat er endlich in zahlreichen kleinern Abhandlungen und Programmen gehandhabt, von denen wir hier nennen de locis nonnullis Ciceronis de finibus bon. et mal. (Verm. Schr. S. 1—32), de locis nonnullis librorum Ciceronis de oratore (Verm. Schr. S. 33—43), de locis nonnullis Ciceronis de nat. deor. (Verm. Schr. S. 52—56), de locis nonnullis Horatii (Verm. Schr. S. 78—83), de nonnullis locis Pindari, tum de Babrii fabulis (Verm. Schr. S. 96—102). In die philologische Aesthetik schlagen ein die Abhandlungen: Loci nonnulli libri I Tusc. disp. cum locis Aeschinis et Plutarchi comparati (Verm. Schr. S. 44—52) und de vetustissimorum poëtarum licentia a proposito

---

*) Herodoti historiarum libri IX. Cum brevi annotatione A. Matthiae et Henr. Apetzii. Leipz. bei Teubner 1825. 2 Bände.

**) Alcaei Mytilenaei reliquiae. Collegit et annotatione instruxit A. M. Leipz. bei Fr. Chr. W. Vogel 1827.

degrediendi (Verm. Schr. S. 108—115). Durch leztere Abhandlung suchte er gegen die Verdächtigungen zu wirken, die man auß dem bei ältern Schriftstellern bemerklichen Mangel an streng logischer Folge der Gedanken zu schöpfen pflegte und noch pflegt. Ueberhaupt hat er sich auch in der höhern Kritik vielfach versucht. Hier zeigt er sich als entschiedener Gegner der destruktiven Richtung, die sich besonders im Aburtheilen und Verdächtigen offenbart. Die Prolegomena von Wolf hielt er der Außführung nach für meisterhaft, aber dem Hauptresultate nach für ganz verfehlt, und er hat die Unhaltbarkeit jener Ansicht berührt in dem vorerwähnten Aufsaz de vetust. poët. lic. etc. (Verm. Schr. S. 108 f.) und in dem Grundriß der Gesch. der Griech. und Röm. Lit. 3. Aufl. S. 9 ff. So tritt er im Euripides VI. S. 423—430 und VII. S. 320—327 gegen die Meinung auf, daß es im Altertum eine doppelte Bearbeitung der Medea und der Aulidensischen Iphigenie gegeben habe, in der Außgabe der 6 Ciceronianischen Reden S. 292 gegen die Behauptung, daß die Rede pro Archia poëta nicht vom Cicero sei, in dem Programm de Tyrtaei carminibus (Verm. Schr. S. 83 ff.) gegen Joh. Val. Francke, der einzele Verse und ganze Stücke dieser Gedichte für unecht hielt, in dem Programm de carmine Theocriteo XXIX gegen Fr. Thiersch, der den Alkäus für den Verfaßer jenes Gedichtes hält.

Schulaußgaben gibt es von Matthiä fünf, wiewohl die zwei ersten, die schon S. 87 besprochenen Carmina Graeca selecta und die Historiae Graecae capita praecipua, mehr als Sammlungen zu betrachten sind. Dem Texte legte er hier jedesmal die beste Außgabe zu Grunde, obgleich er auch den Verbeßerungen anderer Gelehrten und seinen eignen Vermutungen hier und da Raum gab. Dem ersten Buch vorausgeschickt ist ein alphabetisches Verzeichnis der benuzten Dichter nebst kurzen biographischen Notizen; angehängt ist ein Griechisch-Lateinisches Wortregister.

Diesen beiden Büchern folgte nach einigen Jahren (S. 104) eine dritte Sammlung, die auß Lukianischen Stücken bestand und gleichsam als praktischer Theil seiner Griechischen Grammatik betrachtet werden konnte *). Zu diesem Behufe befanden sich unter dem Texte zahlreiche grammatische Zitate über Formen und Wendungen

*) Lucians außgewählte Gespräche. Als Lesebuch für die mittlern Klassen der gelehrten Schulen. Leipzig bei Fr. Chr. W. Vogel 1809.

der Sprache, während die sachlichen Notizen theils in den als Anhang beigegebenen Stücken aus Homer und Herodot, theils in dem beigefügten Wortregister ihre Erläuterung fanden.

Selbstthätiger trat er auf in den außerlesenen Briefen des Cicero (S. 111) *). Diese Briefe wurden früher auf den Gymnasien nur wenig gelesen, zumal seit Martyni-Laguna in der Vorrede zu seiner Außgabe im J. 1804 dagegen geeifert hatte. Matthiä war aber der Ansicht, daß sehr viele derselben den reifern Schülern eine eben so unterhaltende als belehrende und bildende Lektüre gewährten. Und er war hierin durch den Erfolg bestärkt worden; denn er hatte seit 1809 alle zwei Jahre mit den Schülern der zwei obern Klassen einige 20 von den leichtern Briefen durchgenommen, und die meisten hatten die unterbrochene Lektüre immer freiwillig fortgesezt. So entschloß er sich eine Anzahl solcher Briefe zum Schulgebrauch herauszugeben. Er wählte dazu vornehmlich die in einfach schöner Sprache abgefaßten. Das Verständnis, das namentlich auf Kenntnis der geschichtlichen Besonderheiten aus Ciceros Zeit beruht, suchte er theils durch chronologische Ordnung der Briefe zu befördern, theils durch kurze historische und antiquarische Anmerkungen, theils endlich dadurch, daß er die Memorabilia vitae Ciceronis aus der Schützischen Außgabe mit einigen Aenderungen anhängte. Exegetische Noten gab er nur da, wo die Gelehrten angestoßen waren oder sonst eine erhebliche Schwierigkeit obwaltete. Kritischer Bemerkungen enthielt er sich gänzlich, und er traute seinen Ohren kaum, als er vernahm, daß dies ein Rezensent im Aprilheft der Jen. L. Z. misfällig aufgenommen hatte.

Nach denselben Grundsätzen und zu demselben Zwecke gab Matthiä 2 Jahre später (S. 111) sieben besonders hierzu geeignete Reden des Cicero herauß **), nur daß sich die Anmerkungen hier, wie es der Stof mit sich brachte, mehr auf grammatische Gegenstände, besonders auf den Ciceronianischen Sprachgebrauch, bezogen. Die Kritik ließ er hier ebenfalls aus dem Spiele. Nur an einigen wenigen Stellen hat er in aller Kürze eine Schreib- oder Redensart ge-

*) **Ciceronis epistolae selectae ac temporum ordine dispositae.** Leipzig bei Vogel. 1. Aufl. 1816. 2. Aufl. 1825. 3. Aufl. 1829.

) **Ciceronis orationes VII, pro Roscio, pro lege Manilia, IV in Catilinam, pro Murena. In usum scholarum edidit A. M. Leipzig bei Vogel. 1. Aufl. 1818. 2. Aufl. 1826. 3. Aufl. 1831.

gen Aenderungsversuche zu schützen oder eine von ihm selbst gemachte Aenderung (pro Rosc. § 39. 74. pro Mur. § 13.) zu begründen gesucht. Ueberhaupt hielt er hier eben so wie bei der Außgabe der Episteln den Standpunkt der Klasse, für die er das Buch bestimmte — es war, wie er sich in der Vorrede *) deutlich erklärt, die zweite — fest im Auge. Während er also auf kritische Erörterungen, die er von der obersten Gymnasialklasse keineswegs außschloß **), in dieser Außgabe fast gar nicht eingieng, vermied er doch auf das sorgfältigste alle sprachlichen Anmerkungen, wodurch er dem Nachdenken der Schüler hätte vorgreifen können. Vielmehr hielt er Außgaben, in denen alles erklärt würde, wie die der Ciceronianischen Reden von Möbius, so viel gutes und wahres sie auch sonst enthielten, für tadelnswerth, weil sie das eigene Nachdenken und die Selbstthätigkeit des Schülers überflüßig und faule Schüler noch fauler machten. Daß sich dessenungeachtet in den Jahrb. f. Phil. ein Rezensent fand, welcher entdeckt zu haben meinte, daß sich Matthiä die Klasse von Lesern, für die er diese Außgaben des Cicero bestimmt, nicht deutlich gedacht habe, war allerdings ein merkwürdiger Beitrag zur Karakteristik des Rezensentenwesens. Matthiä bemerkte hierüber unter anderem in einer Note zu dem Aufsaz über die Methode rc. (Verm. Schr. S. 162): »Meine Außgabe von Ciceros Reden war bloß für die zweite Klasse berechnet. Deswegen habe ich dort sehr viele Bemerkungen außgelaßen, die, wie ich wuste, der Mehrzahl unserer Schüler dieser Klasse bekannt waren, und die den Schülern jeder Klasse bekannt sein sollten, mit denen man den Cicero list. Manches muß man auch dem Lehrer überlaßen, der doch seine Weis-

*) P. VI. „Ego hanc operam destinavi iis, qui supra elementa linguae Latinae evecti ad interiorem linguae naturam, orationis et proprietatem et elegantiam, singulas elocutionis virtutes tum cognoscendas, tum scribendo imitandas instituuntur, quibus meo certe iudicio imprimis Ciceronis orationes atque epistolas selectas et Livii historias legendas tradere convenit.“

**) Praef. p. VII sq. „Neque vero criticam ab institutione scholastica prorsus abigendam censeo, qua nec mihi ad ingenium vel excitandum vel alendum, ad iudicium subigendum, ad scientiam linguae Latinae confirmandam quidquam aptius esse videtur; sed eam reservo iis, qui in altissimo disciplinae scholasticae gradu collocati idoneam facilitatem et explicandorum scriptorum et Latine scribendi assecuti sunt etc.“

heit nicht einzig und allein auß den untergesezten Noten schöpfen wird . . . Hätte ich jene Außgabe für unsere dritte Klasse bestimmt, so würde ich viel mehr Sprachbemerkungen beigefügt, andere, besonders historische Anmerkungen abgekürzt oder ganz weggelaßen haben. Aber ein Herr Geist weist mir in den Jahrb. f. Ph. viele trivialen Sprachbemerkungen nach, die ich hätte hinzufügen sollen, und kömmt endlich zu dem Resultate, ich habe mir die Klasse von Lesern, denen ich jene Außgabe bestimmte, gar nicht deutlich und bestimmt gedacht. Guter Gott, was muß der Mann für erbärmlich unwißende Schüler haben!«

Diesen sieben Reden folgten im J. 1830 sechs andere (S. 111 f.) *). Er verfuhr bei diesen nach denselben Grundsätzen wie bei jenen, nur daß er sich hier öfter bewogen fand von den übrigen Außgaben abzuweichen und deshalb hinter dem Texte einige kritische Noten anhängte, worin er die Gründe seiner Aenderungen angab. Der Zeitraum von 12 Jahren, der zwischen diesen und den sieben Reden liegt, beweist übrigens, daß er an diese Arbeit nur zögernd und ungern gieng, was wiederum zur Folge hatte, daß ihm diese Außgabe nicht so gelang wie die der andern Reden.

Als bloße Sammlungen sind endlich außer den schon S. 85 besprochenen Mörlinschen Erbauungsreden noch zu nennen die Miscellanea philologica (S. 85) **) und die Eloquentiae Latinae exempla (S. 111) ***). Das erstere Werk war gegründet zur Förderung und Belebung der philologischen Studien jener Tage. Daß es schon mit dem II. Band seine Endschaft erreichte, lag hauptsächlich an der Verlagshandlung. Matthiä selbst hatte dazu die Abhandlungen de judiciis Atheniensium (S. 202), de historia literarum Graecarum (S. 111), de locis nonnullis librorum Cic. de fin. (S. 211) und seine Observationes variae — eine Reihe von exegetischen, kritischen, grammatischen und lexikalischen Bemerkungen —

*) M. Tullii Ciceronis orationes VI, pro Sulla, pro Sextio, pro Milone, pro Archia poëta, pro Ligario et pro rege Dejotaro. In usum scholarum edidit A. M. Leipzig bei Vogel. 1830.

**) Miscellanea phil. ed. A. M. Altenburg bei Rink und Schnuphase. Vol. I. 1803. Vol. II. 1804.

***) Eloqu. Lat. exempla e Mureti, Ernesti, Ruhnkenii scriptis sumpta et juventuti literarum studiosae proposita ab A. M. Leipzig bei Lehnhold. 1. Aufl. 1821. 2. Aufl. 1832.

gegeben. Das zweite Werk war bestimmt zur Privatlektüre für reifere Schüler, die mit der Grammatik und dem Sprachgebrauche hinlänglich bekannt ihren Fleiß nun auf die Annehmlichkeit und Angemeßenheit des Lateinischen Außdrucks richteten. Solchen Schülern, meinte er, würden als Muster eines schönen Stils die vorzüglichsten Schriften der neuern Latinisten füglicher vorgelegt als die Werke der alten Römer; denn die Alten lägen durch ihre Art zu denken und zu sein der Gegenwart zu fern, und dadurch werde besonders der lernenden Jugend die Nachahmung wesentlich erschwert. Er wählte aber von den genannten Latinisten vornehmlich solche Reden und Abhandlungen auß, die nicht nur anziehend, sondern auch zur Bereicherung der Kenntnisse und zur Schärfung des Urtheils geeignet waren. So enthielt das Buch 26 Stücke von Muret, 11 von Ernesti und 4 von Ruhnken, worunter dessen noch wenig bekannte, aber vortreffliche Vorrede zur Holländischen Uebersetzung des Schellerschen Lexikons. Dazu kamen in der zweiten Auflage 5 Reden von Paulinus Chalucci a St. Josepho, Lehrer der Rhetorik zu Lucca und Rom, die wegen ihrer gefälligen Sprache und ihres anziehenden Stoffes einer weitern Verbreitung werth waren. Diese eloquentiae Latinae exempla laßen sich als praktischer Theil zu der fünf Jahre später erschienenen Schrift über den Lateinischen Stil (S. 201 f.) betrachten.

Zu diesen zwei Werken kam im J. 1833 noch eine Sammlung seiner eigenen kleinern Schriften *). Es sind theils philologische Abhandlungen, theils pädagogische Aufsätze (s. S. 179 f.), theils Lateinische Festreden, theils 12 Deutsche Entlaßungsreden, die er von 1821 biß 1833 vor einem größern Publikum gehalten hatte — die von 1803 biß 1820 gehaltenen waren zur Vermehrung des Ertrags an Mörlins Erbauungsreden angehängt.

Mit einem Umriß des ganzen Gebietes der Philologie und einer Reihe von Regeln über die Behandlung ihrer einzeln Theile **) beschloß Matthiä seine schriftstellerische Laufbahn. Er hat darin gewissermaßen noch sein philologisches Glaubensbekennt-

*) August Matthiäs Vermischte Schriften in Lateinischer und Deutscher Sprache. Altenburg bei Stauffer 1833.

**) Enzyklopädie und Methodologie der Philologie von August Matthiä. Leipzig in der Weidmannschen Buchhandlung 1835.

nis abgelegt; denn die dort außgesprochenen Grundsätze hat er in seinem Leben als Philolog befolgt. Die Schrift ward leider nicht ganz vollendet, wiewohl man etwas wesentliches nicht vermisst. Sie zerfällt in einen allgemeinen Theil und einen besondern. Im ersten ist gesprochen über den Begrif der Philologie, über ihre Eintheilung, über das Verhältnis ihrer Theile und über Methode überhaupt. Der zweite zerfällt wieder in einen theoretischen Theil, dem die Sprachkunde und die Altertumskunde zufallen, und einen praktischen Theil, der die Hermeneutik und die Kritik umfaßt. Wir können das Buch nicht beßer karakterisieren als mit folgenden Worten eines Berichterstatters in Gersdorfs Repert. v. 1835, S. 246: »Wer Matthiä kannte und je Gelegenheit hatte ihn in seiner literarischen wie in seiner amtlichen Thätigkeit zu beobachten, der wird in dieser Enzyklopädie nichts weniger als ein schwindelndes System nach dem Schnitte der Modephilosophie erwarten; er wird erwarten — und das findet er auch — eine schlichte, folgerechte Entwickelung wißenschaftlicher Sätze an dem Faden gesunder Vernunft, tüchtiger Gesinnung und einer halbhundertjährigen Erfahrung.«

Matthiäs lezte Lebensjahre.

Herzog August war gestorben (im Mai 1822). Ihm war sein Bruder Friedrich IV auf dem Throne von Sachsen-Gotha und Altenburg gefolgt. Das glückliche Ländchen hatte sich über diese Veränderung nicht beklagen können; denn der neue Fürst übergab die oberste Leitung der Geschäfte einem der edelsten Menschen seiner Zeit, dem Minister Bernhard von Lindenau. Nach Friedrichs Tode (1825) kam das Altenburger Land zu Ende des J. 1826 an den Hildburghausenschen Fürstenstamm; die Stadt Altenburg ward Residenz, und unter theilweise neuen Räthen und neugebildeten Behörden entwickelte sich ein neues Regiment. Auch das auß Matthiä und den Professoren Ramshorn, Messerschmid, Schneider, Meyner, Wagner bestehende einmütige Lehrerkollegium (S. 173), unter dem das Friedrichsgymnasium seine Blüthenzeit erreichte, verlor um diese Zeit mehrere seiner Glieder, und unter den neuen bildeten sich neue Verhältnisse. Messerschmids moralische Ver-

sunkenheit († 1831) veranlaßte zu Ostern 1828 dessen Pensionierung (S. 183), und an seine Stelle trat als zweiter Professor der bißherige Kollaborator Dölling auß Plauen, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, besonders gewandt im Verfertigen Lateinischer Verse und mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt. Doch schon Mich. 1829 folgte er wieder einem Rufe als Rektor des Gymnasiums in Plauen, und ihn ersetzte zu Anfang des J. 1830 der zeitherige Diakonus Apetz — ein Schüler Matthiäs. Ein weiterer herber Verlust war der Abgang Wagners 1829, der Garnisonprediger in Altenburg ward. Ein streng rechtlicher und gewißenhafter Mann von tiefem religiosen Ernste hatte er den Religionsunterricht geleitet und zwar nach Mörlin mit dem herrlichsten Erfolge. Seine Erbauungsstunden waren reich an Genuß und reich an Einfluß auf die Gemüter der Jünglinge (S. 161). Seine mit Ernst gepaarte Freundlichkeit und Milde, seine aufrichtige und echt wohlwollende Gesinnung hatten ihm das Vertrauen und die Liebe der Schüler in vorzüglichem Grad erworben. Wie hoch ihn Matthiä hielt, ist schon gesagt (S. 113). Ihm folgte als fünfter Professor zu Anfang des J. 1830 der Kandidat Huth — auch ein Schüler Matthiäs.
Besonders schmerzlich berührte Matthiän im August 1830 Meyners Entschluß seiner Professur zu entsagen, eines vielseitig gebildeten, sittlich ernsten und karakterfesten, dabei über alles treuen, redlichen, gewißenhaften Menschen. Schon vor mehrern Jahren war dieser Entschluß von ihm gefaßt und in der Außführung nur durch vielfache Umstände aufgehalten worden. »Ihre Anzeige,« schrieb ihm damals Matthiä, »hat mich wahrhaft erschreckt. Ich hatte mich immer gefreut, daß unsere Schule an Ihnen einen Lehrer besitze, der in jeder Rücksicht, in Ansehung der Kenntnisse, der Berufstreue, der Redlichkeit und Billigkeit nicht nur allen Anforderungen, sondern auch allen Wünschen genügte, und Sie wollen nun die Schule, an der Sie 14 Jahre mit Segen gewirkt und sich die volle Achtung Ihrer Kollegen erworben haben, verlaßen? Da muß etwas sehr drükkendes vorgefallen sein, das Sie in eine so trübe Stimmung versezt hat. Sie geben keinen Grund an, und ich kann nach langem Nachsinnen durchauß auf gar nichts kommen, was, nach meiner Ansicht wenigstens, einen solchen Entschluß motivierte . . . Aber wenn Sie auf die aufrichtige Freundschaft Ihrer Kollegen und auf die treue Anhänglichkeit Ihrer Schüler einigen Werth legen, so nehmen Sie

Ihre Erklärung zurück, deren Außführung Ihre Kollegen und Schüler tief schmerzen würde.« Diese Vorstellung war eben so vergeblich, wie andere von anderer Seite. Ostern 1831 schied Meyner von der Schule, und an seine Stelle als Professor der Mathematik kam im Mai 1831 der Jenaische Privatgelehrte Braun, ein mit großer Liebe und regem Eifer seiner Wißenschaft ergebener, übrigens redlicher und offener Mann. An den Folgen eines Blutschlags starb noch 1831 der mit seltener Lehrgabe und den verschiedensten Kenntnissen reich außgestattete Schneider. Bedauerlich war an ihm der Mangel an Selbstbeherrschung und die in den lezten Jahren hierdurch erzeugte bißweilige Vernachläßigung seiner Amtspflichten. Für ihn trat im Januar 1832 der zeitherige Oberlehrer der Bürgerschule Lorenz ein — auch ein Schüler Matthiäs. Außerdem war noch im Jan. 1831 an die Stelle des zum Landprediger beförderten Kollaborators Oertel der Kandidat Zetzsche ernannt worden — auch ein Schüler Matthiäs. So blieben von den alten Lehrern nur noch Matthiä und Ramshorn übrig.

Eben so giengen jezt in der unmittelbaren Oberleitung des Gymnasiums schnellere Veränderungen vor. Der bißherige Ephorus Generalsuperintendent Dr. Großmann folgte 1829 einem Rufe als Generalsuperintendent in Leipzig. Matthiä empfieng von ihm biß an sein Ende vielfache Beweise einer treuen und liebevollen Gesinnung, und auß den zahlreichen Briefen Großmanns sprach die ehrenvollste Anerkennung (S. 143). Der folgende Ephorus und Generalsuperintendent, der gesinnungsvolle brave Pflug, starb schon 1832. Biß zu Hesekiels Antritt 1834 versah der jetzige Geheime Konsistorialrath Große das Ephorat.

Der neue Landesherr Herzog Friedrich, ein äußerst wohlwollender und väterlich gesinnter Fürst, hatte dem Altenburger Gymnasium gleich anfangs sein Interesse zugewandt. Matthiä selbst erfreute sich auch neuerdings des fürstlichen Vertrauens, das ihm bereits an seinem Dienstjubiläum, kurz nach dem Einzuge des neuen Fürstenhauses, zu erkennen gegeben war (S. 148). Am 17. Juni 1830 aß er an Herzoglicher Tafel, was sich am 26. Juni und am 14. Juli desselben Jahres wiederholte, und in einer Herzoglichen Zuschrift v. August des J. 1830: »An meinen Kirchenrath Matthiä« war gesagt, gute Schulen seien der Pflanzgarten für gute Bürger, und der gute Zustand des Gymnasiums gewähre Seiner Durch-

laucht die Hoffnung auf tüchtige Diener der Kirche und des Staates. Mit wahrem Wohlgefallen hätten daher Höchstdieselben den guten Geist wahrgenommen, welcher jezt in dem unter Matthiä's Leitung stehenden Gymnasium herrsche und durch dessen Gewinnung und Bewahrung dasselbe am würdigsten sein neuliches Jubiläum habe begehen mögen.

Nur wenig berührten das Gymnasium die Septemberunruhen des J. 1830; aber ohne nachtheiligen Einfluß giengen sie nicht vorüber. Aufregung und Erhitzung der jugendlichen Gemüter durch diese nicht erfolglos verlaufene Volksbewegung war unaußbleiblich. Als man die Gymnasiasten sogar zu der neu errichteten Bürgergarde herangezogen hatte, richtete Matthiä an das Herzogliche Konsistorium die Bitte, es möchte die Behörden der Bürgergarde zu bestimmen suchen die Gymnasiasten ihres Wachdienstes sobald wie möglich wieder zu entlaßen. »Wiewohl ich nicht gesonnen bin,« heißt es in dem betreffenden Schreiben, »diese Verwendung der Gymnasiasten zu misbilligen, sondern es mich freuen wird, wenn sie etwas zur Beruhigung der Stadt beigetragen haben, sowie es mich denn sehr freut, daß mehrere, die mit ihnen zu thun gehabt oder sie beobachtet haben, ihnen das Zeugnis eines großen Eifers und einer löblichen Ordnungsliebe ertheilen, so muß ich doch bekennen, daß ich wegen der Folgen nicht ohne Besorgnisse bin. Junge Leute sind nur zu sehr geneigt sich unter Erwachsene zu drängen und als solche sich geltend zu machen, eine Neigung, welche die Handhabung einer guten Disziplin ganz vorzüglich erschwert. Dieser Hang ist durch jene Verwendung der Gymnasiasten sehr genährt worden, und ich befürchte, daß wir nach dem Wiederanfang der Schule öfter als biß jezt mit Unbescheidenheit und Widersezlichkeit, wenigstens gegen einzele Lehrer, zu kämpfen haben werden. Was wir von je her durch Erinnerungen, Verweise und Drohungen zu verhindern gesucht, aber immer noch nicht völlig verhindert haben, das Rauchen an öffentlichen Plätzen und auf Spaziergängen — das doch wohl allgemein als für junge Leute und Schüler unanständig gilt — ist jezt durch den Aufenthalt in den Wachstuben gewissermaßen autorisiert worden. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn diese Besorgnisse nicht eintreffen; denn das würde der beste Beweis sein, daß ein guter Geist bei unsern Schülern vorherrschend ist. Sollten aber solche disziplinarwidrigen Vorfälle eintreten, so muß ich im voraus dringend bitten die

Schuld davon nicht einem Mangel an Aufsicht, an Erinnerungen und Ermahnungen von unserer Seite, sondern dem Zusammentreffen ungünstiger Umstände zuzuschreiben.«

Inzwischen glaubte Matthiä bemerkt zu haben, daß er das offene und schonende Vertrauen seiner Oberbehörde mehr und mehr verliere. Unter anderem verlezte ihn im J. 1831 »der auffallende Schritt« — um seine Worte zu gebrauchen — »wie man seine Anstellung bei der Schulinspekzion ignorierte und zuließ, daß er, ohne daß das geringste Misfallen mit seiner Amtsführung von irgend einer Seite laut geworden war, von einer Stelle entfernt wurde, auf die er ein gegründetes Recht hatte« (s. oben S. 99). Doch ward ihm nach erhobener Beschwerde die Genugthuung, daß man es für angemeßen hielt ihm die unveränderte Fortdauer der kollegialischen Mitwirkung bei den Geschäften der Schulinspekzion, wiewohl nur für seine Person und in den zeitherigen Maßen, zuzusichern.

Im April 1831 schreibt er an einen hochgestellten Preußischen Staatsbeamten: »Wäre ich nicht schon 60 Jahre alt, obgleich noch völlig gesund und rüstig, so würde ich selbst den Versuch machen mir im Außlande eine anderweitige angemeßene Anstellung und meinen fünf Söhnen ein Vaterland zu verschaffen, und dann würde ich vor allen andern in den Preußischen Staaten anzukommen suchen, die in ganz Deutschland allein den Universitäten und Schulen die gedeihlichste Pflege gewähren. Ich bin nun beinahe 30 Jahre hier, glaube geleistet zu haben, was ein ehrlicher Mann leisten kann, muß aber schon seit mehreren Jahren schmerzliche Erfahrungen machen . . .«

Matthiäs Kummer zu vermehren kam es jezt wieder vor, daß die durch neuere politische Vorgänge in und außer Altenburg erhizte und aufgeregte Jugend theilweise ungebührlich gegen einzele Lehrer auftrat. Man fieng jezt an den Grund solcher Unordnungen in der Schlaffheit der Disziplin zu suchen; ja es war nicht undeutlich zu erkennen, daß man mittelbar dem Direktor selbst die Schuld derselben beimaß (S. 176). Vergehungen einzeler Schüler, lautere Aeußerungen der jugendlichen Frische, besonders aber die durch jene politisch unruhige Zeit wieder verstärkte Hinneigung der Jugend zu dem leidigen Verbindungswesen, und andere an sich tadelnswerthe, aber auf allen Schulen oft vorkommende und, so lange die Jugend Jugend bleibt, auch unaußbleibliche Erscheinungen gaben jezt Anlaß

zu allerlei Vorwürfen, die man dem Altenburger Gymnasium machte. Es hieß, man sorge mehr für die wißenschaftliche als für die sittliche Bildung; der Verfall der Schulzucht werde immer größer; ein verderblicher Korporazionsgeist sei unter den Schülern herrschend. Ja man schien es übel zu vermerken, daß die Lehrerschaft und insbesondere der Direktor nicht jede Unregelmäßigkeit verhüte (vgl. S. 220 f.). Das alles ertrug Matthiä mit Ruhe; wiewohl seine Heiterkeit sichtlich schwand, wie dies auß einem Schreiben vom Dez. des J. 1831, welches hier mitzutheilen wir uns versagen, klar hervorgeht. Auf Beschuldigungen jener Art bezieht sich folgendes Schreiben vom 9. Nov. 1831: »Ich kann auf mein Gewißen versichern, daß ich es mir seit meiner Anstellung immer habe angelegen sein laßen die Schüler nicht nur wißenschaftlich zu bilden, sondern auch an ein gesittetes und anständiges Betragen zu gewöhnen und ihnen so viel wie möglich eine moralische Erziehung angedeihn zu laßen, worin ich von vielen meiner bißherigen Kollegen redlich unterstüzt worden bin. Aber ich suche diesen Zweck auf einem andern Wege zu erreichen als viele Schullehrer und Rektoren. Anstatt daß diese nur durch ein barsches Wesen sich Autorität zu verschaffen suchen — weil sie, wie mir einmal ein Rektor mit klaren Worten sagte, jeden Schüler für ihren natürlichen Feind ansehn —, dadurch aber nur eine Art Dressur hervorbringen, die zwar in der Welt am meisten gilt, aber nur zu oft ein sehr schadhaftes Inneres verbirgt, bin ich nicht bloß auß Temperament, sondern auß Grundsaz gegen alle Schüler, die sich nichts zu Schulden kommen laßen, freundlich und gütig, weil ich in der Schule in der Regel immer heiter bin, laße aber nie eine Ungezogenheit ungerügt oder ungestraft hingehn, und keiner wird mir auß den dreißig Jahren meiner Amtsführung einen Fall angeben können, wo ich ein mir bekannt gewordenes Vergehen nicht bestraft hätte . . . *). Um die Disziplin beßer handhaben zu können, wurden auch auf meinen Vorschlag, dem meine Herrn Mitlehrer beitraten, die Klasseninspektoren und die jährlichen Zensuren schon vor 1809 angeordnet, so wie daß nie ein Lehrer seine Klasse verlaßen sollte, ehe sein Nachfol-

*) Matthiäs Schultagebuch weist, besonders auß den ersten 25 Jahren, eine Menge Fälle nach, wo dieser auf strenge Bestrafung eines Schülers antrug, die dann von der Behörde gemildert ward.

ger eingetreten wäre, und daß in der Freiviertelstunde in jeder Klasse ein Lehrer gegenwärtig sein und ich die Aufsicht über die auf dem Vorsaale sich befindenden Schüler führen sollte — Einrichtungen, wodurch sehr viele Unfertigkeiten verhütet, andere entdeckt worden sind. Was außer der Schule unrechtes vorgeht, ist uns oft angezeigt und dann nach Befinden der Umstände bestraft worden. Aber wir können nicht überall gegenwärtig sein, und es mag allerdings manches außer der Schule vorgehn, wovon wir keine Kenntnis erhalten, oder was uns die Hauswirte und andere auf unsere Anfragen verheimlichen; manches wird auch im Publikum entstellt oder übertrieben ... Gegen solch unanständiges Betragen außer der Schule können wir zwar in den Stunden warnen und können die Schüler zur Beobachtung des Anstandes ermahnen, aber nie gewis sein, ob alle Schüler unsere Ermahnungen befolgen. Solche Uebertretungen den Lehrern Schuld zu geben wäre höchst unbillig, obgleich es zuweilen geschieht, und eben so unbillig ist es, was mehrere verbrachen, den Schülern überhaupt zuzuschieben und darauß auf einen unter den Schülern herrschenden bösen Geist zu schließen. Nicht daß Ungezogenheiten vorfallen, kann man den Lehrern zur Last legen, sondern wenn vorgefallene und zur Kenntnis der Lehrer gekommene Ungezogenheiten nicht bestraft werden.« Desgleichen schrieb er später einmal bei ähnlicher Veranlaßung: »Ich kann mir nicht den geringsten Vorwurf machen, daß ich nicht aufmerksam genug gewesen wäre, und kann mit dem besten Gewißen hoch und theuer versichern, daß ich jedesmal alles gethan habe, was ich in meinen Verhältnissen und nach meinen Kräften thun konnte; ich brauche deshalb die strengste Untersuchung nicht zu scheuen. Aber freilich will nach einem unglücklichen Ereugnis immer jeder wißen, was hätte geschehen sollen, um jenes zu verhüten.« Daß er aber eben nicht alle Unfertigkeiten seiner Schüler zu verhüten vermochte, dies, meinte er, würde man ihm doch wohl eben so wenig als Schuld anrechnen, als ein Verständiger die aufrührerischen Bewegungen, die 1830 in mehrern Städten vorfielen, der Fahrläßigkeit der Behörden und überhaupt die aller Orten in Unzahl vorkommenden polizeiwiedrigen Handlungen der Unachtsamkeit und Schlaffheit der Polizei zuschreiben werde, wiewohl die Polizei zum heimlichen Aufpassen gesezlich berufen sei, dies aber die Lehrer und namentlich den Direktor eines Gymnasiums, sowie das zum grösten

Theil auß Jünglingen gebildeter und anständiger Familien bestehende und neben der wißenschaftlichen auch die sittliche Bildung bezweckende Gymnasium selbst geradezu entehren würde (S. 171. 175).

Nichts war aber dem schon alternden Matthiä, vorzüglich um des Wohles seiner Schüler willen, schmerzlicher, als das nach 28 Jahren einer glücklichen kollegialischen Eintracht jezt plözlich eintretende und täglich wachsende Misverhältnis zu seinen Mitlehrern. Das war es denn auch vorzugsweise, was ihn am 15. Juli 1833, bald nach einem abermaligen Schülererzeß, der ihn noch persönlich hart betraf, zu dem Entschluße brachte um seine Entlaßung als Direktor des Gymnasiums nachzusuchen. In dem betreffenden Schreiben heißt es, schon seit mehrern Jahren habe ihn das Gesuch um seine Entlaßung beschäftigt; er habe es jedoch immer verschoben außzusprechen, weil er es nur mit blutendem Herzen vortragen könnte. Er sehe sich aber jezt durch seine indes eingetretene Lage genöthigt, obgleich mit der tiefsten Wehmut und Betrübnis, seinen früher gefaßten Entschluß zur Außführung zu bringen. Doch thue er diesen Schritt nur und allein in der Voraußsetzung, daß ihm in Berücksichtigung seiner langen Dienstzeit und Wirksamkeit, seines vorgerückten Alters und seiner sonstigen Verhältnisse, sowie seiner bißherigen Besoldung, ein angemeßener Ruhegehalt außgesezt werde Bei dieser Erklärung sei es aber seine Pflicht die Gründe dieses Schrittes offen und freimütig außeinander zu setzen. »Es sind keineswegs die Schüler,« fährt er nun fort, »die mich durch ihr Betragen dahin gebracht hätten; ich habe vielmehr von ihnen von je her die gröste Folgsamkeit, Achtung und Liebe erfahren und hange dagegen auch mit der innigsten Liebe an ihnen. Die disziplinarwiedrigen Exzesse, die sie sich von Zeit zu Zeit erlaubt haben und die auf keine Weise gerechtfertigt werden können, haben mich tief betrübt; zugleich aber muß ich mir selbst sagen, daß sie diese Schritte nicht gethan haben würden, wenn sie nicht durch eine vorhergehende, das Gefühl jedes jungen Menschen verletzende Behandlung wären gereizt worden. Die eigentliche Ursache meines Entschlußes ist mein verändertes Verhältnis zu dem grösten Theile des Lehrerkollegiums. Ich kann mit dem besten Gewißen versichern, daß ich in meinem ganzen Leben noch nie einen Menschen, am wenigsten einen Kollegen, wißentlich beleidigt oder verlezt habe. Die Mishelligkeiten, die dessenungeachtet von Zeit zu Zeit stattgefunden haben, rührten bei Gott

nie von mir, sondern da her, daß ich Maßregeln anderer misbilligte, wie es die Pflicht eines Direktors erfordert, was aber von der andern Seite übel aufgenommen wurde, daß ich den Ansprüchen und Forderungen anderer mutig entgegentrat oder auch Vorwürfe, die mir gemacht wurden, kräftig zurückwies *). Wenn ich einen andern wieder Wißen und Willen verlezt hatte, so habe ich nie Anstand genommen ihm mein Unrecht abzubitten. In neuern Zeiten dagegen haben Grundsätze um sich gegriffen, die ich für unbillig und ungerecht halte . . .« Nach einer weitern Außführung des eben Gesagten sezt nun Matthiä sein misliches Verhältnis zu den mehrern seiner jetzigen Kollegen außeinander — wir wollen die hier geschilderten beklagenswerthen Zustände und Vorgänge, so sehr sie eigentlich zur gehörigen Begründung seines Entlaßungsgesuches nöthig sind, verschweigen —; dann fährt er fort: »Schon einmal hat mich unverdiente Behandlung aufs Krankenlager geworfen, und nur mit Mühe habe ich schon seit einigen Jahren den Schmerz über solche Behandlungen, sowie über mehrere andere Kränkungen und Zurücksetzungen unterdrückt. Wenn aber alle Hoffnung schwindet, daß es je beßer werden wird, bin ich es mir und meiner Familie schuldig, daß ich mich in eine Lage zu setzen suche, in der ich von dergleichen Unannehmlichkeiten frei zu sein hoffen darf, und in der ich meine Muße bloß meinen wißenschaftlichen Bestrebungen zuwenden kann, denen ich biß jezt nur mit strenger Oekonomie die Stunden widmen konnte, die mir von meinen Amtsgeschäften übrig blieben. Ist es wohl einem Manne zu verdenken, der über 30 Jahre einer Anstalt vorgestanden, ihr die besten Jahre seines Lebens mit unermüdetem Fleiße und gewißenhafter Amtstreue gewidmet, unter dessen Leitung die Anstalt sich so gehoben hat, daß sie nicht nur an Schülerzahl, sondern auch in ihren Leistungen sich mit jeder andern meßen kann, und auß dessen Unterweisung Männer hervorgegangen sind, die im Staatsdienst, in der Kirche und Schule zu den geachtetsten gehören, — ist es einem solchen zu verdenken, wenn er am Abende seines Lebens sich durch bittere Erfahrungen und durch Undank niedergebeugt und entmutigt fühlt und in ein anderes ruhigeres Verhältnis zu kommen sucht?« Schließlich bittet er, daß man ihm ja nicht die Anmaßung zutraue, als wollte er durch diesen Schritt irgend einen Einfluß auf den Gang der

*) S. oben S. 183 a. E. u. S. 109.

Untersuchung wegen des vorhergegangenen Schülerexzesses außüben; er sei einzig und allein durch die angegebenen Gründe bestimmt worden, die bei der von den Lehrern angestellten Untersuchung vorzüglich deutlich und drückend hervorgetreten wären.

Zehn Tage darauf, am 25. Juli, nahm Matthiä sein Entlaßungsgesuch zurück. Mehrere, schrieb er, die es gut mit ihm meinten, hätten diesen Schritt gegen ihn gemisbilligt; durch ihre Vorstellungen wäre seine Vorliebe für das Schulfach und die ihm so lieb gewordene Schule wieder neu erwacht. Der Hauptgrund war der Gedanke an die Möglichkeit, daß er seine Entlaßung, aber keine oder nur unzureichende Pension erhielt.

Matthiä that, um der Schule willen, sein Möglichstes, um dieses ihm schmerzliche Verhältnis zu seinen Mitlehrern, so weit es in seinen Kräften stand, zu heben. Unter anderem traf er mit einem derselben die Uebereinkunft, daß es jeder von ihnen freimütig sagen solle, wenn er gegen den Andern etwas habe. Am 27. Juli 1833 legte er den Entwurf zu einem Konkordate vor, das die Grundsätze enthalten sollte, wonach die Schüler zu behandeln seien; denn es sei nicht zu verkennen, daß im Kollegium eine ziemliche Verschiedenheit in dieser Hinsicht herrsche; hierauß giengen Misverständnisse und Mishelligkeiten hervor, und dadurch werde die Einheit und folglich auch die Einigkeit gestört. Dieser Vergleich, der die Grundzüge dessen enthielt, was Matthiä Gerechtigkeit nannte (S. 164 ff.), ward auch nach einigen Veränderungen unter Vermittlung des damaligen interimistischen Ephorus angenommen. Die spätere Erklärung der andern Lehrer, daß sie sich seit dem Erscheinen der neuen Statuten (s. unten) durch jene Pakten nicht mehr für gebunden hielten, wies der interimistische Ephorus zurück, von welchem Matthiä sagte, daß er ihn überhaupt bei mehrern Gelegenheiten in Schuz genommen habe. Wie aber in diesen leidigen Verhältnissen sich nichts ändern wollte, beweist noch ein Schreiben Matthiäs an den damaligen Konsistorial-Präsidenten vom 5. Aug. 1834, welches dadurch veranlaßt war, daß man die auf dem Gymnasium vorgefallenen Unordnungen mit diesem »Mangel an harmonischem Zusammenwirken« in Verbindung brachte, und worin er unter anderem auf Pflicht und Gewißen betheuert nie einem seiner Kollegen zu nah getreten zu sein; die Ursache dessen, was ihm begegnet sei, vermöge er nicht anzugeben, habe sie auch auf Befragen nicht erfahren können; aber freilich sei er nicht geson-

nen die ihm als Direktor zustehenden Befugnisse aufzugeben, weil er ohne diese in Vergleich mit den Rechten anderer Rektoren noch sehr geringen Befugnisse die Ordnung des Gymnasiums gefährdet glaube.

Wie bereute es Matthiä im Jahre 1816 nicht dem vortheilhaften Ruf nach Lüneburg gefolgt zu sein (vgl. S. 106 ff. u. 110). Jezt war es zu spät. Bei seinem vorgerückten Alter — er zählte schon 64 Jahre — war ein seiner jetzigen Stellung entsprechendes Unterkommen im Ausland kaum noch möglich. Zwar machte er den Versuch, ob er die durch Becks Tod seit dem Ende des J. 1832 erledigte Professur an der Leipziger Universität erhalten könnte, und trat zu diesem Behufe mit seinem Freunde Hermann in Leipzig und einem hochgestellten Staatsbeamten in Dresden in Verbindung. »Der Wunsch,« schreibt er an den leztern am 5. Aug. 1833, »an der Universität zu Leipzig eine Anstellung zu finden ist desto lebhafter in mir geworden, seit ich durch mannigfache harte Begegnisse in eine höchst drückende geistige Lage versezt worden bin, die mich ganz neulich bewogen haben würde um meine Entlaßung nachzusuchen, wenn mich nicht die Sorge um meine Familie auf andere Gedanken gebracht hätte...« Es war aber vorauszusehn, daß man diese Stelle mit einem jüngern Manne würde besetzen wollen. »Ich zweifelte gleich anfangs,« schrieb er damals, »ließ mich aber darauf ein, damit man mir nicht einmal den Vorwurf machen könnte etwas versäumt zu haben, was zu meinem Frieden diente . . .« Desgleichen schrieb er am 16. Aug. 1833 an seinen Schwager in Leipzig, den nun auch schon dahingegangenen trefflichen Ilgen *): »Ich habe mich schon darein ergeben, daß auß der Sache nichts wird. Doch wer weiß, wozu auch dieses gut ist. Lafontaine legt in dem Romane St. Julien seinem Helden, einem emigrierten Franzosen, den viele und große Wiederwärtigkeiten treffen, oft die Worte in den Mund: »»Und durch alles dieses wurden wir beßere Menschen.«« Wie oft habe ich jezt an diese Aeußerung gedacht.«

Aber der härteste Schlag für das Jahr 1833 war ihm noch vorbehalten. Es war der Tod seiner Luise. Matthiäs ewiger Kummer der lezten Jahre — denn seine Leiden waren ihre Leiden — war

*) Prof. und Doktor der Theol. und Domherr des Stiftes Meißen; seit 1829 vermählt mit Angelika Eichmann, einer Schwester von Matthiäs Gattin; starb den 4. Dez. 1844 am Nervenschlage.

der schon kränkelnden so nah gegangen, daß sie am 7. August gefährlich erkrankte und endlich am 27. August, nachdem zum dritten Male *) vergeblich auf ihre Wiedergenesung gehofft war, in Folge eines Nervenschlages, im 51. Jahre ihres Lebens, sanft verschied.

Auch dieses Looß ertrug Matthiä mit ruhiger Ergebenheit. Außer den herzzerreißenden Worten, die er im Augenblick ihres Entschlummerns seinen weinenden Kindern zurief: »Kinder, nun habt ihr keine Mutter mehr,« kam keine Klage über seine Lippen. Nur Thränen erleichterten oft im Stillen den nur mühsam unterdrückten Schmerz. »Werdet Ihr nicht in den Ferien einmal herüberkommen?« schrieb er am 16. Sept. dess. J. an seine Leipziger Verwandten. »Zwar ist Angelika (s. S. 227 *) wohl noch sehr angegriffen; aber wir wollen zusammen weinen; dann wird es uns leichter ums Herz. Der Herr hat es gegeben; der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet: diese Worte habe ich gleich am Sterbebette meiner Luise meinen Kindern gesagt, und sie haben mich noch am meisten aufgerichtet.« Um dieselbe Zeit schrieb er an einen hochgestellten Preußischen Staatsmann: »In meiner hiesigen Lage habe ich schon seit einigen Jahren viel Verdruß gehabt . . .; aber kein Jahr hat mir mehr Unglück gebracht als das nun bald verflossene, in dem ich meine geliebte Frau verlor, mit der ich 31 Jahre lang eine höchst glückliche Ehe geführt hatte. Kummer über die Kränkungen, die mir wiederfuhren, hat ihre Tage verkürzt.«

Ohne Ansprüche an das Leben, gefaßt auf neuen Kummer trat Matthiä in das Zeitjahr 1834. »So viel sehe ich,« schrieb er, »daß, wie das Jahr 1833 mein häusliches Glück zertrümmerte, das Jahr 1834 das Glück zertrümmern soll, das mir mein Amt gewährte.« Das Regulativ von 1808 war in einzeln Punkten als unzureichend

*) Die Gute hatte selbst gehofft, daß sie ihre Leiden doch noch überstehen könnte. Sie schrieb an ihren in Jena studierenden zweiten Sohn: „Nachdem ich zum dritten Male dieselbe Krankheit überstanden, will ich sehn, ob ich Dir . . . einige Zeilen so schreiben kann, daß Du sie lesen kannst; denn ich bin noch sehr schwach. Seit ein paar Tagen fängt es wieder an bei uns zu dämmern, und gestern gab es mitunter lichte Augenblicke. Ach herzergreifende Szenen hat es bei uns gegeben. Als ich so krank war, hat Dein Vater oft an meinem Bett gekniet und zu Gott gebetet, daß ich ihm nur möchte erhalten werden; alles andere wollte er gern ertragen. Unser Vater im Himmel hat sein Gebet erhört: ich lebe noch, und es wird sich gewis noch alles zum Guten wenden.“

befunden worden (S. 91.). Schon 1821 hatte Matthiä einige von ihm verfaßte Bemerkungen zu jenem Regulativ herumgehn laßen, um damit eine neue Abfaßung vorzubereiten. Zu diesem Zwecke begannen unter Großmanns Ephorate im J. 1825 die Konferenzen mit der Schulinspekzion. Auf Grund dieser gediegenen Vorarbeiten ward Matthiä im Nov. 1828 mit der Redakzion des neuen Schulregulativs beauftragt, demzufolge er auch schon den 9. März 1829 den betreffenden Entwurf bei der Schulinspekzion einsendete. Nach längern Verhandlungen, über die wir uns hier nicht weiter außlaßen wollen, traten endlich die neuen Statuten des Friedrichsgymnasiums, nachdem einige Bestimmungen derselben auf Anordnung des Herzogl. Konsistoriums schon früher in Kraft getreten waren, am 4. Februar des J. 1834 ans Tageslicht. Diese Statuten waren aber, wie sie hier erschienen, nicht Matthiäs Werk, was er auch mündlich und schriftlich wiederholt erklärt hat. Zwar lag ihnen im allgemeinen der von Matthiä eingesendete Entwurf zu Grunde; aber mehrere sehr wichtige Bestimmungen waren abgeändert, mehrere weggelaßen, mehrere hinzugesezt. Gewis hatte die Behörde ihrerseits nur gutes mit diesen Satzungen bezweckt; aber für Matthiä lag darin ein Grund zu neuem und um so größerem Kummer, je mehr er um das Wohl seines Gymnasiums sich sorgte und je mehr er sich bewust war dasselbe über 30 Jahre treu und mit Erfolg gepflegt zu haben. Abgesehn von den nicht wenigen Bestimmungen, die Matthiä dem Begrif und den Verhältnissen einer Gelehrtenschule als einer sogenannten freien Schule — im Gegensaz zur Fürsten- oder Klosterschule — nicht entsprechend oder, in so fern sie die Methode betrafen, nicht anwendbar fand; abgesehn von andern neuen Einrichtungen, die er theils nicht zweckmäßig, theils nicht billig heißen konnte *), war die amtliche Wirksamkeit des Direktors durch jene neuen Statuten in der That eine eben so ungünstige als schwierige geworden, wie denn Matthiä schon am 17. Mai dess. J. über einige Punkte derselben, die bloß ihn als

*) Es liegt weder in unserem, noch in des Verstorbenen Interesse hier alle die Außstellungen außführlich anzugeben, die derselbe an den neuen Statuten machte. Diese Statuten sind von anderer Seite kurz beurtheilt in Gersdorfs Repert. v. 1834. 2. Band. 2. Heft. S. 14 der literarischen Miszellen u. in d. Neuen Jahrb. f. Phil. v. 1835. S. 121.

Direktor und seine amtliche Thätigkeit betrafen, um Erläuterungen und genauere Verhaltungsbefehle bat. Die Gewalt des Direktors, schon früher weit geringer als die der Königl. Preußischen Rektoren oder Direktoren, war jezt noch mehr beschränkt. Die Abgangszeugnisse — um hier nur eines zu erwähnen —, die 30 Jahre lang, wie an andern Schulen, vom Direktor außgestellt und dann von den übrigen Lehrern unterzeichnet worden waren, musten jezt vom Lehrerkollegium außgefertigt werden, und der Direktor hatte bloß die Reinschrift zu besorgen (§ 45). Besonders aber fühlte sich Matthiä dadurch gekränkt, daß er — in Folge der sonst wohl in guter Absicht getroffenen neuen Anordnung, wonach jeder Lehrer in allen Klassen unterrichten sollte (§ 4) — drei seiner Lieblingsstunden in der 1. Klasse aufgeben und dafür drei andere in der 3. Klasse übernehmen muste, in denen er viel weniger nützen zu können sich bewust war, ja von denen eine — die Lateinische Prosodie — mit seiner Neigung und seinen Talenten in geradem Widerspruche stand. Im Interesse der Wahrheit sei es gesagt — wir müßen es wenigstens auß Matthiäs Worten schließen —, daß die betreffenden Lehrer nur zögernd die durch Matthiäs Rücktritt erledigten Stunden übernahmen. Auf diese Angelegenheit bezieht sich folgendes Schreiben v. 20. Febr. 1834, das sich unter seinen Papieren mit der Bemerkung: »nicht abgegeben« vorfand: »Es hat mich tief, mehr als alles andere, geschmerzt und niedergeschlagen, daß ich jezt wie einer, der dem Geschäfte nicht gewachsen ist oder es nachläßig versieht, auß einem Lehrfache entfernt werden soll, worin ich eine so lange Reihe von Jahren mit Liebe gearbeitet und worin ich vielfachen Nutzen gestiftet zu haben mir auf das bestimmteste bewust bin. Das Ansehn der jüngern Lehrer scheint mir durch die neuen Statuten hinlänglich gesichert zu sein, so daß jene harte Maßregel kaum nöthig sein dürfte, und gesezt es sei noch nicht hinlänglich begründet, warum soll ich gerade deswegen aufgeopfert werden? Ich hatte wegen meines vorgerückten Alters, wegen dessen, was ich nach Kräften für die Schule gethan, und wegen der schweren Unglücksfälle, die mich im vorigen Jahre betroffen haben, auf Schonung gehofft; aber der Abend meines Lebens scheint immer umwölkter zu werden.«

In seinem Handexemplare der neuen Statuten hat Matthiä eigenhändig folgende Worte Großmanns, gesprochen in der Sächsi-

schen Ständeversammlung von 1834 *), auf die Rückseite des Titelblatts geschrieben: »Die Lehrer von Gelehrtenschulen bedürfen weit mehr als andere Beamten eines freien Spielraums für freie Bewegung innerhalb der gesezlichen Schranken. Die artes liberales, deren Lebensathem Freiheit ist, sind der Gegenstand ihres hohen Berufs, ihrer amtlichen Thätigkeit. Sie werden sich nicht an die Kette legen laßen, und thäten sie es, würden sie in Lehrmaschinen verwandelt, so könnten sie eben nichts mehr wirken, die Bedingung ihrer Wirksamkeit, der freie Geist, wäre vernichtet.«

Matthiä fügte sich. Sein regsamer Geist verlor auch unter diesen veränderten Verhältnissen seine Spannkraft nicht, wiewohl die Hinfälligkeit seines Körpers jezt sichtlich zunahm. Den bewährten Grundsätzen einer langjährigen Erfahrung und eines edlen menschlichen Strebens blieb er treu, obgleich ihm nachgerade die Kraft versagte, der es unter Umständen, wie den erwähnten, zu einer durchgreifenden und strengen Konsequenz bedarf. Noch fand er Erholung und Erquickung in seinen wißenschaftlichen Studien, bei denen de freie Geist über die Erbärmlichkeiten des dienstlichen Lebens sich erhebt, in seinen Lehrstunden, in denen die tiefgewurzelte Liebe zum Schulfach und zu seinen Schülern sich immer wieder neu belebte, im geselligen und häuslichen Kreiße, wo ihn die gewohnte heitere Laune noch zuweilen in die glücklichen Zeiten einer harmlosen frohen Thätigkeit zurücktrug.

Matthiäs literarische Beschäftigungen beschränkten sich in diesem Zeitraum theils auf die neuen Auflagen der Epistolae selectae (S. 213), der Orationes VII (S. 213 f.), des Handbuchs der Philosophie (S. 190 ff.), der Eloquentiae Lat. exempla (S. 215 f.), des Grundrißes der Literatur (S. 203 ff.) **) und der Ausführlichen Griechischen Grammatik (S. 196); theils auf die Fortsetzung seines Euripides (S. 209) und die Herausgabe der

*) S. Beilage zur Leipziger Zeitung v. 1834. Nr. 427. S. 4513.

**) Als ein sonderbarer Zufall verdient es erwähnt zu werden, daß das Erscheinen dieses Buches immer von einem Todesfall in Matthiäs Familie begleitet war. Bei der 1. Auflage, im April 1815, starb seine Tochter Hedwig Arminie, bei der 2. Aufl., im April 1822, starb seine Tochter Elfriede, bei der 3. Aufl., im Aug. 1834, starb sein Weib. Darauß erklärt sich, warum M. der 3. Aufl. dieses Buches nicht die Sorgfalt gewidmet hat, die er wohl sonst darauf verwendet haben würde. Vgl. S. 206.

Orationes VI (S. 215), der Vermischten Schriften (S. 216) und der Enzyklopädie der Philologie (S. 216 f.). Bereits im J. 1831 war er Ehrenmitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig geworden *).

Inzwischen rückte der Spätsommer des J. 1834 heran und mit ihm der Todestag unserer Mutter. Matthiäs Gemütsstimmung ward um diese Zeit augenscheinlich trüber und weicher. »Innig leid thut es mir,« schrieb er noch im November an seinen Leipziger Schwager, »daß die gute Asverus **) nicht über Altenburg reisen kann. Ich hatte mich herzlich gefreut ein paar Tage mit der Schwester meiner unvergeßlichen Luise zu verleben. Die Freude ist nun auch dahin.« Vorübergehende Spuren von Abspannung der Nerven, besonders in Augen und Beinen, hatten sich schon im Frühling dieses Jahrs gezeigt. Die Rußischen Dampfbäder, die er im Sommer und Herbst gebrauchte, leisteten ihm für den Augenblick sehr gute Dienste, mochten aber den schon entnervten Körper mehr überreizen als stärken. Dennoch trat er am 17. November, bei der Gedächtnisfeier des verstorbenen Herzogs Friedrich, noch öffentlich auf und hielt seine Lehrstunden unausgesezt biß zu den Weihnachtsferien.

Am 3. Januar des folgenden Jahres, in den ersten Nachmittagsstunden, ward Matthiä von des Herrn Ministers von Braun Exzellenz mit einem längeren Besuch beehrt. Er war an diesem Tage, besonders nach des Herrn Ministers Weggang, ungewöhnlich heiter. Um so unerwarteter war der Nervenschlag, von dem er in den Abendstunden desselben Tages, mitten über der Arbeit an seiner Griechischen Grammatik, betroffen ward. Allein in dem obern Stockwerk (S. 158), hatte er nur mit der äußersten Anstrengung die theilweise schon gelähmten Glieder in das untere Wohnzimmer herabgeschleppt. Hier vermochte er nicht mehr zu stehn. Im Vorgefühl des Todes ließ er sich seine Außgabe der sieben Reden des Cicero bringen und las uns darauß die schönen Verse vor ***), worin das allmächtige

---

*) Daß er seit 1803 Mitglied der Jenaischen Lateinischen Gesellschaft und seit 1819 ordentliches einheimisches Mitglied der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes war, sei hier nachträglich bemerkt.

**) Geb. Amalie Eichmann, Witwe des kurz vor Matthiä gestorbenen Kommissionsrath Asverus in Jena, dieselbe, der wir dieses Buch gewidmet haben.

***) Sie sind dort in einer Note zur Rede pro Murena § 34 auß der Anthol. Lat. I. p. 301 angeführt.

Walten der Gottheit beschrieben ist, die den aufstrebenden Menschen mitten auß seiner Bahn durch einen plözlichen Tod heraußreißt. Und noch einmal blizte jezt in Gegenwart der Aerzte Matthiäs eigenste Natur, seine muntre Laune, auf — es war »der lezte lichte Augenblick des Tieferkrankten.« Dann ward er stiller. Gegen 9 Uhr brachten wir ihn ins Bett. Hier lag er zwei Tage mit zunehmender Bewustlosigkeit, biß er in der 1. Stunde des dritten Tages sein Auge schloß. Es war der 6. Januar des Jahres 1835, derselbe Tag, an dem er einst vor 33 Jahren in Altenburg eingetroffen war (S. 78). Er hatte 65 Jahre und 2 Wochen gelebt.

In den Frühstunden des 10. Januars ward er neben seiner Luise, und seinen voraußgegangenen Kindern beigesezt. Ein langer Zug von damaligen und vormaligen Schülern, sowie von Freunden und Bekannten, war seinem Sarg gefolgt. Die erstern hatten fast alle auf längere Zeit das Trauerband um den Arm gelegt. Der dankbaren Verehrung voll war die Grabrede, die sein früherer Zögling, der damalige Kollaborator Wagner, hielt. Von hier begab man sich in die dem Friedhof nahe Kirche, wo ein zweiter von seinen ehemaligen Schülern, der damalige Archidiakonus Mörlin, ein Bruder seines früh verblichenen Freundes und Kollegen, gehaltvolle Worte der Erhebung sprach. Mit echt kollegialischer Gesinnung feierte hierauf der Professor Ramshorn im Gymnasium das Andenken des Verstorbenen *), wozu der neue Ephorus, Generalsuperintendent Hesekiel, noch ein priesterliches Schlußwort fügte. Von einem seiner Schüler ward ein poëtischer Nachruf, der den Sänger eben so wie den Besungenen ehrt, im Cahlaischen Nachrichtsblatt v. 1835. Nr. 3. veröffentlicht **).

Unter Matthiäs Amtsführung sind im ganzen 1447 Schüler im Friedrichsgymnasium zu Altenburg aufgenommen worden. Beinah die Hälfte von diesen haben die Hochschule besucht. Vierzehn seiner Schüler wurden in der Folge theils in Altenburg, theils in Eisenberg seine Amtsgenoßen. Neun wurden noch bei seinen Lebzeiten als Lehrer an Hochschulen, zwölf an außwärtigen Gelehrtenschulen angestellt, worunter zwei als Direktoren. Im Vaterlande hat der größere Theil der jetzigen Zivilbeamten, Schullehrer, Prediger, Aerzte und Anwalte zu seinen Füßen gesessen ***).

---

*) S. Beilage III. **) S. Beilage III.

***) Genauere Nachrichten über Matthiäs Schüler finden sich im Altenbur-

Drei von Matthiä's Werken wurden durch seinen Tod unterbrochen: der Index zum Euripides, von dem schon S. 210 gesprochen ist, die Enzyklopädie der Philologie, die sein ältester Sohn so, wie sie vorlag, zum Druck beförderte, weil es unmöglich war dieselbe in Matthiä's Geiste zu ergänzen, und die dritte Auflage seiner Außführlichen Griechischen Grammatik, die von seinem ältesten Sohne vollendet worden ist. Ueber diese leztere, das umfaßendste und verbreitetste unter seinen Werken, ist in Gersdorfs Repertorium v. 1835. VI, S. 422 folgendes gesagt:

»Indem wir dieses Werk, dessen Vollendung der Verewigte nicht erleben sollte, zur Hand nehmen, tritt uns noch einmal das Bild des trefflichen Matthiä mit allen seinen freundlichen Zügen lebhaft vor die Seele. Und welches seiner zahlreichen Werke könnte auch lebhafter sein Andenken in uns erneuen, als eben dieses, das trefflichste von allen, der sprechendste Zeuge einer einen würdigen Gegenstand mit eben so viel Liebe als Unermüdlichkeit erfaßenden Lebenskraft, ein monumentum aere perennius. In der That, Matthiä war der Außerwählten einer, berufen reiche Saat mit vollen Händen außzustreuen. Viele zwar wirken tüchtig, wie er, in ihren Kreißen; allein diese Kreiße sind eng und klein; der Wirkungskreiß des Verewigten aber war unermeßlich durch die Tendenz seines Strebens. Legion ist die Zahl derer, welche an seiner Hand in die Pforten des Griechischen Altertums eintraten, und das liebevolle Andenken aller derer, welche an der von ihm geöffneten Quelle schöpften, ist, wie das Bewustsein, das er mit sich genommen, treu und recht gewirkt zu haben, ein schöneres und unvergänglicheres Monument, als Menschenhände auf seinem Grabe bauen können.«

---

ger Hauskalender v. 1838 am Schluße der mehrerwähnten biographischen Skizze.

Beilagen.

Beilage I
(zu S. 83).

Gedicht
auf
Vater Ernst.

Gesprochen zu des Fürsten Geburtstage in dem Hörsale des Gymnasiums zu Altenburg *).

Die Zeiten dämmern auf, und schön entfalten
Sich uns die Schleier der Vergangenheit.
Die Menschheit steigt, wo Licht und Weisheit walten,
Und Thaten sproßen für die Ewigkeit.
Erfindungsgeist und Phantasie umschweben
Des Isisbilds geheimnisvollen Flor
Und heben unser Erdenleben
Mit Kraft zum Göttlichen empor.

Der Weise schließt, um Menschlichkeit zu lernen,
Das Innerste des Menschenherzens auf;
Der Astronom durchwandelt Weltenfernen
Und kündet uns der Sterne Wunderlauf.
Wenn jener in dem Menschenstamme
Den Keim der Tugend, wie der Leidenschaft, entdeckt
Und mit der Weisheit Gottesflamme
Den Geist der Nazionen weckt;

Forscht dieser in geweihter Nächte Stunden,
Wo zur Unsterblichkeit die Seele reift,

*) Verfaßer und Sprecher dieses Gedichtes war unseres Wißens der damalige Primaner oder Selektaner Kritzmann auß Saara. Tag und Jahr vermögen wir nicht anzugeben; doch ist es jedenfalls in den ersten 3 Jahren nach Matthiäs Antritt vorgetragen worden. Das Gedicht selbst ist voll von Beziehungen auf des Fürsten Lieblingsbeschäftigung, die Astronomie. Die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha war von ihm errichtet.

Wie der Komet, an Ordnung festgebunden,
Durch ungemeßne Sonnenfernen schweift.
Er sieht, wie Welten Welten tragen,
Er wägt die Sonnen, mißt der Erden Bahn,
Er sieht den Morgen andrer Sterne tagen
Und schiffet durch des Weltalls Ozean.

Ein neues Licht erstrahlt auß jenen Höhen,
Der Ceres Fackel, auf die Erdenwelt. *)
So weit der Britten stolze Flaggen wehen,
Von Ganges Ufern biß zum Belt,
Hat nie ein Fernrohr sie erreichet,
Biß dies Jahrhundert ihren Schimmer sah.
Ja himmlisch schön und immer lichter steiget
Vom Sternenkreiß herab Urania.

O selig, wen Urania, die Holde,
Die Göttliche, zum Priester sich erkor!
Ihm blühen Früchte auß Idunens Golde,
Und Psalmen jubelt ihm der Sphären Kor.
Heil ihm, wenn einst auf der Vollendung Fluge
Sein Geist sich von dem Staube trennt
Und hoch vielleicht sein Nam' im Flammenzuge
Ob seiner Hülle Trümmern brennt.

Heil, Heil auch Ernst, der sich auß Gottes Lichtgefilden,
Die Brust von Engelahnungen geschwellt,
Um ordnungsvoll sein Vaterland zu bilden,
Ein höheres Gesez zum Muster stellt!
Und, „Dreimal Heil!" so ruft von ihren Sitzen
Urania voll Dank auf ihn herab,
Auf Vater Ernst, der fern auf Seebergs Spitzen
Ihr einen Tempel, einen Priester gab.

So steige denn, mein Lied, zu jenen Zauberkreißen
Und zu der Welten Hochaltar.
Heut' ist der Tag, der uns den Gütigen, den Weisen,
Den besten aller Fürsten uns gebar.
Zwar wird Aratus Geist nicht auß dir singen,
Kein Buchanan dir seinen Fittich leihn;
Doch schöner schwebst du auf der Liebe Schwingen,
Und Pietät soll dich zur Feier weihn.

---

*) Ceres als einer der 4 kleinen Planeten entdeckt von Piazzi in Palermo am 1. Jan. 1801.

Wie kläret die nächtlichen Himmel
Der Sterne bezaubernder Glanz.
Sie schwärmen im bunten Gewimmel
Und weben den magischen Tanz.
Sie rauschen, als jubelnde Köre,
Auf Schwingen der alternden Zeit,
Und jegliche kreißende Sphäre
Flammt göttliche Herrlichkeit.

Dort prangt mit dem Haupt der Gorgone
Des Perseus erhabne Gestalt,
Wo fern in der güldenen Zone
Der Lyra Getöne verhallt;
Dort schwebet der Adler, wo nimmer
Der Kranz Ariadne's verblüht,
Wo ewig ein goldner Schimmer
Dem Schild Sobiesky's entglüht.

Dort wallen Eridanus Wogen
Und strömen ins ewige Meer;
Es flammet am westlichen Bogen
Andromeda's leuchtendes Heer.
Es rauschet auf silbernen Schwingen
Der Schwan mit melodischem Sang.
Des Pegasus Flügel erklingen
Zum Hufschlag in mystischem Gang.

Dort blizt im lasurnen Gefilde
Des Prokyon funkelnder Strahl,
Und Kassiopeias Gebilde
Schaut hoch auß dem flimmernden Saal.
Der Fisch haucht rollende Fluthen,
Es leuchtet der Hydra Gestirn;
Dort schwebet, umlobert von Gluthen,
Der Widder mit flammender Stirn.

Da wandeln und wirken und tönen
Die Sphären in rastloser Pflicht;
Da leuchtet die Flamme des Schönen,
Des Großen, ein ewiges Licht.
Sie rauschen im Süden und Norden,
Sie hallen das Weltall entlang,
Und rings in den Sternenakkorden
Tönt himmlischer Friedensgesang.

Wer sind die Myriaden, Millionen,
Die Welten all? Wer leitet ihren Strom?
Wer hält den Angelstern, verkettet die Plejonen
Und wirkt vom Sirius biß zum Atom?
Wer sind die Wesen dort im lichten Aether?
Sind's Welten, nur für Engel aufgebaut?
Sind's Wohnungen, worauß der Blick der Väter
Verklärtes Glanzes auf die Nachwelt schaut?

Ist's Täuschung, oder ahnen wahr die Weisen,
Und schaute hell der Magier Blick?
Schrieb eines Gottes Hand vielleicht in jenen Kreißen
Mit Flammenschrift der Sterblichen Geschick?
Des Leuen Herz und unser Stern entflammen
Von einem Geist, es wechselt nur die Form?
Des Weltalls Funken glühn zu einem Zweck zusammen,
Und jeder Puls erklingt nach einer Norm?

Vielleicht schaut Sokrates in einer hellern Sphäre
Mit Leibnitz tiefer in das Weltsystem.
Vielleicht glänzt in des Brennenfürsten Ehre *)
Auf Friedrichs Haupt ein schönres Diadem.
Vielleicht tönt Pope's Lied auf einer andern Erde
Mit kühnerm Schwung von Gottes Weltenplan,
Und zu des ew'gen Friedens Opferherde
Wird Numa's Geist sich dort als Priester nahn.

Wer sprengt der Staubwelt enge Schranken
Im Geistesflug der Phantasie?
Wer reiht untrügliche Gedanken
An des Olympus Harmonie!
Wenn wir zu jenen Hallen schweben,
Wo Gott auß tausend Welten spricht,
Dann dämmert uns ein schönres Leben,
Dann leuchtet uns ein hellres Licht.

So sei mir denn gegrüßt im blauen Aetherthale
Du mütterlicher Stern, im Schnee= und Frühlingsglanz!
Auch dich goß Gott auß seiner Weltenschale
Und wand um dich des Himmels Friedenskranz;
Auch du strömst im Gesez der allgemeinen Triebe
Ein Tropfen nur im Sonnenmeer;
Auch dich umhaucht der Genius der Liebe
Und deine Söhne rings umher.

*) So viel wie Friedrichs Ehre, ein Sternbild.

Ja schön ist die Natur in Frühlingshülle
Und farbenreich, wie Iris Zauberlicht;
Schön geht der Mensch auß ihr mit Kraft und Fülle,
Schön, wie ein Maientag auß Rosenwolken bricht.
Doch schöner und erhabner ist der Seele Feuer,
Der Funke Gottes, der in ihm sich regt;
Er ist's, von dem entflammt der Puls der Menschheit freier
Und jedes Herz in reinerm Takte schlägt.

Er ist der Gott, der ewig in uns strebet,
Vor dem des Wahnes düstre Wolke weicht,
Der Licht und Schönheitssinn harmonisch in uns webet
Und mit dem Sterblichen zum Siz der Götter steigt.
Den Edlen nur umschwebt der Geist des Uraniden;
Nur ihm ertönt der Sphären frommer Kor;
Nur er schaut zum Olymp mit ew'gem Seelenfrieden,
Und so schaut Ernst zu ihm empor.

Beilage III
(zu S. 153).

Entlaßungsfeier
auf dem Gymnasium zu Altenburg *).

1.
Gesang vor der Entlaßung
(von Messerschmid).

Euch, die Ihr von uns scheidet im Vorgefühl
Erhöhter Thatkraft, welchen die Rose noch
Der Jugend blühet und der Unschuld,
Mild von dem himmlischen Thau umduftet, —

Euch ruft die Weisheit jezt in die volle Bahn
Der Geisteskämpfe. Rüstet Euch, rüstet Euch
Mit ihren Waffen, eh des Frühlings
Lebendurchzückender Strahl entschwindet!

Mit gnäd'gem Blicke schauet vom Weltenthron
Auf Euch der Vater. Sehet, das Vaterland

---

*) Zwischen dem ersten Gesange und der Entlaßungsrede sprachen noch zwei Schüler, einer im Namen der Abgehenden und einer im Namen der Zurückbleibenden.

Erwartet von den lieben Söhnen
Männlichen Mut und Gewißensreinheit.

Versiege, Thräne! Wandelt mit Gott vereint!
Euch wird die Nachwelt segnen, wenn an dem Ziel
Des Richters Stimme tönt: „O gehet
Ein zu der Freude vor Euerm Meister!"

2.

A. Matthiäs
lezte Entlaßungsrede.
Gehalten am 21. März 1834.

Es ist ein sehr bekannter und mannigfach erwähnter Spruch, der sich, soviel ich weiß, zuerst bei Seneca findet: Non scholae, sed vitae discimus. Auß der Verbindung, in der der Römische Philosoph ihn vorträgt, zeigt sich, daß er damit auf eine Sitte der damaligen Grammatiker, Rhetoren und Philosophen hindeutet, die in ihren Fächern nicht sowohl das, was zur Erweiterung, Berichtigung und genaueren Bestimmung derselben diente, berücksichtigten, als vielmehr, was die Verwunderung und das Staunen anderer erregen oder eine läppische Neugierde befriedigen konnte. Mit der Auflösung solcher Fragen brüsteten sie sich in ihren Schulen, um nicht nur ihren Schülern, sondern auch Männern deßselben Faches, die sie als ihre Nebenbuhler betrachteten, Proben ihres Scharfsinns oder ihrer Gelehrsamkeit zu geben; wie die Philosophen und Dialektiker des Mittelalters, die sogenannten Scholastiker, sich in Wettstreiten über die sonderbarsten und oft lächerlichsten Aufgaben gefielen. Die Zeiten solcher Spizfindigkeiten und unnützen Grübeleien sind vorbei; höchstens dienen sie noch zu Spielen des Wizes in muntern Gesellschaften, wie Räthsel und Charaden. Insofern paßt also jener Spruch nicht mehr auf unsere Zeiten. Allein man hat ihm eine andere Bedeutung gegeben, um ihn noch immer anwenden zu können; man hat ihm einen Sinn untergelegt, der allerdings dem, in welchem ihn Seneca nimmt, sehr nahe liegt, aber doch einer ganz andern Richtung fähig ist; man will damit sagen, beim Lernen müße nicht sowohl auf das Wißen, auf Einsammlung mannigfaltiger und unter sich zusammenhangender Kenntnisse Rücksicht genommen werden, als vielmehr auf die Tüchtigkeit zur Anwendung im täglichen Leben, auf praktische Brauchbarkeit. Auch in diesem Sinne enthält der Spruch

viel Wahres; denn niemand wird leugnen, daß die umfaßendsten Kenntnisse und die außgebreitetste Gelehrsamkeit unfruchtbar bleiben, so lange diejenigen, die in ihrem Besitze sind, auf keine Weise Anwendung davon auf ihre oder anderer Lebensverhältnisse machen können, so lange sie dadurch weder zu beßern Menschen werden, noch in ihrem Benehmen gegen andre dasjenige, was gut, edel, schön und in jeder Lage paßend ist, zu treffen wißen, oder wenn sie, um mit Cicero zu reden, ita se literis abdiderunt, ut nihil possint ex his neque ad communem afferre fructum, neque in aspectum lucemque proferre. Das ist die Kyklopische Gelehrsamkeit, wie sie Kant einmal nennt, der es an dem Auge des Verstandes fehlt, oder die Gelehrsamkeit derer, die, wie der Dichter von dem als Wunder der Gelehrsamkeit angestaunten Salmasius sagt, den Stuhl zwar in allen Sprachen zu nennen, aber sich auf keinen zu setzen wißen. Was hilft dem Feldherrn die gründlichste Kenntnis der Kriegswißenschaften, wenn es ihm an dem praktischen Blicke, an dem sichern Takte fehlt, um im Felde die vorkommenden Umstände zu benutzen, wodurch er sich und die Seinigen vor Schaden bewahren oder dem Feinde Nachtheil zufügen kann? In dieser Rücksicht bleibt es wahr, daß jede Bildung mangelhaft und einseitig ist, die sich nur auf eine große Masse eingesammelter Kenntnisse stüzt, aber der Gewandtheit entbehrt die durch sie erworbene geistige Kraft auf Gegenstände des Lebens anzuwenden. Aber man geht noch viel weiter; man sieht oft mit Verachtung auf jede Theorie irgend eines Faches herab, hält sie für unnüz und zeitraubend und räumt nur dem Praktischen einen Werth ein; nur praktische Menschen sind nach der Meinung vieler diejenigen, auf denen das Wohl der Staaten ruht, und durch welche alle Verhältnisse des Lebens geordnet werden können, wenn es ihnen auch an allen oder doch an gründlichen theoretischen Kenntnissen fehlt, die sie ja nur unter dem Namen der Pedanterie begreifen. Unbekümmert um die entgegengesezten Ansichten und Vorstellungen anderer, die Erfahrung in demselben Fache mit gesundem Urtheile verbinden, hören solche Leute bloß auf das, was ihnen Eigendünkel und Eigensinn eingibt, besonders wenn sie ohne gründliche Kenntnisse, durch praktische Gewandtheit erreicht haben, was das Ziel ihres Strebens war. Diese Ansicht ist eben so einseitig, als der Wahn derer, die nur auf die Theorie Werth legen und die praktische Tüchtigkeit nur für Nebensache halten. Zwar hat es von je her

Männer gegeben, die von der Natur mit einem so scharfen und vielseitigen Blicke außgestattet waren, daß sie in den meisten Lagen das Richtige wie durch einen eigenen Sinn, durch einen Takt trafen. Wie der unter den Waffen und im Dienste seines Königs ergraute General Ziethen von Friedrich dem Großen einmal den Auftrag bekam einen Plan zu dem bevorstehenden Manöver zu entwerfen, erklärte er offen, er verstehe es nicht einen Plan zu machen; wenn er aber an Ort und Stelle wäre, würde er schon wißen was er zu thun hätte. Und er wuste es. Wie am andern Tage der König mit seiner Abtheilung ihn angrif, traf er unvorbereitet seine Anstalten so gut, daß in kurzer Zeit sein königlicher Gegner von allen Seiten eingeschloßen war. Aber nicht alle Generale sind Ziethen, und die wenigsten Menschen sind durch praktisches Talent so außgezeichnet, daß sie des Studiums der Theorie überhoben sein könnten. Die grösten Feldherren — verzeihen Sie, hochgeehrte Herren, daß ich mich immer auf einem Felde herumdrehe, das mir ferner als irgend ein anderes liegt; ich fürchte mir den Verdacht der Parteilichkeit zuzuziehen, wenn ich meine zur Erläuterung dienenden Beispiele auß dem Fache nehme, das ich auch einigermaßen zu verstehen glaube — die grösten Feldherrn also dieses und des vorigen Jahrhunderts, Friedrich der Große und Napoleon, haben durch ihre vielen und glänzenden Siege hinlänglich bewiesen, daß sie mit einem solchen praktischen Feldherrntalente begabt waren, aber sie hielten auch streng darauf, daß diejenigen ihrer Unterthanen, die sich dem Kriegsdienste widmen wollten, gründlich in der Mathematik und den Kriegswißenschaften unterrichtet würden, Beweises genug, daß diese hohen Geister nicht glaubten, der scharfe praktische Blick, den nur die Natur geben kann, reiche hin, um einen über das Gewöhnliche und Alltägliche zu erheben, wenn nicht die Theorie hinzukäme und jenem praktischen Talente erst die erforderliche Gediegenheit gäbe. Was ich hier in den Kriegswißenschaften darzuthun gesucht habe, gilt eben so von allen andern Wißenschaften. Wie viel Studium und Mühe wandten die grösten Staatsmänner und Redner des Altertums, Demosthenes und Cicero, zum Theil nach ihrem eigenen Geständnisse darauf, um zu der hohen Stufe der Vollkommenheit zu gelangen, zu der sie von der Natur vorzüglich befähigt waren? Wie viel Mühe und Arbeit ließen es sich die wahrhaft großen Philosophen, Aerzte und Rechtsgelehrten aller Zeiten kosten, um zu der praktischen Tüchtigkeit, die sie von

der gütigen Natur empfangen hatten, auch Kenntnis der Theorie hinzuzufügen? Ego, sagt Cicero, multos homines excellenti animo ac virtute fuisse et sine doctrina, naturae ipsius habitu prope divino, per se ipsos et moderatos et graves exstitisse fateor. Etiam illud adiungo, saepius ad laudem atque virtutem naturam sine doctrina, quam sine natura valuisse doctrinam. Atque idem ego contendo, quum ad naturam eximiam atque illustrem accesserit ratio quaedam conformatioque doctrinae, tum illud nescio quid praeclarum ac singulare solere exsistere. So ist also nach dem Urtheile selbst derer, denen man eine vorzügliche praktische Tüchtigkeit zuschreibt, diese für sich nicht hinreichend, um etwas Außgezeichnetes hervorzubringen, wenn nicht eine gründliche Theorie und die Bildung des Geistes, welche nur diese gewährt, hinzukömmt, und ohne Theorie bleibt jene praktische Tüchtigkeit nur oberflächlich und seicht. Hiebei begeht man noch eine andere Unbilligkeit. In jeder Wißenschaft gibt es gewisse Materien, deren Kenntnis an und für sich zwar nicht das Wohl und Wehe der Staaten und einzeln Menschen, selbst nicht die Erwerbung des täglichen Lebensbedarfs betreffen, aber für die Wißenschaft, der sie angehören, wichtig sind, weil sie den Zusammenhang der einzeln Theile derselben vermitteln oder wichtigen Lehren zur Grundlage dienen, wie denn die ersten Lehrsätze der Geometrie an und für sich von geringer Bedeutung für das praktische Leben sind, aber die wichtigsten Wahrheiten tragen und stützen. Man thut sehr unrecht, wenn man solche scheinbar geringfügigen und alles allgemein praktischen Nutzens entbehrenden Lehren und Gegenstände des Lernens geringschäzt und verwirft; sie gehören ebenfalls zum Ganzen, das ohne sie nicht bestehen und den erwarteten Nutzen gewähren könnte. Aber es ist einmal Geist der jetzigen Zeit leichtsinnig alles auf die praktische Brauchbarkeit zu beziehen und nichts zu achten, was nicht entweder Gewandtheit selbst in mechanischen Geschäften oder leichtern Broterwerb zu verschaffen vermag; denn gewöhnlich ist diese Berufung auf das Praktische nur ein Deckmantel für Weichlichkeit und Eigennuz; man scheut den langen und beschwerlichen Weg durch die Dornen der Theorie und zieht es vor sich die Bahn recht bequem zu machen, die doch am Ende wohl zu Ehren und Würden oder zu reichlichem Gelderwerb führt; man bedenkt nicht, daß in jedes Menschen Leben eine Zeit ist, in welcher er vorzüglich die Kräfte seines Geistes wecken, bilden und entwickeln muß, ehe er darauf Anspruch

machen kann in das thätige Leben einzutreten und einzugreifen. Irre ich nicht sehr in der Deutung mehrerer Aeußerungen, die mir zu Ohren gekommen sind, so ist eben dieses immer allgemeiner werdende Streben nach praktischer Wirksamkeit eine Hauptursache des verderblichen Geistes, der seit einigen Jahren die akademische Jugend zu den berüchtigten politischen Verbindungen treibt. Der Jüngling hat in seinen frühern Umgebungen so viel von dem Werthe des Praktischen gehört, gegen das die Theorie nur Kinderspiel wäre; er hat alle Welt schreien gehört: O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, Virtus post nummos. Ist es ein Wunder, daß er, wenn er nun auf die Universität kömmt und sich für selbständig hält, von seinem Drange zum Praktischen sich hinreißen läßt und zu einer Zeit, wo ihm der eigentliche Staats- und Kirchendienst noch verschloßen ist, zu dem er sich ja erst vorbereiten soll; daß er in allgemeinen unbestimmten Ideen über Staaten- und Völkerglück schwärmt, dadurch und durch nähern Umgang mit Gleichgesinnten seine Einbildungskraft erhizt und dann von seinen eiteln Träumereien zur That, oft zu Verbrechen und frevelhaften Unternehmungen hingerißen wird, die sein bürgerliches Glück zerstören und die Seinigen in Kummer und Verzweiflung stürzen? Es ist um so weniger zu verwundern, da den akademischen Bürgern jezt die Gelegenheit genommen ist sich in den Vorlesungen verständiger und besonnener Lehrer über die richtigen Grundsätze von Staatsverfaßung und Staatsverwaltung und über das Verhältnis der verschiedenen Staatsgewalten gründlich zu unterrichten; der Misbrauch, den einige durch Geschichte und Beobachtung nur oberflächlich gebildete und unverständige Lehrer von solchen Vorlesungen machten, hat auch den richtigen Gebrauch derselben, die gründliche Belehrung über das, was nun einmal für unsere Zeitgenoßen das höchste Interesse hat, zerstört, und je weniger der Jüngling über die Entstehung, die Verhältnisse und die Bedürfnisse der Staatseinrichtungen Unterricht erhält, mit desto selbstgenügsamerem Wahne bildet er sich selbst eine aller tüchtigen Grundlage entbehrende Theorie und stürzt sich in ein Gewirre von halbwahren oder ganz falschen Ansichten, weil er dadurch erst mit Umgehung der leidigen Theorie in das praktische Leben einzugreifen wähnt, das ihm als das höchste Ziel menschliches Strebens angepriesen ist. So läßt Xenophon in seinen Denkwürdigkeiten des Sokrates einen Jüngling auftreten, der von einem unwiederstehlichen Drange nach praktischem Wirken getrie-

ben in jeder Volksversammlung sich auf die Rednerbühne schwingt, um von dort auß das Volk über das, was es zu thun habe, zu unterrichten, aber jedesmal, weil er das gesezmäßige Alter noch nicht erreicht hat, auf Befehl der Magistratspersonen durch die Polizeidiener, die Skythischen Bogenschüzen, wieder heruntergerißen wird, biß Sokrates ihn durch vorgelegte Fragen endlich zu dem Geständnisse bringt, daß er von allem, was den Menschen zur Besorgung irgend einer Staatsangelegenheit befähigt, noch gar nichts wiße, und ihn so zur Selbsterkenntnis und zu dem Angelöbnis führt nicht eher wieder die Rednerbühne zu besteigen, als biß er sich gründliche Kenntnisse über das Staatsleben erworben hätte. Doch wenn das Beginnen dieses Jünglings nur Unverstand und Anmaßung verräth, so sind dagegen die heutigen akademischen Verbindungen nicht mehr unschuldige Vereine, durch den Trieb der Geselligkeit gebildet, sondern verbrecherische und staatsgefährliche Zusammenrottungen geworden, die selbst schon manchmal die Ordnung und Ruhe in einzeln Staaten zu stören gesucht, ob gleich noch nicht zu zerrütten vermocht haben. Von den Universitäten auß hat dieses Gift sich selbst auf Schulen eingeschlichen; auch diese sollten Pflanzschulen jenes unsinnigen politischen Treibens werden, damit das auf den Universitäten wuchernde Unkraut bei den Neuankommenden einen desto beßer vorbereiteten Boden fände; denn von den Universitäten ist dieser Geist des Bösen auf die Schulen übergegangen, obgleich einzele Unverständige oder Uebelwollende glauben machen wollen, er habe seine eigentliche Wurzel auf den Schulen und sei von dort auf die Universitäten übergegangen. Jene Verbindungen sind ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für fast alle Regierungen geworden, deren Pflicht es ist die Theilnahme an denselben auf das strengste zu ahnden. Mehrere büßen schon jezt ihren Leichtsinn oder ihre Schwärmerei mit dem mehrjährigen Verluste ihrer Freiheit; andere sind von der Bahn, welche zu betreten sie durch Talente und erworbene Kenntnisse berufen waren, und auf der sie ihre Eltern und Angehörigen, so wie ihr Vaterland zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, verstoßen, vielleicht um sie nie wieder zu betreten; mit verdoppelter Angst und Besorgnis sehen jezt Eltern ihren zur Universität fortschreitenden Söhnen nach, wenn sie bedenken, daß auch sie eine Beute der Verführung werden und verleitet werden können Theil an solchen unerlaubten Verbindungen

zu nehmen, die einst alle ihre Hoffnungen zerstören und alle Sorgfalt, die sie auf die Bildung ihrer Söhne gewandt, vereiteln würden.

Von den allermeisten unter Ihnen, geliebte Jünglinge, dürfen wir, glaube ich, mit Zuversicht hoffen, daß Sie an diesem unsinnigen, für Sie und die Ihrigen verderblichen Treiben keinen Theil nehmen werden; dazu haben Sie zu viel Besonnenheit und selbst Karakterfestigkeit bewiesen. Zwar werden auch Sie in Versuchung geführt werden; man wird auch Ihnen vorspiegeln, wie viel Sie an Selbständigkeit gewinnen, und wie viel Sie Ihre praktische Außbildung befördern werden, wenn Sie in Verbindungen treten, deren Zweck ist schon zu handeln, wo es noch auf das Lernen ankömmt. Aber behalten Sie immer Ihr wißenschaftliches Ziel vor Augen; bedenken Sie, daß Sie noch in der Zeit der Außsaat sind, die gewißenhaft angewandt einst reife Früchte hervorbringen wird, aber in nichtiger und thörichter Schwärmerei vergeudet Ihnen nur eine traurige Außsicht eröffnen kann. Welche Reue mag mancher sonst gutartige Jüngling fühlen, der sich durch Leichtsinn von der Bahn der Pflicht verlocken ließ! Ersparen Sie sich diese Reue, denken Sie an das, was Sie Ihren Eltern für ihre liebevolle Pflege und die Aufopferungen, denen sie sich auß Liebe zu Ihnen unterzogen, vielleicht einer Mutter, die ihrer Stütze im Leben beraubt für die Zukunft und für den Abend ihres Lebens in Ihnen eine Stütze zu finden hofft, zu vergelten schuldig sind. Möge Gott Sie behüten und Ihnen Stärke geben, um zu entsagen, wo Hingeben die Pflicht gegen das Vaterland, gegen die Ihrigen und gegen sich selbst verletzen würde! Möge ein reges wißenschaftliches Streben Sie beseelen, ein immer weiteres Vorrücken auf der Bahn der Sittlichkeit Sie belohnen und sich Ihr Sinn für Religion und Tugend immer mehr kräftigen, damit Sie einst mit reinem Herzen und mit dem Bewustsein redlich erfüllter Pflichten zu denen zurückkehren, die Sie jezt mit den heißesten Segenswünschen, aber nicht ohne Besorgnisse scheiden sehen.

3.

Gesang nach der Entlasung

(von Mörlin).

Holde Freundschaft, Trost des Lebens,
Ohne dich sucht man vergebens
    Auf der Erde wahres Glück;

Doch an deinem treuen Stabe
Wandelt man getrost zum Grabe
Durch des Lebens Misgeschick.

O in deinem weichen Schooße
Ruht der Arme wie der Große
Von des Lebens Sorgen auß.
In der trauten Freunde Mitte
Macht uns selbst die kleinste Hütte
Froher als ein Fürstenhaus.

Scheidet, Freund', auß diesen Hallen;
Seht die Trennungsthräne fallen;
Geht, wohin das Glück Euch ruft.
Blickt auf Eurer Lebensreise
Oft zurück in diese Kreiße;
Bleibet redlich biß zur Gruft.

Beilage III

(zu S. 233).

1.

Rede auf den Tod A. Matthiäs.

Gehalten vom Professor Dr. Ramshorn im Hörsaale des Altenburgischen Gymnasiums
den 10. Januar 1835.

Wir weihen diese Stunde dem Andenken eines Mannes, der durch sein reiches Wißen, durch seine Geisteserzeugnisse und durch seine Berühmtheit der Welt gehört, durch seine Stellung aber und seine Amtsverhältnisse als Aufseher und Leiter dieser Anstalt, als Amtsgenoße und erster Mitarbeiter, als kundiger Lehrer und Berather mit uns, den übrigen Lehrern, und mit den sämmtlichen Zöglingen dieser Anstalt durch so mannigfache Beziehungen in so enger Verbindung stand, daß die plözliche Trennung dieser Bande und ihrer biß ins innerste Familienleben sich erstreckenden Fäden in uns eine tiefe, herzergreifende Erschütterung verursachen muste. Dreiunddreißig Jahre wirkte er an dieser Anstalt; sah, wie durch sein und seiner Mitlehrer kräftiges Zusammenwirken und durch des verewigten Mörlin für alles Gute und Edle begeisterndes Wort ein auß der vorhergegangenen Zerrüttung noch gerettetes Häuflein von 45 Schü-

lern fröhlich heranblühete und ihre Zahl im Laufe der Jahre unter schmerzlichen Verlusten der Anstalt und in den Stürmen der aufgeregten politischen Welt sich so mehrte, daß die Räume der Lehrsäle die Menge kaum noch faßten; sah, wie um ihn und seinen nächsten Amtsgenoßen zur 25jährigen Amtsjubelfeier ehemalige und noch vorhandene Schüler sich festlich versammelten und Glück wünschend ihren Dank zollten; sah, wie eine große Anzahl derselben im Vaterlande und im Außlande zu Aemtern und Ehren gelangten, wie durch sie seine Lehren weiter verbreitet wurden und Früchte trugen und mehrere seiner Zöglinge als Mitlehrer an seine Seite traten. Griechische Sprache und die Denkmäler Griechisches Geistes, vorher auf dieser Anstalt kaum gekannt, wurden durch ihn zu einem Hauptgegenstande des Unterrichts erhoben, und bald würdigte und ehrte das Außland seine Verdienste um diesen Zweig der Literatur. Sein Fürst zeichnete ihn durch Ehre auß, die Vertreter des Landes durch Belohnungen; seine Vorgesezten, die höheren und gebildeten Stände ehrten und achteten ihn und zogen den durch seinen Geburtsstern schon dazu Berufenen gern in ihre Kreiße. Seine außgebreitete Bekanntschaft mit den klassischen Schriftstellern der gebildetsten Völker alter und neuer Zeit verlieh seinen Lehrvorträgen einen eigenen Reiz und eine eigene Gediegenheit. Die trefflichen Muster, die ihm auß seiner Jugendzeit noch vorschwebten, eigene Erfahrung und reifes Urtheil ließen ihn nicht das rechte Maß verfehlen. Der ruhige, milde Ton, mit welchem er zu seinen Schülern sprach, und die Autorität, die er sich durch seine Gelehrsamkeit erworben hatte und die seine Verhältnisse begünstigten, ließen seine Worte nicht leicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Unreife Urtheile, ungeprüfte Vorschläge zu scheinbaren Verbeßerungen im Schulwesen vermochten ihn nicht in dem, was er einmal für gut und zweckmäßig erkannt hatte, irre zu machen und von der Bahn, die er sich als die bewährteste vorgezeichnet hatte, abzubringen. Ein Freund strengster Ordnung und genauer Eintheilung der Zeit leitete er das Ganze dieser Anstalt und erhielt sie in regelmäßigem Gange, so daß diesen selbst die unvermeidlichen Uebel eines verheerenden Krieges nur auf kurze Zeit unterbrachen, wuste er ungeachtet seiner vielfachen und verschiedenartigen Geschäfte dennoch Raum für Lektüre und für literarische Arbeiten zu gewinnen und den Ruhm des

Friedrichsgymnasiums im nahen und fernen Außlande zu begründen.

Doch ich rede hier vor und zu Schülern dieser Anstalt. Ernst und feierlich mahnt Sie das Hinscheiden Ihres ersten Ihnen so theueren Lehrers an Ihre Pflichten. Die Krone der Tugenden eines den Wißenschaften sich widmenden Jünglings ist Pietät. Mit welcher Liebe und Verehrung sprach der Verewigte von seinen Lehrern Suchfort und Heyne, deren Namen er nie ohne sichtbare Rührung außsprach. Auch Ihnen sei der Name Matthiä theuer. Sein Bild erwecke Sie zu reger Thätigkeit und unermüdlichem Fleiße, zur Ordnungsliebe und zur gewißenhaften Anwendung Ihrer Jugendzeit. Sein Ruhm sei Ihr Stolz, und sein Streben sich nicht leicht in einem Zweige der ihm näher liegenden Wißenschaften übertreffen zu laßen beflügele den Eifer des Thätigen und Talentvollen sich auch auf dem Felde der Wißenschaften Palmen zu sammeln, um dereinst nicht spurlos die Erde zu verlaßen. Wohlgesitteten, fleißigen und kenntnisreichen Jünglingen war er hold. Sie können sein Andenken nicht mehr ehren, als wenn seine Lehren und Ermahnungen in Ihnen fortleben und wirksam bleiben. Zeigen Sie Jeder durch sein Beispiel, durch Gottesfurcht und wahre Religiosität, durch Sittenreinheit und Bescheidenheit, durch Gehorsam und Folgsamkeit gegen Ihre Lehrer und durch regsames Streben nach höheren Gütern, die Ihnen niemand rauben kann, durch unabläßiges Streben nach gründlicher Wißenschaft und sittlicher Güte, daß Sie würdige Söhne der Pflanzschule sind, die unter Matthiäs Pflege eine noch nie gesehene Blüte entfaltete, auf daß Sie nicht erröthen dürfen vor sich selbst, wenn Sie in einsamen Stunden sein Bild hervorrufen und sich vor Ihrem Gewißen Rechenschaft geben, nicht vor den Männern, die noch in ihren höheren Wirkungskreißen Matthiäs Namen segnen, nicht vor dem Vaterlande, welches von Ihnen die Früchte treuer Jugendpflege erwartet, und nicht vor dem Außlande, welches Matthiäs Verdienste Generazionen hindurch dankbar anerkennen wird. Friede seiner Asche!

2.

Am Grabe

des hochgeehrten und vielgeliebten Lehrers

Herrn Dr. Matthiä,

Kirchen- und Schulraths, auch Direktors des Friedrichsgymnasiums zu Altenburg.

Klage laut, umflortes Saitenspiel!
Es sank am Erdenziel
Dahin zum Schlummer,
Befreit von manchem Kummer,
Des Theuern Haupt.

Stöhne laut in bangem Seelenschmerz,
O tief bewegtes Herz!
Er ist geschieden
So jäh dahin zum Frieden,
Den du verehrt.

Rinne, Thräne, nieder auf Sein Grab,
Wo Er den Pilgerstab
Nach langem Wallen,
Als es dem Herrn gefallen,
Von sich gelegt.

Traure, heil'ge Stätte, wo durch Wort
Und That Er fort und fort
Uns, die wir schliefen,
Geweckt — des Wißens Tiefen
Uns gern erschloß.

Weine über Ihn, du Jüngerschaar,
Der dir ein Vater war
In allen Stunden
Und der mit dir empfunden
Der Zeiten Druck!

Weinen? Nein! Erhaben über Schmerz
Und Harm ist nun Sein Herz.
Drum hallet wieder
Vom Grab', ihr Siegeslieder,
Dem Glücklichen!

Ja verstumme, Klage! Denn vereint
Ist ihm, was er beweint

Im Thal der Mängel,
Und dort im Land der Engel
Entweicht das Leid.

Doch verstummen wird nicht in der Brust
Der Dank, den Dir mit Lust
Die Jünger zollen;
Ach tausend Thränen rollen
Dir nah und fern!

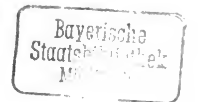
Denn betrat des Wißens Heiligtum
Nicht mancher schon mit Ruhm
Von Dir geleitet? —
Das Land, das Du bereitet,
Es grünet fort!

Nicht vergeßen wird das Vaterland
Die segensreiche Hand,
Mit der Du legtest
Der Bildung Grund und regtest
Der Geister Kraft.

Ach vergeßen werden Ihn auch nicht
Die Seinen. Himmelslicht
Von oben stille
Den Schmerz, und Trost erfülle
Der Waisen Brust!

Allen aber schwebe freundlich mild
Begeisternd vor Sein Bild,
Daß wir im Leben
Ihm nachzuringen streben
Und werden gleich!

Einer seiner dankbaren Schüler.



Druckfehler.

Seite 5,	Zeile 16 v. o.	lis:	den Einen statt dem Einen.
= 22	= 1 v. o.	=	Literatur st. Litteratur.
= 102	= 3 v. o.	=	mannigfach st. mannichfach.
= 134	= 4 v. u.	=	Koffer st. Hoffer.
= 168	= 4 v. u.	=	Grundprinzip st. Grundprinzig.
= 202	= 5 v. o.	=	Scheller st. Schmeller.
= 217	= 3 v. u.	=	Blütenzeit st. Blüthenzeit.
= 225	= 10 v. o.	=	zu mehrern st. zu den mehrern.



Quedlinburg,
gedruckt in der G. Basseschen Offizin.



